This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

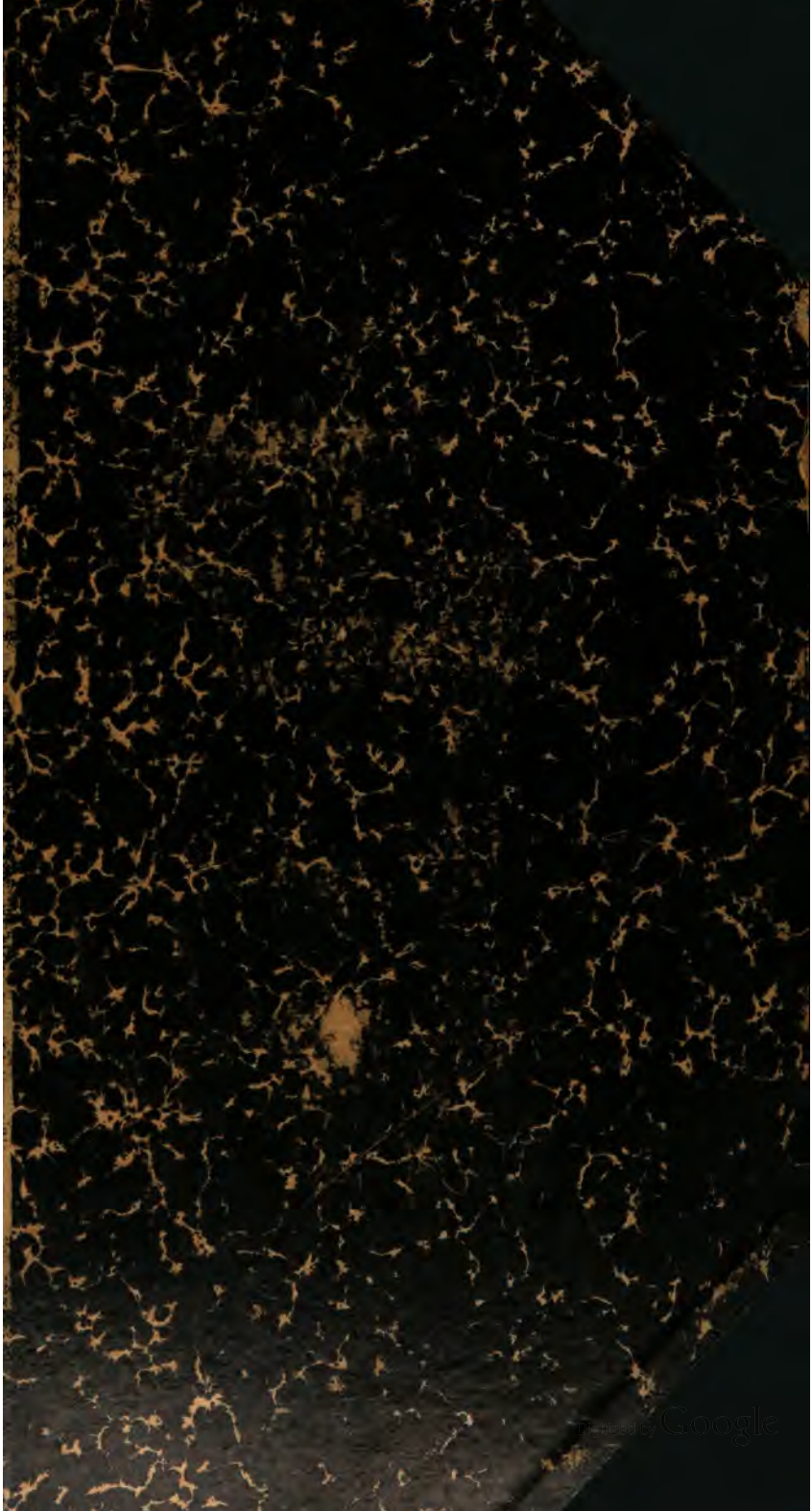
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

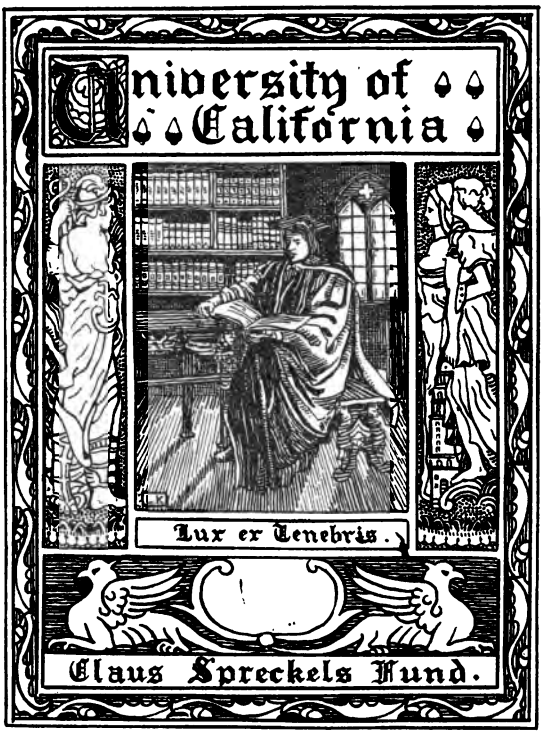
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.


Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Die letzten Lebensjahre

Ludwig's des Vierzehnten.

Digitized by Google

Digitized by Google

Die letzten Lebensjahre

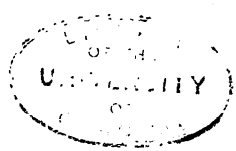
Ludwig's des Vierzehnten.

Geschichtliche Studie.

Vorstudie zu einer „Geschichte der Regentschaft".

Von

Dr. Wilhelm Krohn.



Jena & Leipzig,

Hermann Costenoble.

1865.

Digitized by Google

DC 12.4
K.

SPRECKELS

Digitized by Google

Frankreich im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts.

(Statt Vorwort).

Die Zeit der Regentschaft des Herzogs von Orleans umfaßt zwar nur wenige Jahre der französischen Geschichte; trotzdem gehört sie zu ihren bedeutungsvollsten Perioden.

Sie war gewissermaßen die Krisis der Geschicke Frankreichs.

Ludwig's XIV zehrender Absolutismus hatte die Lebenskraft des Staates erschlafft. Das politische Bewußtsein schlummerte, jede andere Autorität war in der königlichen Machtvollkommenheit untergegangen. Der Wille des Volkes war vernichtet; es hatte längst die Kraft der Gegenwirkung eingebüßt. Der Adel war seiner Bestimmung entfremdet, zum kriechenden Höfling erniedrigt, die Kirche durch Dogmenkampf verwirrt und das fügsame Werkzeug eines unduldsamen Despotismus geworden.

Ein bleierner Druck lastete auf allen Lebenskreisen. Die Willkür war Gesetz und das Glück der Nation den persönlichen Zwecken des Herrschers geopfert. Die nährende Kraft des Landes hatte die schonungsloseste Unterdrückung gelähmt, die einst blühende Industrie eine grausame Bigotterie freventlich vernichtet, der Handel, der Verkehr hatten ihre Triebkraft, die Kapitalien, verloren, und der gesammte Staatshaushalt stand an der äußersten Grenze des Verderbens.

Längst war daher die Zeit vorüber, in der das Volk seine Sympathien und Hoffnungen an den Klang des Namens seines Königs knüpfte. Man hoffte nichts mehr von ihm, er hatte die Liebe seines Volkes verscherzt. Mißtrauen und Unzufriedenheit, eine dumpfe Gährung erfüllte die Herzen. Man sehnte sich heraus aus der Einförmigkeit des drückenden Joches, man sehnte sich nach Aenderung, nach Erneuerung des abgestorbenen Daseins — -- und es war, als er starb, als ob ein drückender Alp von den gelähmten Geistern entwichen.

Digitized by Google

Ein Hauch der Freiheit, eine Springfluth neuen Lebens regte sich in den Gemüthern. Der Augenblick der Rettung schien gekommen. Die frische Kraft, der gute Wille gut benutzt — und dem Verfalle wäre Einhalt gethan, der Staat wieder zu normaler Gesundheit erblüht, die Zukunft eine glückliche geworden.

Aber ungenützt floh die goldene Gelegenheit vorüber; denn Der fehlte, der sie hätte ergreifen können. Es fehlte der leitende Geist, der die thätigen Kräfte zusammenzuhalten und zum Heile des Staates anzuwenden vermocht hätte.

Der neu erwachte Lebenstrieb, der in allen Kreisen sich regende Thätigkeitsdrang zersplitterte sich; wild irrten und wogten die Bestrebungen auseinander; halt- und bestandlose Pläne tauchten auf, das Gute und Vernünftige ward überschrieen, Maß und Besonnenheit verachtet und einem verworrenen System ohne Wurzel und Halt, das nach Willkür den Schöpfer zu spielen unternahm, in blinder Gläubigkeit vertraut.

Die Habsucht ergriff die Geister, stachelte sie an, daß sie in jähen Sprüngen auf das Ziel losrannten. Doch sie überstürzten sich und das glitzernde Trugbild, nach dem sie gehascht, war entflohen, als sie ernüchtert am Rande des Abgrundes erwachten. — Aber blieben sie auch noch stehen, taumelten sie noch nicht hinein, das Unheil war geschehen, die Krisis vorüber und die Rettung unwiederbringlich verloren.

Frankreichs Schicksal hatte sich entschieden, die Fäden seiner Zukunft waren unlösbar verwirrt, nur das Schwert vermochte sie zu durchhauen.

Zwar trat noch für längere Zeit die Wirklichkeit hinter dem Scheine zurück, denn den Leidenschaften fehlten noch die Ideen, aber der Strom hatte seine Schleusen einmal durchbrochen, die Naturgesetze wollten ihren Lauf haben.

Die sociale Zerrüttung, der innere Gährungskampf sich widerstreitender Elemente begann jetzt. Alles gerieth in Verfall, Alles sank in Erniedrigung: der Thron, der Adel, der Klerus.

Den Thron vertrat damals ein Fürst, den die Natur mit den herrlichsten Anlagen ausgestattet, ein Fürst, der zu Großem befähigt war und der das Gute aufrichtig wollte, dem aber versagt war, was ein Fürst am meisten bedarf: Festigkeit, Tugend; dem die Kraft fehlte zu thun, was seine bessere Einsicht ihm gebot, der sich selbst nicht zu beherrschen vermochte.

In der Lust sinnlicher Genüsse vergaß er die Größe seines Be-

Digitized by Google

rufes, vergaß er die Aufgabe seines Lebens, vergaß er, daß er nur der Verwalter eines ihm anvertrauten Gutes war. Die moralischen Schätze seines Amtes verschwendete er in gutmüthiger Schwäche, die hoffnungsvolle Liebe, die man dem Throne entgegengetragen, verzehrte er in gewissenlosem Leichtsinn. — Es zu beglücken, hatte er dem Volk versprochen, und er führte es an den Abgrund; er hatte es leiten, seinen kranken Organismus heilen wollen, und er zerstörte selbst die Heilmittel, die dem drohenden Unheil gewehrt haben würden.

Zwar blieb das Königthum trotzdem noch die natürliche Voraussetzung der Staatsverfassung, den Grundsäulen seiner Macht drohte noch keine Gefahr — aber der Nimbus war entflohen, das Vertrauen entschwunden, die getäuschte Hoffnung hatte ihm die Achtung geraubt.

Der Waffe, auf die es sich bisher gestützt, trat jetzt keck das Wort entgegen, die Willkür seiner Gebote fand an dem Recht und dem Gesetz eine lähmende, zwar noch oft gestürzte, aber nach jedem Sturze sich höher emporthürmende Schranke. Aus der absoluten Monarchie ward eine gemischte und die gemischte trug den Todeskeim in sich.

Unter den früheren Regierungen war der Adel erniedrigt worden; unter dieser erniedrigte er sich selbst. Nachdem er längst das innere Wesen seines Berufes eingebüßt hatte, verfälschte er jetzt auch noch seine Form. Er trat heraus aus der vornehmen Ausschließlichkeit seines früheren Daseins. Er mischte sich unter die Rotüre, veranlaßte diese sich ihm gleichzustellen und den Ursprüngen seiner Vorrechte nachzuforschen, ja, er besudelte sich sogar mit Schmach, die ihn in die gemeinsten Tiefen des Pöbels hinabzog.

Und der Klerus? Unter Ludwig XIV hatte er sich verhaßt gemacht, jetzt ward er verächtlich. In nichtigen Streitigkeiten vergeudete er seine Lebenskraft, durch frivole Sitten verlor er Achtung und Würde.

Aber in dieser allgemeinen Zerstörung der bisherigen Grundelemente des Staates begann die Entwickelung eines neuen schaffenden und fortbildenden Elementes.

Seither hatte in Frankreich die Realität des Bürgerthums gefehlt; jetzt trat es ins Leben.

Die wilde, ungesunde, phantastische Ueberspanntheit dieser Zeit, ihre scheinbar verderbliche Gährung hatte einen Geist erzeugt, der das Volk aus seiner Erschlaffung erweckte, seine dumpfen Sinne be-

Digitized by Google

lebte und es zur Thätigkeit anspornte. In ihm fand jetzt die Kraft, die aus den höheren Ständen entwichen, ihren Ausdruck. Die Interessen begannen sich zu entwickeln, die Ideen kamen in Umlauf. Der Handel, die Industrie und die Wissenschaft wurden die Mächte des Lebens. Und mit der steigenden Bildung, mit dem sich mehrenden Reichthum erwachten auch neue Ansprüche und Bedürfnisse. Man begnügte sich nicht mehr mit den spärlich zugemessenen Rechten; man wollte Geltung erlangen, man wollte frei sein. Man dachte nach über die Gesetzgebung, die Verwaltung, den Staat und die Bedingungen eines gesunden Volkslebens; es bildeten sich Wünsche, es erhoben sich Forderungen und es entstand zuletzt ein Kampf, in dem sich der Wille und die Kraft des Volkes erstritt, was ihm gehörte — sein Recht.

Diese ganze folgenreiche Entwickelung hat in der Zeit der Regentschaft ihren Anfang genommen, und darum hat man wohl Recht gehabt, sie den ersten Schlag der Sturmglocke der Revolution zu nennen.

New-York, den 28. Juni 1864.

Dr. Wilhelm F. H. Krohn.

Digitized by Google

Inhaltsverzeichniß.

I. Kapitel.

Frau von Maintenon.

Ludwig XIV auf dem Gipfel seiner Macht; Umschwung; Unglück im Kriege; trauriger Zustand Frankreichs; plötzliche Todesfälle in der königlichen Familie; Verdacht der Vergiftung. (S. 1—12.) — Frau von Montespan und die Wittwe Scarron's; Erhebung der Letzteren zur Frau von Maintenon; Entfernung der Ersteren vom Hofe; geheime Vermählung der Frau von Maintenon mit dem Könige. (S. 12—27.) — Pläne, Verbindungen und Charakter der Frau von Maintenon; Legitimirung der natürlichen Kinder des Königs; der Dauphin und der Herzog von Bourgogne; Demüthigung des Herzogs du Maine. (S. 27—44.) — Dauernder Groll des Letzteren; Falschheit der Dauphine von Bourgogne; Lenkung des Verdachtes auf den Herzog von Orleans. (S. 44—50.)

II. Kapitel.

Philipp von Orleans.

Die Persönlichkeit des Bruders von Ludwig XIV, „Monsieur"; Tod seiner ersten Gemahlin; seine zweite Ehe mit Charlotte Elisabeth von der Pfalz; Charakter der Letzteren. (S. 51—63.) — Philipp's Geschwister; seine Jugend und Erziehung; Abbé Dubois und sein Einfluß. (S. 63—72.) — Vermählung mit Ludwig's XIV natürlicher Tochter, Mademoiselle de Blois. (S. 72—82.) — Dubois' Ehrgeiz; sein Aufenthalt in England; Verhältniß zu Lord Stanhope. (S. 82—91.) — Weitere Entwickelung von Philipp's Charakter; seine Ehe; seine Ausschweifungen, zum Theil Folge seiner gezwungenen Thatenlosigkeit. (S. 91—99.) — Zwist seines Vaters mit dem Könige darüber; des Letzteren Unwille gegen Madame; der erbrochene Brief; heftiger Streit Monsieur's mit dem König; Monsieur's Tod. (S. 99—111.) — Philipp's Schmerz; Madame's Trauer und Befürchtungen; ihre Unterredung mit der Maintenon; Versöhnung mit dem Könige; Stellung des neuen Herzogs von Orleans. (S. 111—120.)

III. Kapitel.

Der Krieg in Italien.

Ludwig's XIV schlechte Feldherren; Catinat abberufen; Marschall Villeroi in Italien und in Flandern; Niederlage bei Ramillies. (S. 121—129.) — Des Königs Zorn; Verfahren gegen Villeroi, dessen Eitelkeit und Eigensinn; Ungnade; du Maine's kriegerische Unfähigkeit; Philipp von Orleans' Commando

Digitized by Google

in Italien; Erhebung seiner Maitresse Mlle. de Séry zur Gräfin von Argenton. (S. 129—135.) — Vendome, la Feuillade, Marsin; Belagerung von Turin; des Herzogs vergebliche Anstrengungen, das französische Heer zu retten; Rücktritt vom Commando. (S. 135—147.) — La Feuillade's und Marsin's Verblendung und Unthätigkeit; Niederlage bei Turin; Rückzug; des Herzogs weiterer Plan und Intriguen seiner Offiziere; la Feuillade's Ungnade; der Herzog von Orleans geht nach Spanien. (S. 148—160.)

IV. Kapitel.

Ereignisse in Spanien.

Karl's II Tod und Testament; Theilungsproject; Berathung; Spaniens Zustände; Philipp's V Charakter. (S. 161—168.) — Seine Gemahlin und die Fürstin Orsini; Regentschaft während der Reise Philipp's V; ehrgeizige Umtriebe der Fürstin; ihre Verbindung mit der Frau von Maintenon; Cardinal Portocarrero und Don Manuel Arias; Cardinal d'Estrées. (S. 168—179.) — Allmacht der Fürstin Orsini; ihre widerspruchslose Herrschaft; der Abbé d'Estrées und andere Feinde; die Fürstin verbannt, in Alcala, dann in Toulouse. (S. 179—188.) — Ihre Wiedereinsetzung und ihr Besuch in Versailles; erneuerte Herrschaft in Madrid; innere Bewegungen; entdeckte Verschwörung gegen den König. (S. 188—193.) — Aeußere Stürme; Fortschritte der feindlichen Heere; Anerkennung des Erzherzogs Karl in einem großen Theile Spaniens; vergebliche Belagerung Barcelona's; Philipp V nach Burgos; die Verbündeten in Madrid; heldenmüthige Anstrengungen der Nation; Sieg des Marschalls Berwick bei Almanza; Ankunft des Herzogs von Orleans; seine Stellung zu Jenem. (S. 194—199.) — Philipp von Orleans als Oberbefehlshaber; Belagerung und Eroberung Lerida's; Ruhm und Anerkennung; Philipp bringt den Winter in Frankreich zu. (S. 199—202.) — Feldzug von 1708; Schwierigkeiten; der unvorsichtige Toast; Intriguen; Belagerung und Einnahme von Tortosa; Verluste auf anderen Seiten; ungünstige Stimmung im Lande; Bedrängnisse Frankreichs. (S. 202—208.) — Verdacht und Gerüchte über des Herzogs Verbindungen und Pläne; Rückkehr nach Frankreich; Regnault und Flotte; Verhaftungen und Anklagen; des Königs Zorn; Fürsprache des Herzogs von Bourgogne; Rechtfertigung. (S. 209—222.) — Des Herzogs physikalische und ähnliche Beschäftigungen; seine künstlerischen Studien; sein wahrer Charakter und des Königs bessere Meinung von ihm. (S. 222—226.)

V. Kapitel.

Die Verödung des königlichen Hauses.

Allgemeiner Verdacht und Erbitterung gegen den Herzog von Orleans bei den plötzlichen Todesfällen in der königlichen Familie; die Gründe für seine Unschuld; Kabalen seiner Feinde; Frau von Maintenon, der Herzog du Maine und der zurückgerufene Marschall Villeroi. (S. 227—236.) — Der Herzog von Orleans in Marly und bei dem Leichenzuge; vergeblicher Versuch der Rechtfertigung vor dem König; seine traurige Verlassenheit am Hofe, wiewohl der König an seine Unschuld glaubt; Einfluß derselben auf seinen Charakter. (S. 236—246.) — Friedensverhandlungen mit England und neue Pläne für die französische Thronfolge; feierliche und ewige Trennung Spaniens von Frank-

Digitized by Google

reich. (S. 246—253.) — Ludwig's XIV Verlassenheit als Strafe seines rücksichtslosen Egoismus; seine traurigen Aussichten in die Zukunft seines Thrones; der Herzog von Berry und seine Gemahlin; der sträfliche Leichtsinn der Letzteren. (S. 253—259.) — Ihr Verhältniß zum Herzog von Orleans; Gerüchte und Auftritte; Tod des Herzogs von Berry; neuer Verdacht auf Philipp von Orleans; Ludwig's XIV Rathlosigkeit und jammervolle Verlassenheit. (S. 259—265.)

VI. Kapitel.

Das Testament Ludwig's XIV.

Der alternde, gebeugte König ganz in den Händen der Frau von Maintenon und des Herzogs du Maine; die Bemühungen der Letzteren um ein günstiges Testament und die Regentschaft; des Königs volle Zuneigung zu dem heuchlerischen Herzog du Maine. (S. 266—272.) — Methode der Frau von Maintenon, den König nach ihrem Willen zu lenken; ihr Verhältniß zu den Ministern; Aufschluß über die früheren Intriguen gegen Catinat; Chamillart entlassen und Voysin an seiner Stelle Generalsecretär; dann auch an Pontchartrain's Stelle Kanzler. (S. 273—284.) — Voysin's vergebliche Bemühungen, den König zur Abfassung eines Testaments zu bewegen; auch die Maintenon selbst und du Maine machiniren umsonst; plötzlicher Zornausbruch des Königs. (S. 284—289.) — Das Edict über die Thronfolge; Reihenfolge der Auszeichnungen der königl. Bastarde, Herzog du Maine und Graf von Toulouse; Charakter des Letzteren; die Feier der Einregistrirung des Edicts. (S. 289—294.) — Triumph der Herzogin du Maine; ihr Charakter; des Herzogs Befürchtungen und sein Uebermuth; Declaration des Königs. (S. 294—299.) — Das Testament des Königs; Verwahrung desselben; seine Bestimmungen über Thronfolge, Regentschaft, Erziehung des Dauphin ꝛc.; die öffentliche Meinung gegen den Herzog du Maine; fortdauernde Verblendung des Königs. (S. 300—307.)

VII. Kapitel.

Der künftige Regent.

Neue Ansprüche Philipp's V von Spanien; sein Gesandter Cellamare und dessen Verbindungen mit dem Hause Condé und andern Gegnern des Herzogs von Orleans; fruchtlose Verhandlungen. (S. 308—311.) — Der Salon des Herzogs von Orleans in Paris; sein Anhang; Umschwung in der öffentlichen Meinung; Vorliebe der Pariser für ihn; die Jansenisten und der Cardinal von Noailles. (S. 311—315.) — Die nächsten Vertrauten des Herzogs von Orleans: Marschall Besons, Marquis d'Effiat, Marquis de Canillac, Graf von Nocé, Herzog von Saint-Simon. (S. 316—321.) — Allgemeines Buhlen um die Gunst des Herzogs von Orleans; Anerbietungen und Pläne des Cardinals von Noailles; der Präsident Maisons, der Herzog von Guiche u. A. für Philipp von Orleans gewonnen; seine Beliebtheit beim Heere. (S. 321—324.) — Haltung des Parlaments zu der Regentschaftsfrage; Zusicherungen von Seiten des Herzogs von Orleans; seine Versprechungen nach allen Seiten; Annäherung mit dem Hause Condé. (S. 325—329.) — Philipp von Orleans erfährt durch die Häupter der Kabale selbst den Inhalt des Testaments; Ludwig XIV von der Frau von Maintenon, Voysin, Villeroi verrathen; des Letzteren klägliche Rolle am Hofe. (S. 329—332.) — Verhältnisse am englischen Hofe; französischer Ein-

Digitized by Google

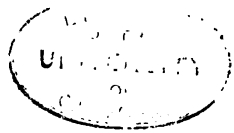
fluß und französische Umtriebe unter Karl II und Jacob II; des Letzteren vergeblicher Versuch, mit französischen Truppen sein verlorenes Reich wiederzuerobern; sein Aufenthalt am französischen Hofe und sein Tod; Ludwig's XIV Zusage fernerer Unterstützung des Prinzen von Wales. (S. 332—337.) — Verschiedene Parteien in England; Anhänger der Stuarts; Krieg und Utrechter Friede; Dünkirchen und Mardyk; Georg's I Interesse an den Vorgängen in Frankreich. (S. 337—341.) — Lord Stairs als Unterhändler in Frankreich; sein Charakter und Benehmen; sein Anerbieten an den Herzog von Orleans. (S. 332—346.)

VIII. Kapitel.

Das Ende des Despoten.

Des Königs zunehmende Schwäche; allgemeine Theilnahmlosigkeit; seine festgehaltene Würde; die Audienz des falschen Gesandten; die Revue. (S. 347—351.) — Das zweite Codizill; Verschlimmerung der Krankheit; die Sterbesacramente; des Königs letzte Falschheit gegen den Herzog von Orleans. (S. 351—354.) — Des Königs gefaßte und versöhnte Stimmung; Abschied von den Seinigen; Reue über die Verfolgung der Jansenisten; vergeblicher Wunsch, Noailles an seinem Sterbebette zu sehen; Fanatismus der ihn umgebenden Pfaffen. (S. 354—358.) — Abschied von der Dienerschaft und vom Hofe; Ermahnung an den Dauphin; Härte der Frau von Maintenon. (S. 359—361.) — Die Handauflegung bei den kranken Kindern; das Elixir; allgemeiner Abfall von dem sterbenden König. (S. 361—365.) — Des Königs Tod am 1. Sept. 1715; Versammlung des Parlaments am 2. Sept.; Eindruck der Persönlichkeiten der beiden Regentschaftscandidaten; Verlegenheiten Philipp's von Orleans wegen seiner Versprechungen. (S. 365—371.) — St.-Simon's Ansprache; Rede des Herzogs von Orleans; Verlesung des Testaments. (S. 372—376.) — Zweite Rede Philipp's; gänzliches Durchfallen du Maine's, der sich umsonst den Oberbefehl über die Truppen zu retten sucht; Heftigkeit des Wortwechsels. (S. 376—380.) — Unterbrechung der Sitzung; lebhafte Betheiligung des abwesenden Villeroi, falsche Gerüchte; vollständiger Sieg des Herzogs von Orleans; sein Verwaltungsplan. (S. 380—386.) — Des Herzogs Besuch bei seiner Mutter und Frau von Maintenon; die Letztere als gefallene Größe; ihr Kreis und ihre Intriguen in St.-Cyr. (S. 386—390.) — Der kleine König nach Vincennes; sein Auftreten bei dem Lit de justice; Ludwig's XIV Beerdigung und der Pariser Pöbel. (S. 391—395.)

Digitized by Google



Erstes Kapitel.

Frau von Maintenon.

I.

Lange hatte Ludwig XIV als glänzendes Hauptgestirn Europa's Staatenhimmel überstrahlt, lange hatte er sich in dem ungetrübten Genusse seiner Herrscherallmacht berauscht.

Jeder Wunsch seines Ehrgeizes war bisher befriedigt, jeder Plan seiner Politik gelungen, der höchste Gipfelpunkt monarchischer Größe erstiegen.

Keiner seiner Vorfahren hatte sich in so ausgedehntem Maße der königlichen Machtvollkommenheit erfreut, keiner war so sehr der Träger und der Ausdruck des gesammten Staatslebens gewesen, keiner endlich hatte einen so weitreichenden und so schwerwiegenden Einfluß nach außen hin geltend gemacht.

Und ihm war zu Theil geworden, was selten ein Fürst erreicht: trotz seines willkürlichen Absolutismus war seine Herrschaft eingewurzelt in die Meinung seines Volkes, ward sie von dessen Selbstgefühl getragen; trotz seiner oft perfiden Politik, trotz seiner übermüthigen Eroberungslust schaute ganz Europa in Ehrfurcht und Bewunderung zu ihm auf.

Ja, er durfte sich fast als das Prototyp seines Zeitalters betrachten. Seine gesammte Mitwelt hatte er sich gleichsam erobert, und ihr den Stempel seines Geistes und Charakters aufgeprägt.

Er war daher auch stolz auf seine Größe, wohl der stolzeste Monarch, der je regiert; ein orientalischer Fürst hätte sich kaum mit größerem Selbstgefühl in den Träumen seiner Allmacht wiegen können.

Eine den Erdkreis erleuchtende Sonne war sein Emblem und Nec pluribus impar (Auch noch der Mehrzahl gewachsen) seine kaum weniger selbstgefällige Devise.

Digitized by Google

Aber nachdem sie lange in der Mittagshöhe gestanden, neigte auch seine Sonne sich endlich; schweres, unheilvolles Gewölk umhüllte ihren Niedergang.

Und gerade in dem Alter, in dem man sich nach Ruhe sehnt, in dem die Sorge und der Kummer doppelt lasten, gerade da wälzte sich eine ganze Welt schwerdrückender Leiden auf das greise Haupt dieses Königs.

Er, den das Uebermaß seiner Eitelkeit und der höfischen Schmeicheleien seiner Diener daran gewöhnt, sich fast erhaben über die Sphäre der Menschlichkeit zu wähnen; er, der stolz hatte sein dürfen auf seine Macht und sein blühendes Reich, dem der Wohlstand seiner Unterthanen unerschöpflich geschienen; er endlich, der fünfzig Jahre hindurch siegreich gewesen, der alle auswärtigen Mächte durch seinen Uebermuth beleidigt, der sich sogar schon in den kühnen Träumen einer Universalmonarchie gewiegt — — er sieht sich jetzt plötzlich auf allen Seiten vom Glücke verlassen, Schmach, Noth, Kummer, Bedrängnisse jeder Art auf sich einströmen und den Stachel der bittersten Wiedervergeltung sich aus allem erheben, worin er während seines langen Lebens gesündigt.

Der spanische Erbfolgekrieg, eben der Krieg, der unter allen um der Vergrößerung seines Hauses willen unternommenen Kriegen wohl noch der natürlichste und gerechteste war, ward für ihn verhängnißvoll. Alle Hauptmächte Europa's, England, Oesterreich und Holland hatten sich vereinigt, um der gemeinsamen Gefahr, mit der Frankreichs maßlos anschwellende Herrschaft die europäische Freiheit bedrohte, entgegenzutreten. Durch raschen und energischen Angriff hatten sie sich bald die entschiedensten Vortheile gesichert. Das Glück hatte Ludwig XIV verlassen. Bei Chiari und Höchstädt, bei Ramilies, Turin, Oudenarde, fast in jeder Schlacht waren seine Heere besiegt worden. Gleich einer ungeheuren Sturmfluth hatten sich die Alliirten an den Grenzen seines Reiches aufgethürmt und schienen jeden Augenblick bereit, über sie hinwegzuströmen. Streifcorps waren bis Villers-Cotterets, dicht vor die Thore von Paris gedrungen. Schon sah sich der König fast genöthigt, seine Hauptstadt zu verlassen und gleich Karl dem Siebenten seinen Wohnsitz jenseits der Loire aufzuschlagen.

Von allen Seiten bedrängt, entblößt von Hülfsmitteln, wie sollte er sich aus so gefahrvoller Lage retten?

Nicht nur der Feind war zu bekämpfen, nein, auch der Widerstand der eigenen Unterthanen. Das fortwährende Unglück hatte die öffentliche Meinung erschlafft. Man sehnte sich nach Frieden, und

Digitized by Google

müßte er selbst mit Opfern erkauft werden. Der größte Theil des Volkes, die Bürger und Bauern, auf denen fast ganz allein der Druck der ungeheuren Kriegsausgaben lastete, seufzten und murrten, die Parlamente machten Vorstellungen — nur der König bestand auf der Fortführung des Krieges.

Aber er stand allein; er hatte Niemand, auf den er sich stützen konnte; seine Rathgeber waren rathlos, seine Minister unfähig, seine Generäle unbedeutend, oder wenigstens Feldherren wie Marlborough und Eugen nicht gewachsen.

So mußte er denn jetzt der öffentlichen Meinung, die er noch nie beachtet, nachgeben, und er, der so oft die übermüthigsten Friedensbedingungen vorgeschrieben, mußte sich erniedrigen, um Frieden zu flehen und — dennoch flehte er vergebens. Er wollte fast der ganzen spanischen Erbschaft auf Unkosten seines Enkels entsagen, Spanien und Indien, Mailand und die Niederlande aufgeben, die Königin Anna von England anerkennen und den Prätendenten preisgeben, Dünkirchen schleifen lassen, Holland eine sichernde Barriere einräumen und günstige Handelsverträge mit ihm abschließen, dem Reiche alle ihm seit dem Westphälischen Frieden abgenommenen Eroberungen: Straßburg, Breisach und Landau zurückgeben — kurz er wollte jedes mit seiner Ehre nur irgend verträgliche Opfer bringen, aber Nichts genügte den Alliirten, sie wollten keinen Frieden.

Schmerzerfüllt über eine so harte Prüfung seines Stolzes, rathlos im Gefühle seiner Ohnmacht, und von immer neuen Unglücksschlägen bedrängt, sagte der König im versammelten Staatsrath und vergoß Thränen bei diesen Worten: „Ich kann also jetzt weder Frieden schließen noch länger Krieg führen.“

Bis zum Aeußersten getrieben, ging er zuletzt in seiner Demüthigung so weit, auf den Conferenzen zu Gertruydenburg eine Million monatlicher Subsidien zur Kriegführung wider seinen Enkel Philipp V von Spanien anzubieten, wenn sich dieser statt der spanischen Monarchie nicht mit Sicilien und Sardinien begnügen wolle.

Aber auch das war den Alliirten noch zu wenig. Von leidenschaftlicher Befangenheit beirrt, verlangten sie mehr, als sie fordern durften: der König von Frankreich sollte sich verbindlich machen, allein, mit seiner eigenen Macht und binnen zwei Monaten seinen Enkel aus allen Landen der spanischen Monarchie zu vertreiben; er sollte überdies unbedingt der gesammten spanischen Monarchie für sich und sein Haus entsagen, außerdem alle im Jahre 1709 von den Alliirten festgesetzten Präliminarartikel ebenfalls binnen zwei Monaten

Digitized by Google

erfüllen und als Pfand seines aufrichtigen Willens, diesen Bedingungen nachzukommen, sechs von den Alliirten auszuwählende Festungen an der flandrischen und an der spanischen Grenze einräumen: — das war zuviel. Ganz Frankreich ward von Unwillen ergriffen und man sah sich gezwungen den Krieg fortzuführen.

Und nur diese Maßlosigkeit der Alliirten rettete Frankreich; man forderte das Unmögliche und es bot Alles auf, seinen Gegnern zu trotzen. „Muß ich denn durchaus Krieg führen", rief Ludwig XIV aus, „so will ich mich doch lieber mit meinen Feinden, als mit meinen eigenen Kindern schlagen."

Jedoch die Zuversicht seiner Heere war zu sehr geschwächt, das Selbstgefühl der Alliirten zu sehr gehoben, um noch entscheidende Siege hoffen zu dürfen. Aber es gelang doch wenigstens, den Krieg, wenn auch mit unerhörten Opfern, hinzuziehen und eine Katastrophe abzuwehren, welche die äußerste Nachgiebigkeit zur Nothwendigkeit gemacht hätte.

Und was man sich vom Kriegsglück nicht mehr versprechen konnte, das durfte man von einer Trennung der Alliirten hoffen. Diese gelang, und theils durch Intriguen, die die unter den Alliirten erwachte Eifersucht klug benutzten, theils durch die Gunst einiger glücklichen Zufälle, theils auch durch eigene ruhmvolle Anstrengungen erreichte Frankreich endlich den ehrenvollen Frieden, nach dem es sich schon so lange gesehnt.

II.

Aber welche Opfer hatte dieser verhängnißvolle in Spanien, in Flandern, in Italien und am Rhein zugleich geführte Krieg erheischt, für wie lange Zeit hatte er die Blüthe und den Wohlstand des Volkes geknickt!

Schon seit fünfundzwanzig Jahren, von denen nur drei die Segnungen des Friedens genossen, befanden sich die Finanzen in der größten Zerrüttung; immer höher schwollen die Anforderungen an, stets geringer flossen die Quellen. Denn das Volk war verarmt, die Felder lagen öde und unangebaut, der Handel war vernichtet, das Vertrauen verloren, der Credit erschöpft und dabei eine Schuldenlast von weit mehr als zwei Milliarden!

Nur vermittelst der verderblichsten Hülfsmittel, welche lavinenartig das vorhandene Uebel vergrößerten, vermochten die General-

Digitized by Google

controleure den dringendsten Bedürfnissen des Staates zu genügen; und doch wagte trotz dieses Uebermaßes von Elend und Erschöpfung, zu dem der Staat gelangt, kein einziger der Minister gerade das Hülfsmittel anzuwenden, das allein von wirksamem Erfolg gewesen wäre, nämlich Sparsamkeit. So sehr hatte sich die Umgebung des selbstsüchtigsten aller Könige daran gewöhnt, den Prunk seines Hofes und jene Schaustellung eitler Majestät, in der er die Hauptbedingungen seiner monarchischen Ehre erblickte, als etwas Heiliges und Unantastbares zu betrachten.

Jedoch die Gewalt der Nothwendigkeit trotzte ihm ab, was seine Minister ihm nicht anzurathen wagten. Denn die Noth hatte seit den fast beständigen Unfällen des letzten Krieges den höchsten Gipfelpunkt erreicht. Schon mehrere Jahre hintereinander war die Ernte unzulänglich gewesen, im Jahre 1709 aber war ein völliger Mißwachs eingetreten und, noch nicht genug des Elends, herrschte im darauf folgenden Winter eine so furchtbare Kälte, daß dem unglücklichen Volke auch noch die Hoffnung einer glücklicheren Zukunft geraubt ward.

Denn die meisten Reben, die Oel-, Nuß- und Kastanienbäume erfroren, wodurch gerade die blühendsten Provinzen unermeßlichen Schaden erlitten; unter dem Vieh grassirten furchtbare Seuchen, die schlechtgenährten Menschen raffte eine pestartige Krankheit hinweg; verderbliche Feuersbrünste wütheten in vielen Districten, Ueberschwemmungen verheerten andere — kurz alle Geißeln des Elends vereinigten sich, die Noth fast bis zur Unerträglichkeit zu steigern.

Und jetzt drängte sich auch vor den prunkenden Palast des Königs das bleiche Bild des Hungers; sein Ohr vernahm den Jammerschrei und die Flüche seines verschmachtenden Volkes.

In den goldnen Sälen Marly's, dem seine Laune so viele Millionen geopfert hatte, war man in unaufhörlicher Berathung, wie sich nur einigermaßen die schreckliche Noth lindern lasse; der König selbst kostete die verschiedenen Arten Brot, die man aus Gerste, Hafer und allen möglichen Hülsenfrüchten bereitet, verglich und prüfte die Surrogate, die man für die geeignetsten hielt, den Hunger des erschöpften Volkes nicht sowohl zu stillen, als vielmehr zu täuschen, hinzuhalten; sah sich sogar genöthigt, sich in seinen persönlichen Gewohnheiten zu beschränken, die Ausgaben seines Hofes um fast die Hälfte zu verringern, sein Gold- und Silbergeräth in die Münze zu schicken, selbst seine Diamanten versetzen zu lassen und bei einer Einnahme von nur 49 Millionen, während die

Digitized by Google

Ausgaben 221 Millionen betrugen, noch 9 Millionen Steuern zu erlassen.

Aber er entging darum doch nicht dem Murren, denn die Vergangenheit rächte sich. Was sich stets in Frankreich gezeigt, machte sich auch jetzt geltend. So lange das Glück ihm lächelt, darf ein Fürst dort immerhin despotisch herrschen; sobald ihn aber ein Unglück trifft, ist der Nimbus entflohen, die Anbetung verwandelt sich in Gleichgültigkeit, der knechtische Gehorsam wird aufsätziger Trotz.

Jetzt rechnete man die ungeheuren Summen nach, die des Königs Verschwendung dem Mark des Landes entpreßt; man verdammte den Stolz, der nur in der Maßlosigkeit des Glanzes eine Genüge seiner Würde zu finden vermocht; man verfluchte den Ehrgeiz, der seiner persönlichen Laune die Habe, das Blut und das Leben von Millionen seiner Unterthanen geopfert hatte. Und er, der bisher Frankreichs Stolz gewesen war, in dessen Persönlichkeit sich für seine Unterthanen die höchsten Begriffe des Menschen und Bürgers, die der Ehre, des Vaterlandes und der Nationalität verkörpert hatten, er, dessen Anblick sonst den frohlockenden Jubel der Menge hervorgerufen, dessen Nähe den Enthusiasmus einer fast sclavischen Ehrfurcht eingehaucht hatte, er sah jetzt die Gemüther seines Volkes erkaltet, Gleichgültigkeit und Ueberdruß an die Stelle der Bewunderung getreten, und, sonderbar! gerade als er vielleicht während seines ganzen Lebens sich am würdigsten benahm und die volle Charakterstärke eines großen Fürsten entfaltete, gerade da ward ihm die wenigste Achtung zu Theil.

III.

Wie empfindlich ihm aber auch die Beweise der Entfremdung seiner Unterthanen sein mochten, wie tief ihn die unglückliche Lage seines Reiches darniederbeugte, wie sehr ihn endlich die Verminderung seines Ansehens bei den auswärtigen Mächten schmerzte, ihm stand ein noch härteres Martyrium bevor. Es trafen ihn Schläge, die seine Seele bis in die geheimsten Falten ihres Stolzes verfolgten, und ihm selbst den letzten Trost und die einzige Hoffnung seines Alters, seine persönliche Ruhe und das Vertrauen auf die Zukunft raubten.

Mitten unter den Gefahren eines Krieges, der selbst die Existenz

Digitized by Google

seines Reiches zu bedrohen schien, ward auch der Kreis der königlichen Familie von unerhörten Unglücksfällen betroffen.

Eine vielversprechende Nachkommenschaft hatte bisher den König als blühende Verheißung einer langen Fortdauer seines Stammes umgeben. Aber seit dem Jahre 1709 hatte der Tod angefangen, sie zu lichten.

Zuerst waren ihm nur entferntere Glieder erlegen, doch im Jahre 1711 starb plötzlich im kräftigsten Mannesalter der einzige rechtbürtige Sohn des Königs, der Dauphin, und noch war kaum ein Jahr vergangen, so rief ein dunkles Verhängniß fast die gesammte Familie seines Enkels hinweg.

In dem kurzen Zeitraum weniger Wochen schlossen sich die Grabgewölbe von St. Denis über den Leichen der Herzogin von Bourgogne, ihres Gatten, des nunmehrigen Dauphins, und ihres ältesten Sohnes, des Herzogs von Bretagne.

Ein jüngeres Kind, der Herzog von Anjou, nachmals Ludwig XV, das noch an der Brust lag, war ebenfalls gefährlich erkrankt; die Aerzte verzweifelten schon an seiner Rettung, aber dennoch gelang es, sein fast schon erlöschendes Leben dem Dasein zurückzugeben.

Drei so verhängnißvolle und so rasch auf einander folgende Ereignisse schienen nicht die Wirkung einer natürlichen Krankheit zu sein. Es entstand ein fürchterlicher Verdacht. Alle Welt schrie Gift. Die Aerzte bestätigten diese Gerüchte, und nur Maréchal, der Leibarzt des Königs, bemühte sich, diesen Verdacht als grundlos zu erweisen, mehr, wie es scheint, um den König zu beruhigen und ihn der Qual eines so entsetzlichen Argwohns zu entreißen, als weil er wirklich von dem Ungrund überzeugt war.

Die nähere Umgebung des Königs jedoch, sein natürlicher Sohn, der Herzog du Maine, und die Frau von Maintenon hatten ein zu großes Interesse, diesen Verdacht nicht einschlummern zu lassen. Erst mit leise hindeutenden Winken, dann mit lauten Beschuldigungen, denen bald am Hofe, in Paris und in den Provinzen ein allgemeiner Wiederhall antwortete, erhoben sie ihre Stimmen gegen einen der nächsten Verwandten des Königs, den Herzog Philipp von Orleans, den allerdings, wenn man nur die Aeußerlichkeiten eines frivolen Lebens berücksichtigte, sein öffentlicher Ruf nicht von der Möglichkeit eines solchen Verbrechens freisprach, und dem überdies allein die Folgen einer solchen Unthat zu Gute zu kommen schienen. Denn jetzt standen zwischen ihm und dem wahrscheinlich

Digitized by Google

bald erledigten Throne nur noch ein kleines, kränkliches Kind und sein eigner Schwiegersohn, der Herzog von Berry, dessen Einfalt ihn fast willenlos den Einflüssen des Herzogs von Orleans preisgab, und als nun auch kurz darauf jener, der Herzog von Berry, von einem ebenso plötzlichen und von nicht minder zweideutigen Symptomen begleiteten Tode hinweggerafft wurde, schien kaum noch Raum für einen Zweifel zu bleiben.

IV.

Welch ein Labyrinth der schmerzlichsten Gefühle und Gedanken eröffneten diese entsetzlichen Vorfälle für den königlichen Greis! Man wird in der That vom innigsten Mitleiden bewegt, wenn man sich die Pein seiner Seele unter solchen Umständen vergegenwärtigt. Gerade, was ihm das Liebste gewesen, was allein noch einen freundlichen Schimmer auf sein getrübtes Leben geworfen, war dahin.

Die Dauphine war seit seiner Thronbesteigung das einzige Wesen gewesen, vor dem er sich seines Majestätsstolzes entäußert, dem er sich mit der vollen Unbefangenheit väterlicher Liebe hingegeben hatte. Mit der Liebenswürdigkeit einer anmuthigen Frauennatur hatte sie es verstanden, sich in seinen Charakter und seine Gefühle einzuschmeicheln; mit ihrem zur Freude geneigten Temperament hatte sie ihn erheitert, belebt, getröstet, kurz in dem vollen Maße seiner Empfänglichkeit beglückt.

Und nun reißt plötzlich ein finsteres Verbrechen sie von seiner Brust, trifft sie in aller Jugendfrische mit dem elenden Tode einer qualvollen Vergiftung, vernichtet sie, ihren Gatten, der Frankreich einen seiner würdigsten Könige versprochen, ihr fünfjähriges Kind, dessen unschuldiges Alter allein schon hätte Mitleid einflößen sollen, umschleicht die Wiege auch ihres letzten Sprößlings und lauert vielleicht aus verrätherischer Nähe nur noch auf den günstigen Moment, um auch auf ihn selbst, den greisen vereinsamten König zu stürzen!

Sollte er nun glauben, was seine nächste Umgebung, was sein Hof, was alle Welt von der Schande seines Blutes sagte, sollte er den Sohn seines einzigen Bruders einer so furchtbaren Unthat fähig halten, sollte er den Gatten seiner eigenen Tochter des Giftmordes anklagen und zum Tode verdammen? Oder sollte er eine Untersuchung vermeiden, die den für seine persönliche Ruhe so nothwen-

Digitized by Google

digen Zweifel vielleicht in entsetzliche Gewißheit verwandelte, und sollte er den Schleier des Anstandes über ein doch immer noch ungewisses Verbrechen seines Hauses werfen?

That er aber das Letztere, vermochte er sich nicht zu entschließen, den Herzog schuldig zu finden, den doch die öffentliche Meinung fast einstimmig als Verwandtenmörder verfluchte, dann war er auch verpflichtet, ihn als völlig unschuldig zu behandeln, dann durfte er auch nicht die geringste Rücksicht des Anstandes gegen ihn verletzen, durfte er ihn in keinem Rechte seiner Stellung kränken, mußte er ihm die ganze Zukunft seines Reiches preisgeben.

Beide Alternativen zerrten an dem Gemüthe des Königs und beide erschienen sie ihm gleich verhängnißvoll. Für welche von ihnen sollte er sich entscheiden?

V.

War aber überhaupt ein Verbrechen begangen?

Allerdings war in jener Zeit der Giftmord durchaus kein ungewöhnliches Verbrechen. Seit der Hinrichtung der Brinvilliers waren kaum sechsunddreißig Jahre vergangen, und fortwährend waren unheimliche Erscheinungen ähnlicher Art aufgetaucht; es existirten sogar förmliche Verzweigungen von Personen, die aus der Bereitung seiner Gifte, der sogenannten Erbschaftspulver, ein lucratives Gewerbe machten. Ein speciell zur Untersuchung dieser Verbrechen 1679 erwählter Gerichtshof, die Giftkammer genannt, hatte mehrere Jahre lang mit aller Strenge von seiner Vollmacht Gebrauch gemacht, viele Uebelthäter verbrennen und hängen lassen oder auf die Galeeren geschickt, und doch zeigten die einander folgenden Executionen der Voisin, Vigoureux, und der Priester Lesage, Guibourg und Duvat, daß das Uebel nicht mit seiner Wurzel ausgerottet war. Ja selbst gegen Personen des höchsten Ranges, wie den Marschall von Luxembourg, die Herzogin von Bouillon, die Marschallin de la Ferté, die Gräfin Soissons, Mutter des Prinzen Eugen, und andere waren ähnliche Untersuchungen eingeleitet worden. Zwar wurden die Indicien nicht genügend befunden oder der Gerichtshof wagte es nicht, sein Schuldig zu sprechen; aber trotzdem waren diese zahlreichen Processe, wenn sie auch ergebnißlos blieben, doch ein sehr schlimmes Zeichen der Verderbniß jener Zeit, denn sie machten den Begriff eines so furchtbaren Verbrechens geläufig und

Digitized by Google

gerade in ihrer Folge nahm jene abscheuliche Art feiger Gewaltthat nur immer mehr unter allen Ständen überhand.

An sich wäre es also kaum ein großer Widerspruch gegen den damals herrschenden Zeitgeist gewesen, wenn eine hinterlistige Intrigue auch die Schwelle des königlichen Palastes mit ihrem Gifte überschritten und sich die nächsten Hindernisse ihres Ehrgeizes, die Erben des Königs, zu Opfern erkoren hätte. Auch war es sehr natürlich, daß bei der raschen Aufeinanderfolge, dieser Todesfälle und den nur zu bedenklichen Symptomen, von denen sie begleitet waren, der Verdacht einer Vergiftung so allgemeine Verbreitung fand.

Allein ein Verbrechen wird doch durch Beweggründe hervorgerufen und in der Absicht, Nutzen daraus zu ziehen, begangen. Wer hatte aber Vortheile von dem Tode der Dauphine zu hoffen? Derjenige sicherlich nicht, dem ihr Tod zur Last gelegt ward. Wie kann man sich ferner die Möglichkeit vorstellen, daß vier Personen, der Vater, die Mutter und zwei Kinder, die alle in ganz verschiedener Umgebung lebten, die jede ihre besondere Bedienung hatten, deren Speisestunden, deren Nahrung, deren Gewohnheiten andere waren, heimlich und ohne daß sich auch nur die geringste Spur der Mitwisserschaft ergeben hätte, zur selben Zeit vergiftet werden konnten? Für die Ausführung eines jeden dieser Verbrechen hätte man sich doch besonderer Helfershelfer bedienen müssen; wie ist es aber denkbar, daß von einer so nothwendig großen Anzahl derselben Niemand dies furchtbare Geheimniß verletzt haben sollte? Ueberdies welches Gift könnte es geben, dessen Wirkungen täuschend ähnlich alle Perioden einer hitzigen Krankheit durchlaufen, sowie alle Symptome einer solchen verrathen?

Vielleicht (aber wir sagen nur: vielleicht!) hätte man daher wohlgethan, weniger ein Verbrechen zu argwöhnen, als der Quacksalberei und pedantischen Unwissenheit der derzeitigen Aerzte ihren gebührenden Theil der Schuld an diesen traurigen Ereignissen beizumessen.

Sieben Aerzte umstanden das Krankenlager der Dauphine und beobachteten den Fortschritt ihrer Krankheit, aber alle sieben waren sie verschiedener Meinung, geriethen in die bittersten Debatten und verstanden es doch nicht, als sie sich endlich geeinigt, dieser Krankheit eine angemessene Behandlung zu Theil werden zu lassen.

Während die Kranke im heftigsten Schweiß gebadet liegt, zerrt man sie aus dem Bette und öffnet ihr am Fuße eine Ader. Augenblicklich läßt der Schweiß nach, der Krankheitsstoff, der sich in ihm

Digitized by Google

entfernen wollte, wirft sich auf das Innere zurück und kurz darauf beginnt das Röcheln des Todes. Dann, um die Unzulänglichkeit ihrer Wissenschaft zu rechtfertigen, oder vielmehr ihren Mißgriff zu verdecken, geben sie mit Ausnahme eines Einzigen alle die Sentenz ab, es habe eine Vergiftung stattgefunden.

Ein ebenso quacksalberisches Verfahren beobachteten sie bei der Behandlung des Dauphin und seines Sohnes, und wenn sich auch bei der Section ihrer Leichen allerdings die Spuren einer nur durch Gift möglichen Abnormität zeigten, bleibt es gleichwohl noch sehr fraglich, ob dieses Gift den beiden Prinzen vor dem Beginn ihrer Krankheit oder ob es nicht vielmehr während ihres Verlaufes in Form einer Arznei den Körpern eingeflößt war.

VI.

Nehmen wir aber auch an, daß ein Verbrechen zu Grunde gelegen hätte, mußte denn gerade Der, welcher scheinbar für den Augenblick den Vortheil davon erntete, der Urheber sein, konnte die Intrigue nicht vielleicht weit feiner angelegt sein, um ihn mit dem Verdacht zu belasten, und straflos die Gelegenheit abzuwarten, wo auch er beseitigt und die Frucht aller dieser Unthaten in unverkümmerter Sicherheit gepflückt werden konnte? Und in der That, es lauerte in der unmittelbarsten Nähe des Königs ein Ehrgeiz, der wohl fähig war, selbst solche Mittel seinem Zwecke zu opfern, und der vielleicht um so zehrender und rücksichtsloser war; je mehr Schranken des Herkommens, der Sitte und des Gesetzes ihm entgegenstanden.

Freilich war auch unter denen, die wirklich an eine Vergiftung glaubten, noch eine andere Erklärung ihrer Ursache verbreitet, die aber zu unhaltbar war, um eine allgemeine Annahme zu verdienen und zu finden.

Unter den Papieren, die man nach der vom Marquis du Bourg gewonnenen Schlacht bei Rummenheim in der Cassette des österreichischen Feldmarschalls Mercy erbeutet, hatte man auch einen Brief des Prinzen Eugen vorgefunden, worin dieser, nachdem er dem Grafen Mercy den Plan einer Expedition mitgetheilt, ihm schreibt: „Sollten wir keinen Erfolg haben, und sollte es uns überhaupt nicht gelingen, Frankreich außer Stand zu setzen, jemals wieder Europa zu beunruhigen und über seine Grenzen hinauszuschweifen, dann

Digitized by Google

müssen wir einen Hauptschlag versuchen." Diese kaum zweideutigen Worte paraphrasirte man in der willkürlichsten Weise, suchte darin eine verbrecherische Andeutung jener traurigen Todesfälle zu finden und kam dann zu dem Schlusse, jene abscheulichen Verbrechen wären vom Wiener Hofe angestiftet worden, um Ludwig XIV zu nöthigen, wenn der ältere Zweig seiner Nachkommenschaft erloschen, die spanische Linie seines Hauses nach Frankreich zurückzurufen und dem Hause Oesterreich die spanische Erbschaft nicht mehr streitig zu machen.

Man sieht, wie willkürlich und erzwungen eine solche Auslegung war, um so mehr als jene in der Schlacht von Rummenheim erbeuteten Papiere mindestens schon von drei Jahren datirten. Allein es kam jenen Interpreten vielleicht auch weniger auf die Wahrscheinlichkeit ihrer Vermuthungen, als vielmehr darauf an, dem greisen Könige eine tröstliche Beruhigung zu gewähren, indem man ihm die Urheber dieser Schuld in der Ferne zeigte und ihn von der Furcht befreite, in unmittelbarer Nähe von Giftmischern umgeben zu sein.

Aber nein! wenn wirklich ein Verbrechen stattgefunden hatte, dann waren ihm die Schuldigen so nahe, daß er sich entsetzt haben würde, wenn er es geahnt.

Und wie es überhaupt die traurige Bestimmung seines Greisenalters war, die bittern Früchte aller seiner früheren Verirrungen zu ernten, so war vielleicht dieser herbste und persönlichste aller seiner Schmerzen ebenfalls die strafende Folge seiner eigenen Sünde.

VII.

Nur wenige Fürsten haben ein so frevelhaftes Spiel mit den Gesetzen der Sitte und mit den heiligsten Banden des Familienlebens getrieben, wie er.

Von früher Jugend an verleitete ihn die Lüsternheit seines Blutes auf Abwege; ein Liebeshandel folgte dem andern und verhüllte er auch anfangs diese Ausschweifungen mit dem Schleier des Geheimnisses, so machte er doch bald offen und ohne Scheu die schamloseste Maitressenwirthschaft zur Gewohnheit seines Lebens. Durch keine dieser Verbindungen verletzte er aber so sehr selbst die laxeste Moral, wie durch sein Zusammenleben mit Athenais de Mortemar, Marquise de Montespan, die er ihrem Gatten geraubt und mit der er in doppeltem Ehebruche acht Kinder zeugte.

Digitized by Google

. Der Marquis war, weil er sich diesen Raub nicht gutwillig hatte gefallen lassen wollen, in die Bastille geworfen und später verwiesen worden, Frau von Montespan selbst aber für eine lange Reihe von Jahren der allmächtige Mittelpunkt des Hofes.

Sie war von wunderbarer Schönheit, die schönste Frau in Frankreich; aber leichtfertig, leidenschaftlich und hochmüthig; anmaßend, boshaft, herrschsüchtig und von den Trieben ihrer eigensinnigen Laune so sehr beherrscht, daß sie oft selbst den König zum Gegenstand ihrer stürmischen Aufwallungen machte.

Nachdem das zügellose Verhältniß — in dem dieser in so ungescheuter Oeffentlichkeit mit ihr lebte, daß er selbst die Königin, seine Gemahlin, zu täglichem Verkehr mit dieser ihr verhaßten Maitresse zwang — schon mehr als ein Decennium gedauert, fingen endlich auch bei ihm die überreizten Leidenschaften an, sich abzustumpfen, und, wie es gewöhnlich zu geschehen pflegt, wenn die Leidenschaften schweigen, Bedenklichkeiten und Gewissensbisse erwachten.

Kaum zeigten sich die ersten Regungen dieser Sinnesänderung, so erhoben auch schon seine Beichtväter und Gewissensräthe, die bisher trotz der ärgsten Verletzungen des Anstandes und der Pflicht geschwiegen hatten, ihre Stimmen, um mit Ermahnungen, Vorwürfen und Androhungen ewiger Verdammniß das schon erwachende königliche Gewissen zu bestürmen.

Ja, ein Jesuit wagte es sogar, das Beispiel des Propheten Nathan nachzuahmen, mit deutlichen Anspielungen auf das ähnliche Verhältniß des Königs den Ehebruch Davids mit der Bathseba zu schildern und ihm dann laut in der Kirche zuzurufen: „Tu es ille vir.“ — Ludwig XIV war nichts weniger als aufgeklärt; er wähnte zwar fromm zu sein, aber er war nur abergläubisch und bigott; er wußte nicht anders als daß die Religion in dem bestände, was ihm seine Beichtväter sagten.

Als er daher jetzt jene Vorwürfe und Mahnrufe der Priester vernahm, glaubte er die Stimme Gottes zu hören, und beschloß voll Furcht vor den angedrohten Strafen des Jenseits eine ernstliche Aenderung seiner Lebensweise.

Er überredete seine Maitresse, daß sie sich um ihres beiderseitigen Seelenheils willen trennen müßten. Aber die Gewohnheit und der Drang ihres Blutes waren noch zu mächtig. Monate und Jahre vergingen, seitdem sie zuerst diesen Entschluß gefaßt, und doch vermochten sie nicht zur endlichen Ausführung zu schreiten. Sie

Digitized by Google

versuchten zwar, zur großen Erbauung des Hofes, sich an eine Trennung zu gewöhnen; sie unternahmen Reisen, die sie von einander entfernten. Der König zog zum Heere, Frau von Montespan ging in die Bäder von Bourbon, aber kaum waren sie zurückgekehrt, so loderte die noch nicht ganz erloschene Gluth zu hellen Flammen wieder auf, und neue Liebesbande fesselten die nur schwach widerstrebenden Herzen.

Dann regten sich abermals Gewissensscrupel, wiederum ward der Entschluß gefaßt, ein sittlicheres Leben zu führen, eine neue Trennung fand statt, aber auch die Wiedervereinigung erfolgte ebenso schnell. Endlich jedoch begann der König sich seiner häufigen Rückfälle zu schämen; er fing an, nur noch heimlich zu sündigen, und um nicht das Mißfallen des Père de la Chaise zu erregen, ward Frau von Montespan genöthigt, die Geburt ihrer beiden letzten Kinder ebenso sorgfältig vor den Augen der Oeffentlichkeit zu verbergen, wie die der ersten.

Die Marquise war eine durchaus sinnliche Frau; den rauschenden Vergnügungen mit einer wilden Begierde ergeben, empfand sie im Alleinsein mit dem schon ermattenden König nicht selten Langeweile; er dagegen zog mehr, wie seine Schwägerin, die Herzogin von Orleans, sich ausdrückt, „das Particuliäre", das trauliche Beisammensein vor und vermißte sie nur zu oft, wenn er sie besuchen wollte. Er warf ihr daher diese Unaufmerksamkeit vor; das verdroß sie; sie ward launisch und es entstanden Zwistigkeiten, die, weil sie sich bald fast täglich wiederholten, nothwendig eine dauernde Entfremdung ihrer Gemüther vorbereiten mußten.

Vielleicht würde sich dieser Bruch indeß noch lange verzögert haben, wäre nicht eine Frau in der Nähe gewesen, die nur zu sehnlich ihn herbeizuführen wünschte und die es zu wohl verstand, jede Gelegenheit, die ihr die Unachtsamkeit der Frau von Montespan gewährte, auf die feinste Weise zu benutzen, das für sich selbst zu erobern, was jene in ihrem Leichtsinn sich unentreißbar wähnte.

VIII.

Diese Frau war Françoise d'Aubigné, Wittwe des Dichters Scarron. Sie war eine Enkelin des berühmten Günstlings Heinrich's IV, Agrippa d'Aubigné. Ihr Vater, Constant d'Aubigné, war beschuldigt worden, verrätherischer Weise den Verlust französi-

Digitized by Google

scher Besitzungen in Amerika an die Engländer herbeigeführt zu haben, und mußte deshalb im Gefängnisse zu Niort in Poitou eine lange und strenge Kerkerhaft erdulden. Hier in diesem Gefängnisse gebar ihm am 27. November des Jahres 1635 seine Gattin, die Tochter des Gefangenwärters, jene Tochter, der es von der Vorsehung bestimmt war, fast in ihren bizarrsten Extremen die Härte und die Gunst des Schicksals zu erfahren.

In ihrem dritten Lebensjahre schiffte sich ihr Vater, der endlich begnadigt worden, mit ihr nach Amerika ein, wo er in Carolina Ländereien besaß. Hier wäre sie, von einer nachlässigen Dienerin am Ufer eines Flusses vergessen, das Opfer einer giftigen Schlange geworden, wenn nicht noch rechtzeitige Hülfe sie gerettet hätte.

Als zwölfjährige Waise kehrte sie arm und hülflos nach Europa zurück und fand in dem Hause einer entfernten Verwandten, der Frau von Neuillant, eine Zuflucht; aber sie mußte die Wohlthat ihrer Erziehung mit den bittern Schmerzen einer drückenden Abhängigkeit bezahlen.

Sie durfte sich daher glücklich schätzen, als ihr in ihrem sechszehnten Jahre der schon alternde Dichter Paul Scarron seine Hand anbot. Mit Freuden nahm sie seinen Antrag an, nachdem sie vorher den calvinistischen Glauben ihrer Vorfahren abgeschworen hatte.

Scarron besaß bei einem häßlichen, krüppelhaften Aeußern einen lebhaften und höchst originellen Geist; durch seine burlesken und satyrischen Dichtungen war er ein Lieblingsschriftsteller seiner Zeit geworden. Es konnte daher nicht fehlen, daß seine junge Gattin sich bald von einem glänzenden Kreise umgeben sah. Ihre Schönheit und ihr Geist zogen an. Die beste Gesellschaft von Paris umdrängte sie, und vielleicht fallen die angenehmsten und sie innerlich am meisten befriedigenden Jahre ihres Lebens in diese Zeit.

Doch ihr Gatte starb bald und in bedrängten Umständen von ihm zurückgelassen, da das von ihm bezogene Jahrgehalt erlosch, mußte sie lange den harten Druck der Noth erleiden. Endlich jedoch gelang es ihr, durch die Vermittelung der Frau von Montespan, deren Bekanntschaft sie im Hause des Marschalls d'Albret gemacht hatte, vom Könige eine Pension von 2000 Livres zu erhalten und auch bald darauf, im Jahre 1669, mit dem Auftrage betraut zu werden, seine mit jener Frau gezeugten Kinder zu erziehen.

Sie wußte wohl, da Ehrgeiz der Grundtrieb ihres Wesens war, den Werth einer solchen Stellung zu schätzen, und gleich von

Digitized by Google

Anfang an war sie darauf bedacht, sie so viel wie möglich zu ihrem Vortheil zu benutzen. Indeß gefiel sie dem Könige zuerst nicht; sie nahm eine zu anspruchsvolle Miene an und wollte ihren Geist mehr, als ihm lieb war, zeigen; er hielt sie für geziert und hätte nichts dawider gehabt, wenn Frau von Montespan sie bald nach ihrer Anstellung wieder entlassen hätte. Doch war sie schlau. Sie beobachtete den König, merkte sich seine Neigungen, spähte ihm seine schwachen Seiten ab und ließ sich nichts entgehen, was, fein benutzt, ihr seine Gunst erwerben konnte.

IX.

So eifersüchtig Ludwig XIV auf seine Gewalt und Selbstständigkeit auch war, so folgte er doch im Grunde sowohl im Guten wie im Bösen immer nur fremdem Antriebe. Seine Maitressen, Minister und Beichtväter brauchten nur seinen Stolz anzurufen, oder ihm seine Würde bei einer Sache betheiligt zu zeigen, und sie durften sicher sein, daß er ihren Willen widerstandslos ausführte.

So hatte Frau von Montespan, um ihn seinen legitimen Kindern zu entfremden, ihn zu überreden gewußt, es wäre nur bürgerlich, seine Verwandten zu lieben; und obwohl die väterliche Liebe in seinem Herzen durchaus nicht schwieg, hatte er sich doch, aus Furcht in eine bürgerliche Gewohnheit zu verfallen, nichts angelegener sein lassen, als diese Liebe zu verbergen.

Das steifste Hofceremoniell bildete eine unüberschreitbare Schranke gegen jede herzliche Annäherung zwischen ihm und seinen rechtmäßigen Kindern; mit dem Dauphin ging er mehr wie mit seinem vornehmsten Unterthan als wie mit einem Sohn um, sowie dieser nur eine scheue Ehrfurcht gegen ihn zu äußern wagte, und ihn mehr als seinen König denn als seinen Vater betrachtete.

Die Liebe, welche er auf diese Weise seinen rechtmäßigen Kindern entzog, wendete er seinen Bastarden zu, die ihn ein gewisses Mitleid mit ganz anderen Augen ansehen ließ, als jene.

Jene betrachtete er als die Kinder des Staates, die, schon durch ihre Geburt und Stellung mit allen wünschenswerthen Gütern des Lebens versehen, einer liebenden Fürsorge und väterlichen Zärtlichkeit nicht bedürftig wären; diese aber liebte er wie Unglückliche, die das Gesetz vom Throne ausgeschlossen und denen er nur vermittelst seiner persönlichen Macht eine würdige Stellung und Geltung

Digitized by Google

zu verschaffen vermöchte. Sein Stolz vereinte sich mit seiner Zärtlichkeit zu ihren Gunsten; sie daher à la bourgeoise zu lieben, schien ihm nicht unpassend.

Der Frau Scarron entging diese Vorliebe nicht. Wahrscheinlich baute sie schon jetzt auf sie die Berechnung ihrer ferneren Zukunft. Wenigstens bestrebte sie sich, jene ihrer Sorge anvertrauten Kinder, mit denen sie in verborgener Zurückgezogenheit zu Paris lebte, durch möglichst innige Bande der Anhänglichkeit an sich zu ketten und durch die fürsorgendste Zärtlichkeit für sie auch die Zuneigung ihres Vaters auf sich zu lenken. Unaufhörlich zeigte sie sich daher mit ihrer Pflege beschäftigt, opferte ihnen jeden Augenblick, überwachte Tag und Nacht die mit ihrer Bedienung beauftragten Personen und verrieth bei der geringsten Unpäßlichkeit der Kinder eine fast übertriebene Aengstlichkeit — kurz selbst die Hingebung einer Mutter hätte kaum größer sein können, und die Liebe der wirklichen Mutter ward allerdings von der der gedungenen Gouvernante bei weitem übertroffen.

Dabei wußte sie es geschickt so einzurichten, daß ihre Verdienstlichkeit nicht unbekannt blieb. Der König mußte erfahren, welche treue Wärterin seine Kinder erhalten hätten, und sie sah sich am liebsten gerade dann von ihm überrascht, wenn sie mitten in der Ausübung ihrer Pflichten begriffen war. So konnte denn auch Ludwig XIV, als er eines Tages seine Kinder besuchen wollte, kaum gelegener kommen, da er eine so aufopfernde Vielseitigkeit von Dienstleistungen gewahrte, daß er erstaunt auf der Schwelle stehen blieb. Er sah, wie die Erzieherin mit der einen Hand den Herzog du Maine, der sich fieberkrank im Bette hin- und herwarf, unterstützte, mit der andern Mademoiselle de Nantes wiegte und auf ihren Knieen den schlummernden Grafen von Vexin schaukelte.

Bei solchem Schauspiele liebevoller Hingebung übermannte den zärtlichen Vater die Rührung, und kaum war er nach Saint Germain zurückgekehrt, so lohnte er der Frau Scarron ihren mehr als pflichtgetreuen Eifer mit einer bedeutenden Pensionserhöhung und einem Geschenk von hunderttausend Livres.

X.

Im Jahre 1674, als sie ungefähr vierzig Jahre alt war, verließ sie die Verborgenheit, in der sie zu Paris lebte; Frau von

Digitized by Google

Montespan berief sie zu sich an den Hof, da sie von jetzt an ihre Kinder in ihrer Nähe zu haben wünschte.

Sie nahm dort anfangs eine etwas zweideutige Stellung ein. Nachdem sie in Paris für die Mutter jener Kinder gegolten, die sie in so geheimnißvoller Zurückgezogenheit erzog, ward sie in St. Germain für die willfährige Helfershelferin der Maitresse und die interessirte Vertraute ihres Verkehrs mit dem Könige gehalten.

Diese Rolle paßte aber nicht zu ihren Plänen. Obwohl man ihr eine etwas lockere Lebensweise in ihren Jugendjahren nachsagen wollte, hatte sie doch jetzt beschlossen, stets die strengste Sittsamkeit in ihrem Benehmen, und eine salbungsvolle Frömmigkeit in ihren Reden kundzugeben. Statt daher den unsittlichen Verkehr der Marquise de Montespan mit dem Könige zu begünstigen, benutzte sie die bei jener dann und wann sich regenden Gewissensscrupel, die Reue, die Furcht und die Unruhe, die sie ihr in Momenten der Beängstigung anvertraute, sich mit dem Glorienschein der Tugend zu schmücken, ihr zärtlich-besorgte Vorstellungen zu machen und mit frömmelnder Ergebenheit Umkehr und Buße zu predigen.

Dadurch erlangte sie ein Uebergewicht über jene, das Uebergewicht mitleidiger Tugend über sündige Schwäche, und da Frau von Montespan ihre Theilnahme für aufrichtige Zuneigung und sie für zu fromm und zu uneigennützig hielt, als daß sie ihr hinsichtlich des Königs gefährlich werden könnte, so war sie so unbesonnen, einen intimeren Verkehr desselben mit ihr zu begünstigen und oft, wenn sie ein Vergnügen dem Alleinsein mit dem Könige vorzog, Madame Scarron zu seiner Unterhaltung zurückzulassen.

Längst schon hatte sich in Ludwig XIV der erste unangenehme Eindruck, den die Persönlichkeit dieser Frau auf ihn gemacht hatte, verwischt. Hatten aber auch ihre Verdienste um die Erziehung seiner Kinder sein Wohlwollen auf sie gelenkt, so war sie ihm doch bisher persönlich gleichgültig geblieben. Jetzt indeß, wo er durch öfteres Beisammensein in vertraulichere Beziehungen zu ihr trat, ward er gefesselt von der Anmuth ihres Geistes, der sich seiner jedesmaligen Stimmung aufs feinste anzuschmiegen verstand, und er fing an, sie auszuzeichnen und ihr eine gewisse achtungsvolle und zugleich zärtliche Aufmerksamkeit zu erweisen. — Da sie außerdem eine besondere Vorliebe für seinen Lieblingssohn, den Herzog du Maine, an den Tag legte, der gleichfalls sich inniger an sie als an seine eigene Mutter anschloß; so diente auch dies als Mittel, ihr die königliche Gunst in immer höherem Grade zu erschließen.

Digitized by Google

Sie hieß sogar nicht mehr Madame Scarron; dieser Name stach zu sehr von den glänzenden Titeln des Hofes, die sie umgaben, ab, und da er sie zu drücken schien, so ertheilte ihr der König den einer Marquise de Surgeres. Unter dieser Benennung unternahm sie mit dem Herzog du Maine eine Reise nach Flandern, um ihn, der hinkte, von einem dortigen Arzte behandeln zu lassen. Obwohl des Prinzen Uebel nicht geheilt ward, war Ludwig XIV doch dankbar für ihre Bemühung; er kaufte ihr nach ihrer Rückkehr ein schönes Landgut, von dem sie den Namen Maintenon annahm.

XI.

So viele Gunstbeweise mußten nothwendig die Aufmerksamkeit der Frau von Montespan erregen, und da ihr außerdem der so lebhaft erwachte Geschmack des Königs an Frau von Maintenon's Unterhaltung nicht entgehen konnte, so begann sie eifersüchtig zu werden. Jedoch die eifersüchtige Laune einer Maitresse macht sie eben nicht reizender. Immer häufiger entstanden Streitigkeiten, die gewöhnlich damit endeten, daß der König vor ihren Zornausbrüchen und beleidigenden Bitterkeiten zur Frau von Maintenon floh, die ihm mit liebevoller Theilnahme und sanften Tröstungen entgegenkam.

Leise deutete sie dann wohl darauf hin, daß Gott ihm diese Trübsal zur Strafe seines sündhaften Lebenswandels sende, insinuirte geschickt die Schwächen seiner Maitresse und bot die äußerste Gewandtheit auf, sie ihm unter dem Anscheine gutmüthiger Entschuldigung immer mehr und mehr zu verleiden.

Dabei schonte sie durchaus nicht des Königs eigene Fehler; sie sagte ihm die herbsten Wahrheiten, aber mit einer so aufrichtigen Theilnahme an seinem Wohle, so fromm besorgt, so ganz tugendathmend, daß er sich unmöglich verletzt fühlen konnte. — „Stets," schrieb sie um diese Zeit an ihre Base, die Frau von Fontenai, „stets verläßt er mich zerknirscht, aber nie verzweifelnd."

Noch nie hatte Ludwig XIV eine solche Sprache, wie diese schlaue Wittwe zu ihm redete, vernommen; sie war ihm neu, überraschte und fesselte ihn zugleich, und er gewöhnte sich bald so an sie, daß es ihm fast Bedürfniß ward, sie zu hören.

Auch besaß Frau von Maintenon das Talent, günstige Augenblicke zu erfassen, oder nöthigenfalls auch selbst herbeizuführen, und

Digitized by Google

kaum merkte sie, daß dem Könige ihre Predigten gefielen, so haschte sie nach jeder Gelegenheit, die einen Vorwand zu frommen Bußermahnungen darbot.

Eines Tages hielt der König Musterung über seine Haustruppen. Er zeigte sich sehr befriedigt von ihrer Haltung und lobte besonders die Musketiere. Als er dies Lob auch gegen Frau von Maintenon aussprach, bemerkte er, daß sie es mit kaltem Ernst anhörte. Am Abend war Zirkel und er fragte sie laut vor dem versammelten Hofe: weshalb denn seine Truppen so wenig Gnade vor ihren Augen gefunden hätten? „Weil ich", antwortete sie, „mich eines Gedankens nicht zu erwehren vermochte, der mich während der ganzen Dauer der Musterung beschäftigt hat." Der König drang in sie, ihm denselben anzuvertrauen. Sie ließ sich erst ein wenig bitten, dann erwiederte sie lächelnd: „Ich bedachte, Sire, daß alle diese Musketiere Wüstlinge sind, und daß ihr Hauptmann (damit meinte sie den König) kaum besser ist als sie." Der König scherzte über diese Bemerkung und entfernte sich dann aus der ihn umstehenden Gruppe; sie folgte ihm und sagte, als sie außer der Hörweite des Hofes waren: „Spotten Sie nur, Sire. Sie lieben Ihre Musketiere; hätte jedoch einer derselben die Frau seines Kameraden geraubt, und Sie erführen das, so würde er sicherlich, und wäre er der Tapferste und wäre die Geraubte auch nur eine ganz gemeine Creatur, er würde diese Nacht sicherlich nicht mehr in Ihrem Palaste schlafen."

Wirft eine Frau einem Manne, der vor ihr Achtung empfindet, so kecke Anzüglichkeiten hin, so lassen sie stets einen gewissen Eindruck zurück; besitzt aber diese Frau auch noch außerdem ein anmuthiges Aeußere und macht sie durch die Grazie ihres Benehmens wieder gut, was vielleicht in ihrer Rede Verletzendes lag, so müßte der Mann sehr unempfindlich gegen weibliche Reize sein, der gleichgültig gegen sie bliebe. Des Königs Herz war aber in dieser Hinsicht sehr leicht empfänglich und Frau von Maintenon hatte trotz ihrer fünfundvierzig Jahre nur die erste Frische ihrer Reize eingebüßt. Sie konnte sich freilich nicht der blendenden Schönheit der Frau von Montespan rühmen, aber ihr Aeußeres war doch anziehend genug, um selbst dem wähleriſchſten Geſchmacke zu gefallen. Sie war groß, sehr schön gewachsen, frei in ihrer Haltung und doch von imponirender Würde; ihre Miene war vornehm und ihre Augen von besonderer Schönheit. Dabei besaß sie den Instinct des Geschmackes, der nur das wirklich Gefällige wählt und größeren Werth

Digitized by Google

auf die anmuthige Harmonie der äußeren Erscheinung legt, als auf die Pracht, mit der sich gewöhnlich der Reichthum schmückt.

Zeichnete sie sich auch nicht gerade durch einen hervorragenden Geist aus, so war ihr doch ein feiner taktvoller Verstand verliehen, der sich in geläufiger Rede immer treffend, mannigfaltig und anziehend äußerte. Ihr Temperament war lebhaft und heiter, ohne jedoch eine strenge, wenngleich berechnete Zurückhaltung auszuschließen. Manchmal erlaubte sich der König Scherze gegen die anderen Damen des Hofes, indem er sie umarmte, ihnen einen Kuß raubte oder sich ähnliche kleine Vertraulichkeiten gegen sie herausnahm; bei ihr aber ging er stets mit höflichem Gruße vorüber. „O, bei der da," pflegte er dann zu sagen, „bei der würde ich es nicht wagen."

Da er jetzt indeß so oft mit ihr allein war, um sich an ihren sanften Bußpredigten zu erbauen, durch die sie ihn, wie er aufrichtig meinte, selig machen würde, konnte er sich nicht enthalten, auch ihre Person sehr annehmbar zu finden, und er wagte es, ihr einige Beweise seiner Zärtlichkeit zu geben.

Allein sie war ohne Leidenschaft, ihr Blut war kalt und ihre Tugend war mit ihrer Berechnung bewehrt. Sie wollte auch selbst mit einem Könige nicht sündigen, da sie erkannte, daß sie ohne diese Sünde eine weit gesichertere Herrschaft über ihn erlangen würde. Sie wies daher seine Zärtlichkeit zurück und gab ihm zu verstehen, daß sie zwar die innigste Zuneigung für ihn empfände, es jedoch nicht über ihr Herz zu bringen vermöchte, Gott mit einer frevelhaften Liebe zu erzürnen.

Eine so würdige Antwort konnte die Verehrung des Königs für sie nur erhöhen; er bewunderte sie, und indem er ihre selbsterprobte Tugend mit der leichtfertigen Lasterhaftigkeit seiner Maitresse verglich, empfand er den tiefsten Abscheu vor seinem langjährigen Verkehr mit einer solchen Buhlerin. Er faßte jetzt ernstlich den Entschluß, sich zu bekehren.

Um indeß die von ihm verehrte Frau nicht länger in einer unwürdigen Abhängigkeit von der Frau von Montespan zu lassen, ernannte er sie zur Dame d'Atour bei der Dauphine, der Gemahlin seines Sohnes. Diese aber nahm sie nur sehr ungerne auf, denn Frau von Montespan, die sich jetzt ernstlich in ihrer Herrschaft bedroht sah und daher alle Hebel in Bewegung setzte, ihre anstrebende Nebenbuhlerin noch rechtzeitig zu vernichten, hatte ihr die ungünstigste Meinung vom Charakter der Frau von Maintenon eingeflößt.

Digitized by Google

XII.

Die Zeit war vorüber, in der die Worte dieser schönen Frau im Herzen des Königs vibrirten, seine Blicke mit Entzücken auf ihren reizenden Formen verweilten, und er den Einfällen ihrer phantastischen Laune sich und sein Königreich zu Füßen legte. Wenn sie sonst in ihren goldnen Gemächern kindisch mit ihrer Schäferei gespielt, oder vor einen kleinen Wagen von Filigran sechs weiße Mäuse gespannt und sich von ihnen in ihre schönen Finger hatte beißen lassen, lachte er wohl laut auf über die närrischen Einfälle seiner „Königin" und führte dann seine Minister zu ihr, daß sie ihr huldigten und dem „spielenden Kinde" die wichtigsten Staatsgeschäfte zur Entscheidung vorlegten. — Jetzt war das anders; seine Liebe war keine die Ehre schonende Liebe gewesen, nur sinnliches Vergnügen, und da die Wollust schwieg, war ihm die Frau, die ihn so lange mit dem Zauber ihres Liebreizes bezwungen, verhaßt geworden. Er mied sie und setzte ihrem gewinnendsten Entgegenkommen eine marmorne Kälte entgegen.

Sie hatte sich zu lange in ihrer stolzen Unbefangenheit sicher gewähnt, zu oft mit ihrem Uebermuthe an den Stützen ihrer Herrschaft gerüttelt. Um so mehr marterten jetzt die Einflüsterungen der Eifersucht ihre stolze Seele, um so leidenschaftlicher war ihr Schmerz, einem Glück entsagen zu sollen, an dessen ewige Dauer sie geglaubt. Sie, die den Monarchen zum Sclaven und Spielzeug ihrer Laune gemacht, sich vom Hofe vergöttert, von ganz Frankreich geehrt und gefürchtet gesehen, sollte jetzt all diesem entsagen, weil ihr ein Weib, das sie aus dem Staube erhoben, dem sie mit ihren Almosen das Leben gefristet, das sie zu ihrer Vertrauten gemacht und das sie sogar einst gegen den Widerwillen des Königs in Schutz genommen, das Herz desselben geraubt hatte! Der Gedanke war zu bitter, um sie nicht mit feindlichstem Haß gegen diese verrätherische Nebenbuhlerin zu erfüllen. In tobenden Zornausbrüchen stürmte sie auf jene ein und beklagte sich über ihren Undank, ihre Treulosigkeit. „Sie hätte sie an ihrem Busen gewärmt, und gleich einer Schlange verletzte sie sie dafür mit ihrem Gift." Aber mit impertinenter Demuth erwiederte dann Frau von Maintenon: Wenn Frau von Montespan ihr aus ihrer Liebe zum König ein Verbrechen mache, so möge sie bedenken, daß dieser Vorwurf einen Fehler treffe, von dem sie ihr so lange schon das Beispiel gegeben.

Digitized by Google

Unfähig ihrer stürmischen Natur zu gebieten, unfähig die sanfte, einschmeichelnde Rede und die milde Koketterie ihrer schlaueren Gegnerin nachzuahmen, wollte Frau von Montespan sich jetzt mit Gewalt eine Liebe zurückerzwingen, auf die sie ein Recht zu besitzen glaubte. Bald im bittersten Zorn, bald in trostloser Verzweiflung warf sie dem König seinen Wankelmuth vor, daß er sich von ihr entferne und seine Zärtlichkeit an eine Frau verschwende, die ihn durchaus nicht liebe, die aber Liebe heuchele und ihn mit ihrer listigen Frömmelei umgarne, um ihn zu beherrschen.

Aber eine Leidenschaft wird nicht mehr rückgängig und der König war schon von Leidenschaft entbrannt. Mit ungeduldigem Stolze warf er daher bei den Vorwürfen der Marquise sein Haupt in die Höhe: „Ich habe es Ihnen schon gesagt, Madame, ich liebe die Ruhe, ich dulde keinen Zwang.“ — Das waren fast die letzten Worte, die er jemals zu ihr sprach.

XIII.

Gleichwohl gab die Maitresse die Hoffnung noch nicht auf, zuletzt doch den Sieg über ihre Nebenbuhlerin davonzutragen, und rechnete dabei auf den Beistand der damals nicht ganz einflußlosen Dauphine.

Es entspann sich eine Intrigue zwischen ihr, dem Minister Louvois, dessen Charakter mehr mit dem kecken Stolze der Montespan als der schleichenden Demuth der Maintenon zusammenstimmte, und der Herzogin von Richelieu, einer Ehrendame der Dauphine. Man berichtete der Dauphine das nicht sehr erbauliche Jugendleben der Frau von Maintenon, ihre Ehe mit dem Cul-de-jatte Scarron, ihre zweideutigen Freundschaften im Verlaufe derselben, ihre sehr anstößigen Liebeshändel während ihrer Wittwenjahre, ihre vertraulichen Zusammenkünfte mit dem König — kurz man brachte die Sittsamkeit der Dauphine in Harnisch, flößte ihr Abscheu gegen eine so lasterhafte Tugendheuchlerin ein und suchte sie zu bereden, sich dem Willen, der jene Frau in ihre Nähe brachte, hartnäckig zu widersetzen.

Auch die Königin versuchte man bei dieser Intrigue, deren eigentlicher Zweck die völlige Entfernung der Maintenon vom Hofe war, zu betheiligen. Jedoch dem hatte schon die Schlauheit der Frau von Maintenon vorgebeugt. Als sie nämlich des Königs Liebesanträge zurückgewiesen, hatte sie ihn darauf aufmerksam ge-

Digitized by Google

macht, daß er noch eine Gemahlin besitze. „Der allein gebühre seine Liebe, und wenn er sie Anderen zuwenden wolle, würde er sich die Verdammung des Himmels zuziehen.“

Der König, der etwas schwatzhaft war und besonders in Augenblicken der Zärtlichkeit alles, was er nur wußte, auszuplaudern pflegte, hatte seiner Gemahlin die Aeußerung der Frau von Maintenon mitgetheilt. Jene war darüber entzückt, hatte der Maintenon durch das Geschenk ihres Portraits ihr Wohlgefallen bezeigt und wollte natürlich nichts mit einer Intrigue zu thun haben, die gegen eine so vortreffliche und ihr so wohlwollende Frau gerichtet war.

Die besser unterrichtete Dauphine dagegen wollte sie nicht in ihrer Nähe dulden. Es entstand ein Streit, bei dem es der persönlichen Dazwischenkunft des Königs bedurfte, um ihn nur gütlich beizulegen und mit einer Versöhnung zu beendigen.

Er selbst übernahm die Rechtfertigung der Frau von Maintenon, bewies der Dauphine die Grundlosigkeit jener Verleumdungen und zwang sie, von den Aeußerungen ihrer Abneigung gegen eine so unschuldige und tugendhafte Frau abzulassen.

Die Urheber jener Intrigue sollten mit Verbannung vom Hofe bestraft werden, allein Frau von Maintenon, der Rache gewiß, und ohne derselben, die in ihrem Naturell lag, zu entsagen, zog es vor, für jetzt mit der Tugend der Großmuth zu prunken. Sie bat den König, seinen Beschluß zu widerrufen, und gewährte sich das Vergnügen, ihrer überwundenen Nebenbuhlerin selbst anzukündigen, wie sie sie vor der Schande einer Verbannung vom Hofe bewahrt hätte. Sie müßte ihr jedoch mittheilen, daß der König den festen Entschluß gefaßt, ihr nie mehr eine geheime Zusammenkunft zu gewähren; er lasse sie bitten, von jetzt an einzig und allein an das Heil ihrer Seele zu denken, wie er das seinige bedenken werde. Und um sich dann auch noch im Triumphe ihrer Macht zu sonnen, gab sie der Frau von Montespan zu verstehen, der König würde ihr nach wie vor jeden billigen Wunsch gewähren, nur hätte er bedungen, daß sie ihre Bitten in ihre (der Frau von Maintenon) Hände niederlege, die dann dieselben dem Ohre des Königs unterbreiten würde.

Das war mehr, als das reizbare Selbstgefühl einer stolzen Frau zu ertragen vermochte. Zornentbrannt und nur von ihrer Leidenschaft berathen, beschloß sie, freiwillig den Hof zu verlassen. Sie schmeichelte sich jedoch noch mit der leisen Hoffnung, der König würde sich nicht gänzlich von ihr, mit der er so lange Jahre hindurch den vertrautesten Umgang gepflogen und die ihm acht Kinder

Digitized by Google

geboren, zu trennen vermögen; er würde seine Kälte bereuen und sie zurückrufen, und dann, nahm sie sich vor, schon ihre Bedingungen zu stellen und Rache zu nehmen.

Diesen Plan theilte sie ihrem Sohne mit, dem Herzoge du Maine, den sie sehr liebte und bei dem sie unmöglich eine unnatürliche Arglist voraussetzen durfte. Er bestärkte sie in ihrem Entschlusse; sie eilte nach Paris und schrieb dem Könige, sie würde nicht zurückkehren.

Aber der würdige Sohn hatte schon seine Berechnungen gemacht. Er hatte erkannt, daß er weit größere Vortheile vom Bündnisse mit dem aufgehenden Gestirne seiner früheren Erzieherin zu hoffen hätte, als wenn er sich seiner in Ungnade gefallenen Mutter annähme. Er hatte also nichts Eiligeres zu thun, als deren Plan der Frau von Maintenon zu hinterbringen, und beide beriethen sie dann, wie man am besten jeder ferneren Rückkehr vorbeugen könnte.

Der Herzog du Maine ließ in aller Eile die Möbel seiner Mutter aus dem Fenster werfen, ihre Sachen nach Paris schaffen und die von ihr bewohnten Appartements zu irgend einem anderen Zwecke verwenden. So konnte sie nicht nach Versailles zurückkehren. Und der König war froh, sich endlich von dieser Last, die ihn schon so lange gedrückt, befreit zu sehen. An der Art und Weise, wie es bewirkt worden, nahm er daher wenig Anstoß. Er ließ der Marquise insinuiren, daß er ihre Rückkehr an den Hof nicht gerne sähe, aber stets in geziemender Weise für ihre Bedürfnisse Sorge tragen und ihr eine jährliche Pension von 12000 Louisd'or auszahlen lassen würde.

Seit diesem Augenblick verbündeten sich Frau von Maintenon und der Herzog du Maine zu einer unauflöslichen Allianz. Da sie beide herzlose Verstandesmenschen waren, selbstsüchtig und nur auf ihre Interessen bedacht, so erkannten sie, welchen Nutzen sie sich gegenseitig zu gewähren vermöchten. An Beiden haftete die Schmach eines dunkeln Ursprungs, und Beider Ehrgeiz strebte doch den höchsten Zielen zu. Beide besaßen sie die Zuneigung und das Vertrauen des Königs, sowie das Geheimniß, seinen Willen dem ihrigen zu unterwerfen. Beide waren sie auf sein Leben angewiesen; so lange der König lebte, durften sie hoffen, durch gegenseitige Förderung selbst ihre kühnsten Wünsche zu erreichen, war er todt, so war auch ihre Zukunft erloschen — sich aber auch diese zu sichern, das machten sie zu ihrer Aufgabe.

Und gleich jetzt kam ihnen der Zufall zu Hülfe.

Digitized by Google

Die Königin Maria Thereſia ſtarb im Jahre 1683, nachdem ſie, wie man ſich erzählte, auf ihrem Sterbebette ihren Trauring vom Finger gezogen und ihn bedeutungsvoller Weiſe der Frau von Maintenon gegeben hatte. Sobald ſie die Augen geſchloſſen, wollte Jene ſich auf ihr Zimmer zurückziehen, allein der Herzog de la Rochefoucauld, ein gewandter Höfling, der ſchon die Zukunft witterte, faßte ſie bei der Hand und drängte ſie in die Gemächer des Königs. „Jetzt", ſprach er, „dürfen Sie ſich nicht entfernen, Madame. Jetzt iſt Ihr Platz beim König." Dann ging er und ließ ſie mit dem König allein.

Seit dieſem Augenblick hatte ſie Ludwig XIV für immer gewonnen. Von nun an ſuchte er ſie unaufhörlich auf, verweilte ganze Tage bei ihr, ließ ſich von ihr über einen Schmerz tröſten, der ziemlich oberflächlich war, und verrieth ihr, wie gerne er ihre Troſtesworte höre, zumal er in ihr ſelbſt den beſten Troſt zu finden hoffe.

Obwohl er die Schranken einer zarten Zurückhaltung noch nicht zu überſchreiten wagte, ſo zeigten ſich doch immer deutlicher die Symptome einer ſo heftigen Leidenſchaft, daß ſogar ſie ſelbſt ein geheimes Erſtaunen darüber empfand. Aber um ſo mehr war ſie auf ihrer Hut. Sie erkannte, daß ſie Alles hoffen dürfte, und darum wollte ſie auch nicht weniger als dieſes Alles. An dem Schickſal ihrer unterlegenen Nebenbuhlerin hatte ſie erfahren, daß ſelbſt die mächtigſten und zarteſten Bande, ſo lange ſie nur in dem Belieben des Königs ihren Knüpfpunkt hätten, nicht kräftig genug wären, um ihn für immer zu feſſeln. Sie wollte aber mehr als eine Maitreſſe ſein, ſie wollte Königin werden.

Dieſem Zwecke entſprach ihr Benehmen vollkommen. Es war ſo fein und ſchlau, ein ſo wohlberechnetes Spiel einer herzloſen und ehrgeizigen Kokette, daß ein Mann wie Ludwig XIV ihren Netzen unmöglich entgehen konnte. Wenn ſie ihn mit dem ganzen Aufgebot ihrer Anmuth gereizt, widerſetzte ſie ſich ihm wieder mit einer Pruderie, die ſie als Tugend und weibliche Würde gab; nachdem ſie ihn ſcheinbar in ihr glühendes, von Liebe und Zärtlichkeit überfülltes Herz hatte ſchauen laſſen, umhüllte ſie ſich wieder mit dem Mantel der Religion und heuchelte den Schmerz einer gottesfürchtigen Liebe, die den Wünſchen ihres Herzens nicht die Hoffnungen des Jenſeits zu opfern wagt. So ihn bald anziehend, bald abſtoßend, ſeine Leidenſchaften nährend und an ſeine Tugend appellirend, brachte ſie ihn zuletzt dahin, ſich ihr faſt willenlos hinzugeben. Sogar zur Königin

Digitized by Google

hätte er sie proclamirt, wäre er nicht durch die dringendsten Abmahnungen seiner Minister davon zurückgehalten worden.

Als Louvois von dem Plane dieser Heirath hörte, warf er sich Ludwig XIV zu Füßen und rief: „Wie, Sire, Sie, der größte Monarch auf Erden, wollen die Wittwe Scarron heirathen? Nehmen Sie mir meine Güter, meine Freiheit, mein Leben, ich werde dennoch sagen, daß Sie sich entehren."

Aber die Bitten der Frau von Maintenon, nicht durch die Wirklichkeit eines unheiligen Verhältnisses ihr Gewissen zu beunruhigen, und nicht durch den Schein desselben ihren Ruf zu beflecken, waren wirkungsvoller als die Vorstellungen des Ministers. Der König heirathete sie, willigte aber nicht in ihren Wunsch, diese Verbindung öffentlich bekannt zu machen.

Sie begnügte sich denn auch vorläufig mit diesem Siege, da er, wie sie hoffte, die Befriedigung ihres letzten und höchsten Ehrgeizes sicher vorbereitete.

XIV.

Und versagte ihr Ludwig XIV auch noch den Titel einer Königin, so entschädigte er sie dafür doch durch Bezeigung einer so ritterlichen Galanterie, einer so zarten Ehrerbietung, wie er sie nie seiner Gemahlin oder seinen früheren Maitressen erwiesen hatte, und deutete dadurch schon genugsam an, zu welchem hohen Range er sie erhoben hatte.

Auf den Promenaden von Marly war sie, die sehr empfindlich gegen die frische Luft war, in eine Sänfte eingeschlossen, um auch den leisesten Luftzug von ihr abzuwehren; der König pflegte dann neben ihr zu gehen und jedesmal, wenn er sich bückte, um mit ihr zu reden, den Hut abzunehmen.

Während des Lagers von Compiegne erblickte man sie häufig auf einer Anhöhe, ebenfalls in einer prachtvollen Sänfte, vom ganzen Hofe umringt, den König neben ihr stehend, um mit zuvorkommendster Artigkeit auf alle ihre Fragen zu antworten, und die Herzogin von Bourgogne sowie die übrigen Prinzessinnen nur auf den Tragbalken ihrer Sänfte sitzend.

Fast den ganzen Nachmittag verweilte Ludwig XIV in ihren Gemächern, und am Abend, wenn sie, die eine frühe Ruhe liebte,

Digitized by Google

sich schlafen gelegt, schloß er regelmäßig mit fast zärtlicher Sorgsamkeit die Vorhänge ihres Bettes und wünschte ihr eine gute Nacht.

Während der Messe saß sie stets in einer der kleinen, ausschließlich für den König und die Königin bestimmten Tribünen, und überhaupt, wo sie erschien, war sie von königlichen Ehren umgeben. — In ihren Gemächern war es noch weniger möglich, die Königin zu verkennen. In einem tiefen Fauteuil sitzend, der fast die Form eines Thronsessels hatte und in einer mit rothem Damast ausgeschlagenen Nische stand, erhob sie sich nur dann einen Augenblick, wenn der Dauphin oder Monsieur, des Königs Bruder, die sich nur selten und ungerne bei ihr sehen ließen, sie besuchten. Sonst blieb sie sitzen und machte selbst vor den Prinzen und Prinzessinnen vom Geblüt nicht die mindeste Bewegung entgegenkommender Begrüßung. Jene durften sie auch nicht zu jeder Zeit besuchen; nur nach erbetener Audienz wurden sie zugelassen, oder wenn sie sie rufen ließ, ihnen einen trockenen Verweis zu ertheilen. Oft wurden auch die Prinzen und Prinzessinnen entboten, ihr bei ihrer Toilette oder wenn sie speiste, aufzuwarten. Scheinbar scherzweise ließ sie sich sogar manchmal in Gegenwart des Hofes von der Dauphine das Haar kämmen und von den Herzögen von Anjou und Berri Speise und Trank darreichen. In dem, was als ein Spiel erscheinen sollte, lag Berechnung; sie wollte zeigen, daß sie sich als die erste Frau Frankreichs fühlte. Auch der Herzogin von Orleans, Madame, ließ sie insinuiren, ihr solche Ehren zu erweisen, die aber erwiederte: „Ich bin nicht dazu erzogen worden, mich zu erniedrigen; und für Kinderspiele bin ich zu alt.“

So weit er selbst keinen Zwang darunter litt, gewährte ihr der König von jetzt an eine fast unbeschränkte Herrschaft; und sie machte einen solchen Gebrauch von ihrer Macht, daß binnen kurzer Zeit der ganze Hof sie fürchtete, und daß man selbst den König lieber erzürnt hätte als sie.

Sie liebte Ludwig XIV durchaus nicht. Er war ihr zu beschränkt; seine Gewohnheiten belästigten sie, und indem er fortwährend (er war fast beständig in ihrer Nähe) von ihr unterhalten und zerstreut sein wollte, ohne doch selbst einen Antheil an den Kosten der Unterhaltung zu tragen, langweilte er sie.

Früher hatte sie gerne mit geistreichen Männern der verschiedensten Stände Umgang gepflogen, das war ihr jetzt verwehrt. Sie durfte von Männern Niemand außer dem Könige, seinem Sohn, den Ministern und Beichtvätern in ihren inneren Gemächern empfan-

Digitized by Google

gen. — Dann liebte Ludwig XIV es, sich fortwährend geschmeichelt zu sehen, und solche sich täglich wiederholende Heuchelei einer Bewunderung und Zuneigung, die sie nicht empfand, drückte ihre Seele, denn sie verletzte sie in dem Gefühle ihrer Selbstständigkeit.

Allein er besaß nun einmal die Macht, die sie liebte. Um derentwillen unterzog sie sich gerne jedem noch so lästigen Zwange und der unerfreulichen Mühe, seine ihr oft unangenehmen Charaktereigenthümlichkeiten mit der sorgfältigsten Aufmerksamkeit zu beachten, um durch den Schein nachgiebigster Fügsamkeit in seine Launen sich eine unabwerfbare Herrschaft über seine Seele zu erringen.

Die Dürftigkeit und die Abhängigkeit ihrer Jugendjahre hatten sie für diese schwere Rolle vorbereitet. Sie hatte schon frühzeitig gelernt, sich zu bezwingen und sich, erst um zu leben, dann um sich zu heben, den verschiedenartigsten Charakteren anzuschmiegen. Jetzt, da sie herrschen wollte, kam ihr diese Gewohnheit dem Könige gegenüber zu Statten.

Sie wußte, daß es die Schwäche dieses auf seine Gewalt und seine Selbstständigkeit so eifersüchtigen Fürsten war, scheinen zu wollen, als ob er in Allem nur dem eigenen Antriebe folge, und eben dadurch gewann sie das Mittel, ihn stets das wollen zu lassen, was sie wollte.

XV.

Nachdem der König nach einem nur zu debauchirten Leben angefangen hatte, sich zur Frömmigkeit zu neigen, ließ sie es ihr Hauptbestreben sein, ihn immer mehr in dieser Richtung zu bestärken. Er besaß durchaus keine selbstständige Meinung in religiösen Dingen, „einen wahren Köhlerglauben", wie Bossuet sagte. Er empfand zwar einen aufrichtigen Drang, die göttliche Allmacht zu verehren und sich vor ihr als der einzigen Macht, der sein Wille noch unterlag, zu demüthigen; allein, eben weil seine Anschauung in diesem Punkte durchaus roh und ungebildet, so war er geneigt, nichtigen Formendienst und prüde Bigotterie mit wirklicher Gottesfurcht zu verwechseln und das, was sich äußerlich recht feierlich in das Gewand eines fanatischen Glaubens zu hüllen verstand, für die allein echte Religiosität zu halten. Dadurch geschah es, daß ihn fast immer Heuchler umgaben, deren Hauptzweck war, ihr persönliches Wohl zu fördern, und die ihn zu Handlungen antrieben, die seinen

Digitized by Google

Verstand verunehrten, seinen Ruhm befleckten und seinem Staate unermeßlichen Schaden zufügten.

Mit diesen Menschen hatte Frau von Maintenon sich verbündet. Bisher hatte sie noch allein gestanden. Der Herzog du Maine war außer dem Könige der Einzige am Hofe, der ihr von Herzen befreundet und ihre Pläne zu fördern geneigt war; sonst fand sich Niemand, der ihre Interessen aufrichtig begünstigte.

Sie bedurfte aber einer Partei, auf die sie sich zu stützen vermöchte, und sie fand diesen Stützpunkt in der Orthodoxie des französischen Klerus. Herrschsucht war der Haupttrieb ihrer Seele; allein diesem Triebe, erkannte sie wohl, könnte sie nur allmälig, nur auf leisen Umwegen volle Befriedigung gewähren. Die kirchlichen Angelegenheiten würden aber dem König am wenigsten Anlaß zum Mißtrauen geben, er würde kaum merken, daß sie bestimmend auf ihn einzuwirken suche, und ihr nach und nach Gelegenheit geben, sich auch der übrigen Triebfedern des Staates zu bemächtigen.

Sie war deshalb eifrig bemüht, sich von allen Interessen der Kirche in Kenntniß zu setzen, überallhin Verbindungsfäden auszuwerfen und mit den hervorragendsten Gliedern des Klerus, mit Bischöfen und Pfarrern, mit Vorstehern von Seminarien und Klostergemeinschaften, mit Mönchen und Nonnen einen unabläßigen Verkehr zu unterhalten. Eine Fülle der mannigfaltigsten Beziehungen drang in Folge dieses Verkehrs auf sie ein, und erheischte derselbe auch angestrengte und mühevolle Aufmerksamkeit, so war doch der Lohn, den er ihr gewährte, hinreichender Ersatz dafür. Er erwarb ihr den süßen Ruhm, als Mutter und Beschützerin der Kirche gepriesen zu werden, und leistete ihrem Verlangen, maßgebend und bestimmend in alle Verhältnisse derselben einzugreifen, vollkommen Genüge.

An sich waren freilich alle diese Beschäftigungen kleinlich und frivol, weil überhaupt ihren Gedanken und Gefühlen der Schwung des Hohen und die Kraft der Tiefe fehlte; aber blieben sie gleich meistentheils nur müssiger Zeitvertreib, so hatten sie doch auch oft beklagenswerthe Folgen, weil ihr herrschsüchtiger und ränkevoller Geist sie zu Mitteln seiner ehrgeizigen Zwecke machte.

Aber wahrhaft verderblich für Frankreich war ihre Verbindung mit den Jesuiten. Diese hatten das Vertrauen, das Ludwig XIV ihnen gewährte, dazu benutzt, ihn mit den starrsten Vorurtheilen, mit Abneigung und Haß gegen Alles zu erfüllen, was sich nicht blindlings ihnen unterwarf. Sie hatten ihm eingebildet, daß Alle,

Digitized by Google

die von ihrem Lehrbegriff abwichen, nicht blos Ketzer wären, sondern, wie sie sich der Autorität des Papstes widersetzten, auch seine eigene königliche Machtvollkommenheit bekämpften, mit republikanischen Träumen schwanger gingen und zuletzt noch Aufruhr und Umsturz über sein Reich verbreiten würden.

Ludwig XIV hatte sich deshalb schon mehrfach von ihnen zu harten Beschränkungen und Verfolgungen gegen seine heterodoxen Unterthanen verleiten lassen, ja er fing sogar schon an, ihren Einflüsterungen: durch den Triumph des wahren Glaubens über allen Afterglauben ein Hauptwerk der Politik und der Religion zu vollbringen, ein geneigtes Ohr zu leihen.

Gleichfalls im Besitze seines Vertrauens, hätte Frau von Maintenon den verderblichen Einflüssen Jener entgegenwirken können; aber dann hätte sie sich ihrer gefährlichen Feindschaft aussetzen müssen. Sie zog es vor ihre Freundin, ihre Verbündete und Helfershelferin zu werden, ihre eigenen Zwecke mit den Plänen Jener zu verflechten und, indem sie, was die Jesuiten um des Vortheils ihrer Gesellschaft willen begehrten, dem Gewissen des Königs als nothwendig und heilsdienlich darstellte, sie wiederum zu Bundesgenossen ihrer eigenen Absichten anzuwerben.

XVI.

„Erinnern Sie sich," schrieb ihr ihr Beichtvater, der Bischof von Chartres, „daß Ihr Zimmer die häusliche Kirche ist, in der Gott seine Wohnung aufschlägt, um unvermerkt den König zu stärken und zu heiligen. Die Schutzgeister Frankreichs, der des Königs und der Ihrige, der Herr aller Heerschaaren steht Ihnen bei in Ihrem Werk." — In diesem Sinne faßte auch Frau von Maintenon ihre Rolle auf, als wäre sie berufen, das Werk der Erleuchtung an Frankreich und seinem Könige zu vollbringen, ein getreues Abbild einer Heiligen, wenn auch ein kleines. — Ob sie aber wohl selbst an die Wahrheit dieses Berufes glaubte? Ihre Bildung war zu feiner Art, als daß sie sich selbst zu täuschen vermochte; aber sie log sich in ihre Rolle hinein, sie wollte an die Gefühle glauben, die sie zur Schau trug.

Sie hatte nur Verstand, Alles war bei ihr Berechnung, Selbstsucht die leitende Idee ihres Lebens. Wie hätte sie, wäre sie wirklich fromm gewesen, durch alle ihre Werke ihre Gesinnung Lügen

Digitized by Google

strafen, bei jedem Schritt, den sie weiter in die Zeit hineinsetzte, Unheil säen und ihrem Ehrgeiz Alles, selbst das Glück, den Frieden und die Ruhe ihres Vaterlandes opfern können? Sie kannte die Wahrheit nicht, war eine Heuchlerin vom Wirbel bis zur Zehe, selbst in der Frömmigkeit eine vieille putain, wie sie der Volksmund nannte.

Und wollten wir uns auch nicht an die Folgen ihres Wirkens halten, wollten wir auch zulassen, was man wohl zu ihrer Entschuldigung gesagt: sie habe nur nicht den Muth gehabt, sich den mannigfach in einander greifenden Triebfedern des Versailler Hofes mit ihren besseren Intentionen zu widersetzen; sie habe, um nicht jeden wohlthätigen Einfluß einzubüßen, den Leidenschaften und Neigungen des Königs schmeicheln müssen, aber niemals selbst weder Bosheit noch Ungerechtigkeit begangen; — wollten wir überhaupt ihr äußeres Leben unbeachtet lassen, so müssen wir doch, wenn wir auch nur einen flüchtigen Blick auf die Symptome ihrer inneren Gedankenwelt werfen, sie einen niedrigen, kleinlichen Charakter nennen, dem trotz seines selbstgenügsamen Bewußtseins geistiger Ueberlegenheit doch jede Höhe der Ansichten, jede wahrhaft tugendhafte Regung abging.

„Man muß", war einer ihrer Grundsätze, „sprechen, schreiben, handeln und denken; als ob man tausend Zeugen hätte; man darf darauf rechnen, daß früher oder später Alles an den Tag kommt, und daher ist es sehr gefährlich zu schreiben." „Man darf Niemandem etwas anvertrauen, was, wenn es ausgeplaudert würde, einem schaden könnte; die am treuesten bewahrten Geheimnisse sind es doch immer nur für eine kurze Zeit, und in keinem Lande ist man indiscreter als in Frankreich, wo alles sich mit Geheimniß umgiebt."

Diese Grundsätze befolgte sie auch bei ihrem Briefwechsel. Alles war da für das Scheinen und Gesehenwerden berechnet, tönende Worte, gleißende Glätte; nichts, was hätte schaden können, ward ausgesprochen, geheime Andeutungen, Verhüllungen und die discreteste Substituirung für Alles, was in seiner Nacktheit den Heiligenschein entstellt hätte.

Und doch, wenn wir nun die Sammlung dieser Briefe aufschlagen, die eben dadurch, daß sie die willkürlichsten Abänderungen erlitten haben, absichtlich verstümmelt und aller ihrer charakteristischen, bestimmt-persönlichen Bezüge des inneren Lebens beraubt worden sind, nur zu deutlich verrathen, wie sehr der Sammler sie im Geiste der Verfasserin geordnet hat, — wie viel Zweideutiges treffen wir

Digitized by Google

nicht trotzdem noch an, wie vieles, dem eben durch seine heuchlerische Uebertreibung der Stempel der Unwahrheit aufgeprägt ist! Zwei Briefe von der Fürstin Harcourt an sie, wahrscheinlich unabsichtlich in die Sammlung aufgenommen, geben den unzweideutigsten Beleg, daß der Vorwurf des Kornwuchers, den das Pariser Volk im Nothjahr 1709 gegen diese Frau gerichtet, — die sich rühmte, ihr Herz schlage ganz für das Glück des Volkes, und die, um dem Hofe ein Beispiel ihrer opferbereiten Theilnahme für die hungernde Armuth zu geben, in jenem Jahre nur Haferbrot aß, — nicht so ganz unbegründet gewesen. Die Fürstin, die selbst wegen ihres schmutzigen Geizes berüchtigt war, und von Frau von Maintenon als Vermittlerin bei ihren wucherischen Handelsoperationen benutzt wurde, durfte sich sogar herausnehmen, auf die Delicatesse des ihr ertheilten Auftrages hinzuweisen und ihr zu schreiben: „Man kann nicht sorgsam genug vermeiden, dem Volke Anstoß und Verdacht zu geben."

Auch in ihren Tagebüchern und religiösen Bekenntnissen, in denen sie ihre Seele ganz unverhüllt dem Auge Gottes darzulegen affectirt, und wo man doch endlich einmal die einfache Sprache eines wahren Gefühls erwarten sollte, ist alles nur Nebeln und Schwebeln einer unverstandenen Mystik, Schwulst, Unwahrheit, Heuchelei, Phrase; alles der grellste Widerspruch gegen ihr Leben. „O mein Gott," schreibt sie, „giebt es wohl etwas im Himmel und auf Erden, was ich wünschen könnte?" — Und doch gab jeder Tag Beweise ihrer eitlen Herrschbegierde. — „O mein Gott, du bist der Gott meines Herzens und mein Theil für immer. Wann werde ich eingehen in das Reich der Ruhe und der Freude?" — Weil der König sie gebeten, eine Reise nach ihrem Gute Maintenon aufzugeben, schreibt sie, als hätte sie ein ungeheures Opfer gebracht: „Ich biete Gott meine Leiden an; ich bitte ihn, mich zu sich zu rufen, wenn mein Tod meinem Heile nothwendig ist und mein Leben dem Könige und seinem Volke unnütz." — Dann beklagt sie sich über ihre Mängel, über die Eitelkeit ihres Herzens, bittet Gott um Demuth und Selbstverleugnung, und duldete es doch, daß täglich die unverschämtesten Schmeicheleien ihrem Stolze Nahrung gaben, daß selbst ihr Beichtvater ihr steten Weihrauch streute, wie zu einer Heiligen zu ihr sprach und sie „die Quelle alles guten Rathes und evangelischer Gesinnung" nannte, „die, welche Gott dem Volke zum Schutze, dem Könige zur Heiligung und dem Hofe zum Muster aller großen Tugenden berufen hat." — Der Leibarzt des Königs, Fagon, durfte sogar in ihrer Gegenwart äußern — und sie spendete ihm dafür ein

Digitized by Google

gnädiges Lächeln —: „das Einzige, was er am Christenthum auszusetzen hätte, wäre, daß es nicht gestatte, daß man der Frau von Maintenon Tempel und Altäre errichte, um sie anzubeten.“

Einer der bezeichnendsten Züge ihres tartuffeartigen Charakters war es, gerade unter ihrer Demuth ihren Hochmuth, unter verächtlicher Gleichgültigkeit gegen alles Irdische ihre ehrgeizigen Berechnungen zu verbergen, und, während sie ein immer größeres Verlangen nach den Genüssen der Herrschaft empfand, über die Traurigkeit zu klagen, die sie verzehre, über die entsetzliche Leere, die alles, was die Welt ihr biete, in ihr zurücklasse. „Sehen Sie denn nicht,“ schreibt sie an Frau de la Maisonfort, „daß ich in einem Glücke, welches man kaum begreifen kann, vor Traurigkeit fast vergehe? Ich war einst jung und schön; ich habe das Vergnügen gekostet; man hat mich überall geliebt. Ich habe später Jahre in geistreichem Umgange zugebracht, lebe jetzt im Vollgenusse der königlichen Gnade und ich versichere Ihnen, daß jeder Zustand des Lebens eine trostlose Oede im Herzen zurücklässt.“ — Auch gegen ihren Bruder, den Grafen d'Aubigné, dem es bei etwas cynischem Charakter nicht an Humor fehlte, klagte sie einst mit gleicher Heuchelei über den Schmerz, der sie in der Fülle der Genüsse, die ihr der Hof biete, verzehre: „Ich vermag es nicht mehr zu ertragen; ich möchte schon gestorben sein!“ — Jener kannte sie und fragte daher mit spöttischem Lächeln: „Du hast also schon ein Heirathsversprechen von unserm Herrgott?“

XVII.

Nur allmälig vermochte der weltliche Sinn des Königs ihr in die Bahnen der Frömmigkeit, die sie ihm anweisen wollte, zu folgen. „Er ist noch nicht weit genug in der Frömmigkeit vorgeschritten,“ schreibt sie an eine ihrer Vertrauten.

Als sie nach ihrer Heirath die Gemächer der Königin bezogen und der König sie besuchte, erblickte er ein großes Crucifix von Ebenholz, das sie aus Italien hatte kommen lassen und recht augenfällig in der Mitte des Gemaches aufgestellt hatte. Alles Lugubre war ihm zuwider, er sagte daher: „Das ist ein sehr ernster Zierrath; ich möchte Sie bitten, ihn zu entfernen.“ — Mit leisem Vorwurf blickte ihn Frau von Maintenon an: „Fürchten Sie, Sire, den zu sehen, der Ihre ganze Hoffnung ist?“

Solche Blicke und ein feines Lächeln auf ihren Lippen bezwan-

Digitized by Google

gen Ludwig XIV mehr als die eindrucksvollsten Worte; er beugte sich dem Gefühle ihrer Ueberlegenheit, und der Eindruck solcher Momente blieb in ihm haften. Bald konnte sie von ihm schreiben: „Der König ist voll guter Gedanken; er liest manchmal in der heiligen Schrift und er findet, daß es das schönste aller Bücher ist. Er gesteht seine Schwächen ein, er leugnet nicht seine Fehler, man darf erwarten, daß die Gnade in ihm wirksam wird. Er fängt an, ernstlich an sein Heil, sowie an das seiner Unterthanen zu denken; wenn Gott ihn uns erhält, so wird es bald nur noch eine Religion in seinem Reiche geben." —

Das war von jetzt an der Zielpunkt, auf den sie den schwachen Willen des Königs hinzulenken strebte. Sie wollte durch gesteigerten Eifer vergessen machen, daß sie im Schooße des Calvinismus geboren und erzogen worden, und überließ es nicht dem Fanatismus zelotischer Priester, gegen das Unwesen der Ketzerei zu donnern, sondern fühlte sich selbst berufen, „Theologie zu treiben" und Aufsätze wider die Hugenotten zu entwerfen, die sich ebenso sehr durch ihren Mangel an christlicher Liebe, wie durch das Uebermaß mystischen Aberglaubens auszeichneten. Vermochte sie aber auch die Hugenotten nicht mit ihren Gründen zu überzeugen, so blieben doch ihre Anstachelungen nicht wirkungslos auf das Gemüth eines Königs, der alles, selbst die Gewissen seiner Unterthanen von seinem Machtspruche abhängig glaubte.

Sie durfte ihm vorstellen, daß seine früheren großen Sünden die Sühne eines nicht minder großen Verdienstes erheischten, und daß er erst dann des Weges zum Himmel gewiß sein könne, wenn er sein Land gänzlich von der Pest verblendeter Irrlehren befreit hätte. Er war nur zu geneigt, sich die Seligkeit des Jenseits durch die leichte Buße der Bekehrung Anderer zu erwerben, und durch die siegreiche Durchführung des „wahren" Christenthums in seinem ganzen Reiche „den schönsten Gebrauch" von seiner Herrschergewalt zu machen.

„Der König ist bereit," schrieb sie im Triumphe ihres Erfolges, „alles zu thun, was das Wohl der Religion am meisten zu fördern vermag. Ein solches Unternehmen wird ihn mit Ruhm vor Gott und vor den Menschen bedecken; er wird alle seine Unterthanen in den Schooß der Kirche zurückführen, und wird die Ketzerei zerstören, die alle seine Vorgänger nicht zu besiegen vermocht haben." — Es geschah. Das Edict von Nantes ward aufgehoben, „um jedes Andenken an frühere Unruhen zu verwischen, und um das Uebel

Digitized by Google

einer falschen Religion von Grund aus auszurotten." — Die grausamsten Verfolgungen begannen wider die friedlichsten und fleißigsten Bürger; und als es ihm dann gelungen, Frankreich in Schrecken und Verwirrung zu stürzen, rühmte sich der verblendete Monarch selbstgefällig seiner Macht und Frömmigkeit, ja litt er es, daß ihn die Schmeichelei mit dem Beinamen „eines neuen Constantin, eines zweiten Theodosius, eines Königs der Erde" begrüßte. Frau von Maintenon aber schrieb während dieser Bekehrungen an einen ihrer eigenen calvinistischen Verwandten, den Herrn von Villette: „Bekehren Sie sich, wie so viele Andere, bekehren Sie sich um Gottes willen, bekehren Sie sich, wie es Ihnen beliebt, aber — bekehren Sie sich." —

Auch bei den ferneren Störungen der französischen Kirche waren es stets ihre von den Jesuiten in Thätigkeit gesetzten Bestrebungen, die die Vorurtheile des Königs nährten und seine Willkür zu Verfolgungen anhetzten. Nie machte sie von ihrem Einflusse Gebrauch, um sich dem unduldsamen Eifer der herrschenden Partei zu widersetzen. „Ich trete stets der Meinung der Mehrzahl bei," sagte sie und ließ es dann geschehen, wenn selbst ehemalige Freunde von der Leidenschaft eines die geringste Abweichung verdammenden Dogma's getroffen wurden. Gewaltsame Ausrottung falscher Religionsansichten war zu verdienstlich, um auf die Stimmen menschlicher Milde und christlicher Liebe zu hören. So war sie es vorzugsweise, die bei den quietistischen Streitigkeiten den Sturm der Verketzerung gegen Fénélon und Madame Goyon, einst beide ihre Freunde, wach rief, die der Verfolgung der Jansenisten den eifrigsten Vorschub leistete; und ihren wie des Père le Tellier Anstachelungen verdankte Ludwig XIV es endlich, daß ihm die letzten schweren Jahre seines Lebens auch noch durch die in Folge der Bulle Unigenitus entstandenen Wirren so vielfach verbittert wurden.

XVIII.

Es ist in der That merkwürdig, wie sehr dieser sonst so hochmüthige Monarch sich dem Willen dieser intriganten Frau beugen lernte. Sie wußte ihn gänzlich zu bezwingen; und ohne daß er es selbst merkte, bemächtigte sie sich seiner Persönlichkeit so vollkommen, daß er ihr Alles, seinen Staat, seine Familie, sich selbst und

Digitized by Google

seinen Willen bis zu den geheimsten Regungen seines Gewissens überantwortete.

Fast Nichts geschah, bevor sie nicht zu Rathe gezogen war, und so wie ihr Ausspruch lautete, fand in der Regel die Ausführung statt. Er verlernte beinahe eine selbstständige Meinung zu haben. Was sie billigte, das war ihm gut; was ihr mißfiel, das schien ihm schlecht; wer sie haßte, der hatte Alles von ihm zu fürchten; wer sie liebte, der durfte sich seiner höchsten Gunst versichert halten.

Sie, der Herzog du Maine und die klerikale Partei regierten von jetzt an Frankreich; selbst die hochstrebendsten und eigenwilligsten Minister mußten sich ihnen unterwerfen, und wer sich nicht beugen wollte, mußte entweder abtreten oder er ward auf andere Weise beseitigt.

Der Herzog du Maine war der Lieblingssohn Ludwig's XIV. Er sah ihm sehr ähnlich und besaß außer einer anmuthigen Persönlichkeit, die nur durch das Nachschleppen seines einen Fußes etwas litt, einen lebhaften Verstand und viele gesellige Vorzüge. Er verstand es, durch schlaue Beachtung der Neigungen seines Vaters sich vorzugsweise in dessen Liebe einzuschmeicheln; und während die übrigen Kinder des Königs eine beklommene Scheu vor ihm verriethen, benahm er sich immer zutraulich und dreist gegen ihn. Besonders gefiel er dem Könige durch sein fesselndes Redetalent und trug durch seine Erzählungen, Scherze und pikanten Hofklätschereien viel zu dessen Unterhaltung bei. Indem er aber auf dies Talent die Neigungen eines eigenwilligen und heimtückischen Charakters einwirken ließ, wandte er es nur zu häufig dazu an, Denjenigen, welche sich nicht herablassen wollten, ihm zu schmeicheln und durch die niedrigste Ergebenheit ihm ihre Selbstständigkeit zu opfern, durch Verleumdungen zu schaden, wobei Frau von Maintenon ihm eifrig half.

Sie verlästerte dem Könige alle Menschen, aus Devotion, wie sie vorgab „um den Nächsten zu corrigiren", in Wahrheit aber in der Absicht, ihm alle, welche ihr entgegen waren, zu verleiden und ihn nur mit ihren Creaturen, die sie ihm als die trefflichsten und würdigsten Menschen schilderte, zu umgeben. — Es war sehr gefährlich, sich diesen Verlästerungen auszusetzen, denn in der Regel war damit zugleich die Insinuation einer Strafe verknüpft. Exil, Lettres de cachet und Gefängniß waren beständige Drohmittel, durch die sie es erzwang, daß Jeder sich um ihre Gewogenheit bewarb.

Der geringste Widerstand aber, den ihre Wünsche fanden, reizte

Digitized by Google

ihr Rachegefühl. Eine erlittene Kränkung vergaß sie nie. Deshalb durften auch Diejenigen, welche sich ihrem Lieblingswunsche, zur Königin erklärt zu werden, bisher noch immer siegreich zu widersetzen vermocht hatten, auf ihre erbitterte Feindschaft sicher rechnen. Das war vielleicht die Ursache von Louvois' plötzlichem Tode; das der Grund der Ungnade Fénélon's und des Erzbischofs von Paris, Harlay; das der Grund ihres erbitterten Hasses gegen die Herzogin von Orleans und ihrer unaufhörlichen Verlästerungen gegen deren Sohn; das endlich der Grund, weshalb sie fortwährende Zwistigkeiten in der königlichen Familie nährte, weshalb sie den König in so kalter Entfernung von seinem Sohne, dem Dauphin, erhielt und mit Abneigung gegen seinen Enkel, den Herzog von Bourgogne erfüllte.

Der Widerstand, den dieser ihr Lieblingswunsch erfuhr, vereint mit der Furcht, sich einst nach dem Tode des Königs machtlos zu erblicken, war endlich auch der Grund, weshalb sie in immer kühneren Combinationen ihre Pläne auf den Herzog du Maine baute. Mit dessen Zukunft war gleichfalls die ihrige gesichert; jene daher so glänzend wie nur möglich zu gestalten, war der Gegenstand ihrer aufmerksamsten Sorge.

XIX.

Schon frühzeitig waren die Bastarde des Königs legitimirt worden. Frau von Montespan hatte es bald nach deren Geburt erwirkt. Im Auftrage des Königs hatte sie den Präsidenten Harlay hinsichtlich der Legitimirung ihrer Kinder consultirt. Den ehrgeizigen Präsidenten hatte die ihm eröffnete Aussicht auf das Kanzleramt gelockt, und er hatte versprochen den Wünschen des Königs nachkommen zu wollen.

Um jedes Aufsehen möglichst zu vermindern, ward erst ein Vorgang geschaffen. Man betrieb beim Parlamente die Legitimirung des Chevalier d'Orleans, eines Bastards des Herzogs von Longueville und einer verheiratheten Frau. In den Legitimationsurkunden ward aber nur der Name des Vaters genannt, ohne den der Mutter zu erwähnen.

Nachdem diese Formel, deren Folgen das Parlament nicht voraussah, einmal in demselben durchgegangen war, hielt es nicht schwer, auch für die Kinder der Frau von Montespan dasselbe zu

Digitized by Google

erlangen. Sie wurden ebenfalls ohne Nennung ihrer Mutter nach und nach bis zur Zahl von sechsen legitimirt. Unter ihnen befanden sich zwei Prinzen, der Herzog du Maine und der Graf von Toulouse. Schon früher hatte Ludwig's XIV Base, Mademoiselle de Montpensier, als Preis für die Freilassung ihres in Perigord gefangen gehaltenen Gatten, des Grafen Lauzun, diesen beiden Prinzen einen großen Theil ihrer sehr beträchtlichen Güter, das Herzogthum Dombes und die Grafschaften Eu und Aumale, überlassen. — Im Jahre 1694 gewährte ihnen Ludwig XIV einen unmittelbar auf die Prinzen vom Geblüt folgenden Rang, sowie den Vorsitz vor allen übrigen Pairs, und im Jahre 1710 machte er diese Würde erblich, indem er auch den Söhnen des Herzogs du Maine dieselben Ehren verlieh, die ihr Vater besaß.

Bei dieser Gelegenheit widerfuhr dem Herzog du Maine eine sehr kränkende Demüthigung, eine Demüthigung, deren Stachel fortwährend in seinem Gemüthe haften blieb, und die, wenn man dabei zugleich die Wirkungen eines schrankenlosen, aber feigen Ehrgeizes, sowie den hinterlistigen Charakter des Herzogs in Erwägung zieht, vielleicht die wirkliche Ursache der Verwaisung der königlichen Familie geworden ist.

Am 15. März 1710 erklärte Ludwig XIV vor dem versammelten Hofe, nachdem er nach beendigtem Souper sich feierlich in sein Cabinet begeben hatte und dort vor seinen Thronsessel hingetreten war, daß er den Söhnen des Herzogs du Maine denselben Rang und dieselben Ehren ertheile, die ihr Vater besitze, zog sich dann an das Ende des Saales zurück und rief den Dauphin und dessen Sohn, den Herzog von Bourgogne, zu sich.

Zum ersten Mal in seinem Leben ließ er, der in seinem monarchischen Stolze noch nie eine Bitte ausgesprochen hatte, sich zu einer solchen vor seinem Sohn und Enkel herab. „Sie werden Beide einst nach mir herrschen," sprach er, „ich bitte Sie daher, den Rang, den ich den Kindern des Herzogs du Maine ertheile, aufrecht zu erhalten und die Erfüllung dieser Bitte sowohl der Liebe, die ich, wie ich mir schmeichle, bei Ihnen voraussetzen darf, wie meiner Zuneigung für jene Kinder und ihre Eltern zu gewähren. Da ich alt bin und wohl fühle, daß meine Tage gezählt sind, so empfehle ich Ihnen dieselben so dringend, wie ich nur vermag. Schon aus Achtung für mein Andenken, hoffe ich, werden Sie ihnen nie Ihren Schutz entziehen."

Der Dauphin fühlte sich durch diese Worte in die peinlichste

Digitized by Google

Verlegenheit versetzt. Er war sehr furchtsam und zitterte in scheuer Befangenheit vor seinem Vater; aber die Bitte, die dieser so eben ausgesprochen, widerstritt so sehr seinen Gefühlen, Wünschen und längst gefaßten Vorsätzen, daß er sich nicht zu entschließen vermochte, ihm ihre Erfüllung zuzusagen. Er raffte daher all seinen Muth auf, um wenigstens durch hartnäckiges Stillschweigen dem Könige die Mißbilligung seiner Forderung zu erkennen zu geben.

Er war von der Natur in geistiger Hinsicht nicht sehr begünstigt. Durch eine strenge Erziehung, die Bossuet und der Herzog von Montausier geleitet hatten, war seine Denkkraft mehr erstickt als wach gerufen und jede selbstständige Willensrichtung ihm geraubt worden. „Als er fünf oder sechs Jahre alt war, wußte Monseigneur", schreibt Frau von Maintenon, „mehr als tausend lateinische Wörter, als er erwachsen, kein einziges." Der Zwang, den man ihm angethan, hatte ihm einen Widerwillen gegen jede geistige Beschäftigung eingeflößt, und was er in seiner Jugend beschlossen: kein Buch mehr zu öffnen, wenn er erwachsen — das hielt er. — Ohne Geist und Kenntnisse, ohne den Willen und die Befähigung, sie zu erwerben, ohne Tugend und Laster — das verkörperte Phlegma der Unbedeutenheit — brachte er seine Tage in trägem Müssiggange hin und in Langeweile, für die er geboren schien. Er besaß vielleicht nur eine einzige Leidenschaft, die für die Wolfsjagd. „Er war", schreibt die Herzogin von Orleans von ihm, „der gröbste Gesell im ganzen Königreich. Bisweilen sprach er klug, bisweilen sehr einfältig. Er konnte einen ganzen Tag lang auf einem Armstuhl sitzen, den Stock gegen die Schuhe schlagen und kein Wort reden."

Ludwig XIV, der die Natur seines Sohnes kannte, hatte ihn nie anders als mit der Autorität eines Königs behandelt; zwar seinen Nachfolger in ihm geehrt und ihm jede Rücksicht seiner hohen Stellung zu Theil werden lassen, aber ihm nie herzliche Vertraulichkeit, nie väterliche Liebe bewiesen.

In beengendem Zwange und einer oft drückenden Abhängigkeit lebend, ohne Antheil an den Staatsgeschäften, ohne Einfluß, ohne Ansehen, hatte daher auch er fast vergessen, daß er der Sohn des Königs. Er betrachtete sich vielmehr als dessen ersten Unterthan und vornehmsten Höfling, erfüllte alle Pflichten derselben mit sorgfältigster Regelmäßigkeit, ohne je darüber hinauszugehen, ohne je den Versuch zu machen, sich in warmer Gefühlsaufwallung die Liebe seines Vaters zu erobern. — Dennoch schmerzte ihn dessen kalte Gleichgültigkeit und er fühlte sich verletzt, wenn er ihn andere mit der ihm gebüh-

Digitized by Google

renden Zärtlichkeit behandeln sah. Er empfand deshalb einen heimlichen Neid gegen den Herzog du Maine, der in der zwanglosesten Vertraulichkeit mit dem Könige umging und sich täglich der auffälligsten Beweise seiner Liebe und Gunst erfreute. Er gönnte dem Herzoge eine so ungerechte Bevorzugung nicht, und wagte er es auch nicht, durch eine entschiedene Aeußerung seines Mißfallens seine wahre Gesinnung zu verrathen, so hatte er sich doch schon längst vorgenommen (und hartnäckig war er), zwar für jetzt das anzuerkennen, was das Belieben des Königs verfüge, aber dadurch nicht selbst eine Verpflichtung für die ihm gehörende Zukunft zu übernehmen.

Wo möglich noch erbitterter über die maßlose Bevorzugung des Herzogs du Maine war der Herzog von Bourgogne. Er war mit ungleich größeren Anlagen als sein Vater begabt. Statt dessen Beschränktheit und phlegmatischer Unempfindlichkeit besaß er die glücklichsten Verstandesfähigkeiten und ein kräftiges Gemüth. Aber er war ursprünglich eine eigenwillige Natur. Stolz und Härte wohnten in seiner Seele. Die heftigsten Leidenschaften, die alles in den Staub zu treten sich vermaßen und die der geringste Widerstand in wilde Gährung versetzte, deuteten auf eine tyrannische Charakteranlage hin. Doch einer der merkwürdigsten Männer des 17. Jahrhunderts, Fénélon, bemächtigte sich dieses gefährlichen Stoffes, als er noch bildungsfähig war, und gestaltete ihn so, daß die Veränderung im Charakter des Herzogs als eins der größten Wunder der Erziehung betrachtet wurde. Der sanfte und schwärmerische Geist des Erzbischofs von Cambray wandelte seinen Uebermuth in Demuth, seine Härte in Milde, seine Rücksichtslosigkeit in die zarteste Moralität um, und derselbe Prinz, von dem man schon befürchtet, er möchte die furchtbaren Laster der römischen Kaiserzeit wieder wachrufen, ward der Gegenstand der süßesten Hoffnungen.

Mit Sehnsucht schaute das französische Volk, unter dem sich der Ruf seiner Tugend verbreitet hatte, seiner einstigen Regierung entgegen. Man erwartete von ihm eine Erneuerung des staatlichen Lebens, ein Aufhören des jetzt so drückenden Despotismus, eine Herrschaft der Gerechtigkeit, des Friedens, der Ordnung und der guten Sitte. Man erzählte sich, mit welchem Eifer er sich auf seine künftigen Herrscherpflichten vorbereite, man rühmte seine Freimüthigkeit, seine Sittenstrenge, seine Frömmigkeit und rechnete es ihm fast als Verdienst an, daß die Abneigung des Königs, die seinen Erzieher getroffen, auch auf ihn übergegangen war. Und einzelne

Digitized by Google

Ausſprüche, die von ihm bekannt geworden und ſich tief in das Herz des Volkes eingeprägt hatten, ſchienen eine ſichere Bürgſchaft aller der auf ihn gebauten Hoffnungen zu ſein. „Die Könige“, hatte er einſt geäußert, „ſind da für die Unterthanen, nicht dieſe für die Könige.“ „Ein Herrſcher muß mit Gerechtigkeit ſtrafen, weil er der Hüter der Geſetze iſt; er muß Belohnungen ertheilen, weil er der Schuldner von Verdienſten iſt, aber er darf nie Geſchenke machen, weil nichts ihm eigenthümlich angehört.“ „Dem Volke iſt nur dann das Nothdürftige geſichert, wenn ſich der Fürſt das Ueberflüſſige verſagt.“ Man betrachtete dieſe Ausſprüche als das Ergebniß des eigenen Nachdenkens und den Ausdruck der Ueberzeugung des Herzogs, obwohl ſie vielleicht nur vom Verfaſſer des „Telemach“ und der „Grundſätze der Heiligen“ ſeinem Geiſte eingeprägt waren. Wären ſie aber auch in der That der Reflex ſeiner aufrichtigen Geſinnung geweſen, ſo iſt doch immer die Theorie noch keine Praxis und nur zu oft lähmt der Machtbeſitz den Enthuſiasmus des Gefühls.

Dieſe aus zweiter Hand empfangene Tugend des Herzogs war weder Grundſatz noch Naturell, ſie war nur durch Gehorſam und myſtiſche Glaubensrichtung künſtlich in ihm hervorgebracht, und artete, ſobald ihr der belebende und regelnde Geiſt ihres Schöpfers gebrach, in Kleinlichkeit und Uebertreibung aus. „Was der Dauphin de Bourgogne Gutes an ſich hatte,“ ſchreibt die Herzogin von Orleans, „war von ſeinem Präceptor; was nicht gut war, war von ihm ſelber.“ — Der Herzog mißtraute ſelbſt oft der Standhaftigkeit ſeiner Vorſätze; er fühlte, daß die Schwächen ſeiner Natur nur unterdrückt, nicht ausgerottet waren; und wie er durch das ängſtliche Ueberſchreiten der Wahrheiten, die ihm ſein edler Lehrer eingeflößt hatte, nur zu oft bewies, daß er ſie nicht verſtanden, ſo konnte er auch ebenſo gut, wenn ihm der fromme Erzbiſchof nicht mehr zur Seite ſtand, ſie ganz vergeſſen und dann wäre der Tyrann mit ſeiner abſoluten Willkür hervorgetreten. — Es liegt darum der Gedanke nicht ſo fern, daß trotz der Hoffnungen, die ſich auf dieſes Fürſten einſtige Herrſchaft gründeten, das Glück, das ſich die Nation von ihm verſprach, ungewiſſer war, als ſie erwartete. Vielleicht hätte ſich auch auf ihn das omnium judicio dignus imperii nisi imperasset des Tacitus anwenden laſſen, wenn nicht ein vorzeitiger Tod die Erprobung ſeiner Verdienſte verhindert hätte.

Der Herzog von Bourgogne nun, haben wir geſagt, war noch erbitterter als der Dauphin ſelbſt über die Bevorzugung, die der

Digitized by Google

König seinen unehelichen Kindern zu Theil werden ließ. Seine Frömmigkeit nahm Anstoß an dem befleckten Ursprung derselben und er hielt ihre zweideutige Existenz für ein Unglück des Staates. Vor allen aber haßte er den Herzog du Maine und war empört darüber, daß die Vorliebe des Königs für denselben jede vertrauliche Annäherung seiner legitimen Familie gleich einer Scheidewand abwehrte. Er konnte daher nicht wünschen, daß die seiner Meinung nach so schon zu großen Vorrechte dieser Bastarde noch vermehrt würden. Und da er sehr gewissenhaft war, so wollte er nicht ein Versprechen ablegen, an das er sich nicht zu binden gesonnen war. Er zog es daher vor, gleichfalls zu schweigen und sich ganz nach dem Beispiele seines Vaters zu richten.

Der König aber, der eine augenblickliche und rückhaltslose Zustimmung als unzweifelhaft vorausgesetzt hatte und jetzt die beiden Prinzen unbeweglich und mit zu Boden geschlagenen Augen vor sich stehen sah, ohne daß sie auch nur ein Wort äußerten, fühlte sich sehr unangenehm berührt. Es kränkte seinen Stolz, daß sein Sohn und Enkel es wagen wollten, ihm die Gewährung einer Bitte zu versagen und zwar der ersten Bitte, mit der er sie je in ihrem Leben beehrt. Das durfte nicht geschehen. Er wollte eine bestimmte und seinem Wunsche entsprechende Antwort haben, rief deshalb den Herzog du Maine herbei, faßte ihn bei der Schulter und drückte sie ein wenig, um ihn zu einer etwas tieferen Verbeugung vor den beiden Prinzen zu veranlassen, und wiederholte dann noch einmal: er erwarte, daß sie nach seinem Tode diesem seinem Sohn und dessen Kindern jeden möglichen Schutz gewähren würden, und er bitte sie, ihm jetzt diese Versicherung zu geben und sie mit ihrem Ehrenworte zu bekräftigen. Doch die Prinzen beharrten in ihrem Schweigen. Als dann jedoch der König lebhafter in sie drang, stotterten sie endlich einige Worte hervor, die schon wegen ihrer Unverständlichkeit nichts bedeuteten.

Nur zu gut konnte der Herzog du Maine an ihrer Verlegenheit erkennen, daß, wenn sie dem Könige das Versprechen auch nicht geradezu zu verweigern wagten, sie es doch so widerwillig ablegten, daß es schon dadurch fast wieder ungültig ward. Er überwand indeß seinen Aerger und Stolz, und legte sich selbst die Demüthigung auf, zu thun, als wolle er sich ihnen zu Füßen werfen. Aber Keiner von Beiden machte auch nur die geringste Bewegung, ihn daran zu hindern.

Als Ludwig XIV diese Unfreundlichkeit bemerkte, traten ihm

Digitized by Google

die Thränen in die Augen. Er bat sie, seinen Sohn doch zu umarmen und ihn durch dies Zeichen ihrer freundschaftlichen Gesinnung von ihrer Aufrichtigkeit zu überzeugen. Sie rührten sich nicht. Da nahm er zum dritten Male das Wort und bat sie aufs dringendste, seinen legitimirten Kindern doch den Rang und die Vortheile zu lassen, die er ihnen ertheilt hätte. Jetzt wagten sie nicht länger zu schweigen; der gemessene Ausdruck und die finstre Miene des Königs versetzten sie in Bestürzung; sie ließen deshalb einige Worte der Einwilligung fallen.

Ludwig XIV bemerkte die verlegene Stille, die dieser peinliche Auftritt über den zuhörenden Hof verbreitet hatte; er wiederholte daher mit stark betonter Stimme noch einmal, wie er es hinsichtlich des soeben ertheilten Ranges gehalten wissen wolle, und fügte darauf hinzu, daß es sein Wunsch wäre, daß sich alle Anwesenden von dieser Anordnung befriedigt zeigen und dem Herzog du Maine ihr Compliment abstatten möchten. Natürlich beeilte sich sogleich die ganze Höflingsschaar den Herzog zu beglückwünschen. Der König befahl sodann seinem Oberceremonienmeister, diese Promotion in seine Register einzutragen, und der Vorgang war beendigt.

XX.

Aber nicht zu Ende war der Groll des Herzogs du Maine. Die erlittene Demüthigung wurmte seinem Herzen. Er hatte erkannt, was er nach dem Tode seines Vaters zu erwarten hätte, und sah voraus, daß dann alle Gunst, womit der König ihn jetzt verschwenderisch überhäufte, nicht blos aufhören, sondern daß selbst der Rang und die Ehren, die er von ihm erlangt, von Fürsten, die ihm eine so unfreundliche Gesinnung verrathen und denen der König ihre Einwilligung fast hatte abzwingen müssen, mehr als wahrscheinlich wieder in Frage gestellt werden würden. — Das gab ihm zu denken. Er war ein herzloser Egoist, besaß keine einzige wirkliche Tugend und war, wie schon sein schmähliches Benehmen gegen seine eigene Mutter gezeigt, Alles seinen Interessen zu opfern bereit. Zwar war er feig, aber darum nur gefährlicher, denn was er nicht in offener That zu bewirken wagte, das suchte er auf Umwegen herbeizuführen; und indem er maulwurfsartig unter der Oberfläche minirte, scheute er selbst vor heimlichen Gewaltthaten nicht zu-

Digitized by Google

rück, wenn er durch sie abwehren konnte, was er fürchtete, und erreichen, was er wünschte.

Die vorerwähnten Todesfälle traten ein, ob durch ihn frevelhaft veranlaßt oder nicht, bleibt unermittelt. Die damalige Zeit wollte in ihnen ein Verbrechen sehen, aber sie klagte einen Unschuldigen ein.

Das darf nicht Wunder nehmen. Die Zeit ist stets oberflächlich; der äußere Anschein genügt ihr. Der Zukunft bleibt es vorbehalten, den tieferen Quellen der Beweggründe nachzuforschen. Diese würden auch, hätte der Herzog von Orleans wirklich jene Frevelthaten verübt, gefehlt haben. Kein anderes Motiv als politischer Ehrgeiz hätte ihn verleiten können. Diesen aber besaß er nicht. Zwar wollte er sich nichts von seinen Rechten entziehen lassen, aber erst dann machte er auf sie Anspruch, wenn sie ihm zukamen. Sie vor der Zeit durch eine Frevelthat zu usurpiren, war er nicht fähig.

Und wäre er auch wirklich im Stande gewesen, ein Verbrechen zu begehen, so würde man doch seiner Einsicht Unrecht thun, zu glauben, er hätte alle diese kühnen Verbrechen begehen und gerade das letzte und wichtigste Opfer, den König, am Leben lassen können, den König, mit dem er stets auf gespanntem Fuße gelebt, dem Frau von Maintenon fast feindselige Gesinnungen gegen ihn eingeflößt, vor dem er schon einmal gezittert hatte und der endlich allein die Macht besaß, ihn für seine Unthaten zur Verantwortung zu ziehen, ihm rechtmäßig die Früchte derselben zu entreißen.

Ueberdies war er, wenn auch der Dauphin ihm nicht sehr wohlwollte, doch mit dem Herzoge von Bourgogne aufrichtig befreundet, und in dessen Gattin, die seine Nichte war, besaß er die fast einzige Stütze, die er bei Hofe hatte. Er hatte von der Thronbesteigung des Dauphin oder des Herzogs von Bourgogne den Verlust keines Ranges und keiner Ehre zu befürchten, dagegen viele Vortheile, die ihm jetzt vorenthalten wurden, zu hoffen; ein Thronwechsel konnte deshalb seinen Interessen nur entsprechen. Die Stellung des Herzogs du Maine dagegen war durch einen solchen gänzlich gefährdet; nur mit Furcht konnte dieser an den Uebergang des Scepters in andere Hände denken. — Der König war alt, jeder nächste Tag konnte ihn aus dem Leben rufen und doch war das, was er bis jetzt von ihm erlangt, noch bei weitem nicht der Zielpunkt seiner Wünsche.

So lange aber jene Prinzen lebten, das hatte ihm jener seiner

Digitized by Google

Erinnerung von jetzt an immer gegenwärtige Vorfall gelehrt, durfte er auf Nichts mehr hoffen. Für ihn war daher ihr Tod eine Befreiung von Fesseln, die ihn drückten, und zugleich der Anfang der kühnsten Hoffnungen.

Das, was er in der Folgezeit erlangte, das, was später der König, fast wider seinen Willen und nur um sich von der Pein unaufhörlicher Bitten zu befreien, zu seinen Gunsten testamentarisch verfügte, deutet genugsam an, mit welchen Plänen er in die Zukunft schaute.

XXI.

Und seinen Interessen entsprachen die der Frau von Maintenon vollkommen. Während der dreißig Jahre, die sie jetzt im Zusammensein mit dem Könige verlebt, war ihr die Herrschaft, die er ihr fast schrankenlos überlassen, nur zu lieb geworden. Auch sie konnte daher nur mit Besorgniß, freilich der Besorgniß des Egoismus, an den durch die zunehmende Kränklichkeit des Königs immer näher rückenden Tod desselben denken. Dann würde sie, das sah sie voraus, für immer der Gewalt entsagen müssen, und wieder einflußlos und ohne Ansehen in den gewöhnlichen Zustand des Privatlebens zurücksinken.

Sie durfte nichts von dem präsumtiven Nachfolger des Königs, nichts von dem Zöglinge Fénélon's hoffen, denn Beide hegten eine, wenn auch aus Furcht nicht offen ausgesprochene, aber sich doch oft, selbst wider ihren Willen, verrathende Antipathie gegen sie. Zudem hatte der Herzog von Bourgogne nur zu bestimmte Anzeichen davon erhalten, daß sie ihm in der Meinung des Königs schade, ihn bei demselben verlästere und durch Schilderung seines Ehrgeizes, seiner Neuerungssucht und seiner Ungeduld über des Königs zu lang ausbleibenden Tod in kalter Entfernung von ihm zu erhalten sich bestrebe. Sie durfte daher auch sicher sein, daß er, einmal im Besitze der Macht, sie, in Erinnerung der schlimmen Dienste, die sie ihm geleistet, mindestens nicht zu ihrem Vortheile anwenden würde.

Trug sie gegen die Dauphine von Bourgogne beständig die innigste Zärtlichkeit zur Schau, so war auch das vielleicht mehr Schein als Wahrheit. Sie wußte, daß der König die Dauphine über Alles liebe und daß sie nur durch die sorgfältigste Beachtung dieser Nei-

Digitized by Google

gung verhindern könnte, daß jene in seiner Gunst ein Uebergewicht über sie erlange.

Deshalb schmeichelte sie ihr, nannte sie ihre „mignonne", ließ sich von ihr „ma tante" nennen; deshalb brachte sie sie in Abhängigkeit von sich, indem sie ihr ihre Schwächen ablauerte und sich in Besitz ihrer oft etwas delicaten Geheimnisse setzte; deshalb sah sie es durchaus nicht ungerne, wenn jene sich von jugendlicher Thorheit zu Unbesonnenheiten hinreißen ließ und nicht immer die Würde bewahrte, die ihre Pflicht und ihr Rang von ihr forderten. Sie schwieg zu allem; ihre Herrschaft über die Dauphine ward aber um so größer.

Seit einiger Zeit hatte diese letztere indeß angefangen, sich von der Abhängigkeit, in der Frau von Maintenon sie hielt, mehr und mehr frei zu machen. Sie zog es vor, statt das verzogenen Kindes jener Frau, die erste Dame des französischen Hofes zu sein. Sie wollte sich ihre Neigungen, ihre Ansichten, ihre Lebensweise und ihren Umgang nicht mehr von ihr vorschreiben lassen, um so weniger, als sie sich die Liebe des Königs in so hohem Grade zu erwerben gewußt hatte, daß selbst Frau von Maintenon und der Herzog du Maine ihr den Vorrang in seinem Herzen überlassen zu müssen glaubten.

Frau von Maintenon wähnte eine Abnahme in der Zärtlichkeit der Dauphine zu bemerken. Sie begann daraus zu schließen, daß vielleicht die einstige Königin von Frankreich sich nicht sehr dankbar gegen sie erweisen und sich nach Abwerfung der Larve, mit der sie jetzt noch ihre wahre Gesinnung verhülle, in ganz anderem Lichte zeigen würde.

Wie dem auch sein mochte, das wenigstens verdient bemerkt zu werden, daß sie unmittelbar nach dem Tode der Dauphine den fast untröstlichen König mit einem Troste zu beruhigen sich beeilte, der ihm noch weit größeren Schmerz bereiten mußte, als jener Todesfall selbst. — Mit kalter Härte sprach sie zu ihm: „er möchte sich nur trösten; die Dauphine wäre durchaus nicht gewesen, wofür er sie gehalten; so lange dieselbe gelebt, hätte sie zwar geschwiegen, weil sie gewußt, wie empfindlich sie seine Gefühle kränken würde, wenn sie ihm alle ihre Schwächen, Unbesonnenheiten, ja sogar Liebeshändel mittheilen würde; allein jetzt, da sie ihn so leiden sähe, dulde ihre Liebe zu ihm es nicht, daß er Jene mit so unverdienten Thränen beweine. Denn nicht nur leichtsinnig, sie wäre auch schlecht und treulos gewesen." Dann legte sie ihm Briefe vor, die sie unter den

Digitized by Google

Papieren der Verstorbenen gefunden und um deren discreteste Vernichtung dieselbe sie gebeten hatte.

Diese Briefe gaben allerdings den deutlichsten Beweis, daß die Dauphine dem Könige wichtige Staatsgeheimnisse abgelauscht und ihrem Vater verrathen hatte.

Der Herzog von Savoyen, der den Versailler Hof von Grund aus kannte, hatte seiner Tochter bei ihrer Verheirathung allerlei diplomatische Kunstgriffe eingeprägt, durch die es ihr gelingen würde, sich in das Herz Ludwig's XIV einzuschmeicheln. Sie war eine gelehrige Schülerin gewesen und hatte sich bald mit ihrer Lieblichkeit so sehr den Neigungen und Gewohnheiten des Königs angeschmiegt, daß sie ihm fast unentbehrlich geworden war. Jede Freiheit ward ihr gestattet, jede noch so übermüthige Laune ihr nachgesehen. In reizender Vertraulichkeit flog sie ihm an den Hals, wenn sie ihn erblickte, umsprang, umtanzte ihn, setzte sich auf die Lehne seines Sessels, schaukelte sich auf seinen Knieen, küßte, liebkoste ihn, scherzte, plauderte und schmollte mit ihm, wie ein verhätscheltes Kind, und stahl sich immer tiefer in sein Herz. Zu jeder Stunde durfte sie in sein Cabinet eintreten, selbst dem Conseil beiwohnen, seinen Schreibtisch durchsuchen, die Papiere, die Depeschen und Briefe herausnehmen und lesen, kurz sie genoß ein Vertrauen, wie Ludwig XIV es noch nie einem Menschen eingeräumt hatte. Aber sie mißbrauchte dies Vertrauen. Ihre gefällige Anmuth, ihr liebenswürdiges Tändeln war ein künstlicher Schleier, hinter dem sich Berechnung und Arglist bargen. Während sie mit weiblicher Neugier die Papiere des Königs zu durchblättern schien, entwand sie alle Staatsgeheimnisse und Kriegspläne, die ihrem Vater, der sich seit 1703 im Kriege mit Frankreich befand, nützlich sein konnten, und trug so wesentlich zur Vereitelung der glücklich begonnenen Kriegsoperationen bei.

Solche Treulosigkeit mußte den König, der nie unwahr war, natürlich auf das schmerzlichste verletzen. Selbst die, welche vielleicht die Einzige war, der er jemals in seinem Leben mit einer so hingebenden Liebe zugethan gewesen, wie sie ihm nur bei seiner Charaktereigenthümlichkeit möglich war, hatte ihm also mit Undank gelohnt, ihn verrathen! — „La petite coquine nous trompait", sagte er mit schmerzlichem Aerger und sprach hinfort nie mehr von ihr. Ihr Andenken hatte er verwischt, aber die Wunde blieb.

Digitized by Google

Hätte Frau von Maintenon aber in der That die aufrichtige Liebe, die sie so oft geheuchelt, für Beide empfunden, so hätte sie das Gedächtniß der Verstorbenen geschont, ihre Fehler verhüllt, ihre Tugenden gerühmt und ihr trauriges Schicksal beweint; — weil sie aber die Dauphine im Geheimen gehaßt und ihr die Gunst des Königs mißgönnt hatte, weil sie an ihr gleichsam die gefürchtete Zukunft rächen wollte, deshalb hielt sie ein so strenges Todtengericht über sie. — Dem Könige diesen Schmerz zu ersparen, das gestattete überdies schon ihr nachtragendes Gemüth, ihr Egoismus nicht. Er mußte dafür bestraft werden, daß er in seiner Zuneigung der Dauphine den Vorzug vor ihr gegeben hatte, er mußte erfahren, daß nur sie allein es stets gut und aufrichtig mit ihm gemeint, daß er auf Niemand sonst sich verlassen dürfte; er mußte leiden, damit er sich um so williger unter ihr Joch beugte.

Vermöchte außerdem noch etwas den Verdacht zu verstärken, den wir hinsichtlich jener niemals ganz aufgeklärten Vorgänge gegen Frau von Maintenon und den Herzog du Maine hegen zu müssen glauben, so scheint es uns die Beflissenheit zu sein, mit der sie während des Verlaufes der Krankheit und noch mehr nach eingetretenem Tode sich bestrebten, den Verdacht auf einen Unschuldigen zu lenken.

Sie bedurften Jemandes, auf den sich der Schein jener Verbrechen werfen ließ, und Niemand schien ihnen dazu geeigneter, Niemand war ihnen erwünschter, als der so übel berufene Herzog von Orleans. Sie erreichten, indem sie gerade ihn mit einer so furchtbaren Anklage angriffen, sogar einen doppelten Zweck. Während jener für ein Verbrechen büßte, dessen Vortheil sie ernteten, ward in ihm auch zugleich Derjenige aus dem Wege geräumt, der allein noch fähig war, sich ihren ehrgeizigen Plänen zu widersetzen.

Und selbst in dem Falle, daß die Anklage sich nicht unwiderleglich beweisen ließe und nicht zu einer Verurtheilung führte, war seine Zukunft doch vernichtet. Er blieb mit dem schmählichsten Verdachte befleckt. Das Vertrauen des Königs und der Nation war ihm unwiederbringlich verloren und er vollkommen unfähig geworden, mit der Regentschaft für den künftigen König betraut zu werden. An seiner Statt ward sodann der Herzog du Maine Regent und die Erfüllung aller seiner Wünsche war in seine Hand gegeben.

Leider wurde diese boshafte Intrigue nur zu sehr durch den üblen Ruf des Herzogs von Orleans unterstützt, und da die meisten Menschen sich immer nur an den Schein und an das Gerücht halten,

Digitized by Google

so ist es erklärlich, daß jener furchtbare Verdacht sich binnen kurzem über den Hof, Versailles und Paris verbreiten und bald von ganz Frankreich getheilt werden konnte.

Hätte ihm daher nicht das Schicksal gestattet, durch sein späteres Verhalten gegen den seiner Obhut anvertrauten Ludwig XV sich auf die würdigste Weise gegen jene abscheulichen Beschuldigungen zu rechtfertigen, so hätte er es jenen boshaften Menschen zu verdanken gehabt, wenn er in der Geschichte für immer als Giftmörder gebrandmarkt stände.

Digitized by Google

Zweites Kapitel.

Philipp von Orleans.

I.

Philipp von Orleans war zu St. Cloud am 4. August 1674 geboren.

Sein Vater, der als Bruder Ludwig's XIV den Titel Monsieur führte, war unbedeutend; zwar gutmüthig und ohne Arg, aber schwach; weichlich an Körper und Geist; petit-maître en moeurs, en religion, en pratique, wie St.-Simon sagt.

Das Aeußere Monsieur's hatte die Natur frauenartig gestaltet und auch in seine Seele hatte sie fast nur die Neigungen und Regungen eines schwachen Weibes gelegt. Ueberdies hatte Mazarin, um jeden ehrgeizigen Drang nach Höherem, jedes Selbstgefühl in ihm zu ersticken, ihm eine durchaus unmännliche Erziehung geben lassen, und im Einverständniß mit den Plänen des Cardinals hatte Anna von Oesterreich sich oft nebst ihren Hofdamen vergnügt, diesen ihren jüngeren, ungeliebten Sohn in weiblicher Tracht und mit allerlei Tand behängt, mit ihrem Hofnarren spielen und tanzen zu sehen. — Diese Eindrücke und Gewohnheiten seiner Jugend hatte selbst das spätere Alter nicht zu verwischen vermocht.

Jeder höheren Begabung ermangelnd, nur zu müssigem Tändeln geneigt, von frivoler Flatterhaftigkeit allein befriedigt, war er unfähig in beschaulicher Gedankenübung, in männlicher Kraftanstrengung sich über sich selbst zu erheben. Da er jedoch regsam, lebenslustig und umgänglich war, so fehlte es ihm nicht an Weltkenntniß, feinem Takt und anmuthigem Benehmen, und er trug in der That viel zur geselligen Heiterkeit des Hofes von St. Germain und Versailles bei, aber nicht wie der Enkel Heinrich's IV, mehr wie ein Maitre de Plaisir und Ceremonienmeister.

Digitized by Google

Er besaß alle Eigenschaften einer rein-sinnlichen Natur, aber elbst in seiner Sinnlichkeit irrte er auf unnatürliche Lüsternheit ab. Außerdem nur fähig, sich in Kleinlichem, Eitlem zu ergehen, war er jeder Täuschung zugänglich, abergläubisch, von Beichtvätern abhängig, und von Günstlingen zugleich beherrscht und verachtet. — Nichts aber kam seiner Schwatzhaftigkeit gleich. Ludwig XIV sagte oft lächelnd: seines Bruders vieles Plaudern hätte ihm das Sprechen ganz verleidet. „Ah, mon dieu", sagte er ein ander Mal, „faut-il pour plaire au monde que je dise autant de sottises et de pauvretés que mon frère?" — Eines Tages hatte der Herzog dem Conseil beigewohnt, aber, gleich nachdem er es verlassen, alle Verhandlungen ausgeplaudert. Als er am Abend mit dem Könige, der es erfahren, zusammen speiste, und etwas zu lebhaft sein Verlangen nach einer seltenen Frucht, die er auf der Tafel erblickte, äußerte, gab der König sie ihm, sagte aber dabei im trocknen Tone des Verweises: „Da nehmen Sie und essen Sie. Sie wissen Ihren Mund ebenso wenig wie Ihre Zunge zu beherrschen."

Und wie er schon in seiner Jugend so überaus liebte, sich in allerlei Vermummungen zu zeigen, so äußerte sich auch in späteren Jahren seine eitle Gefallsucht im überladensten Putze. Stets erschien er mit den buntesten Farben angethan, die Hände und Arme mit Ringen und Spangen geschmückt, die Brust mit Edelsteinen, selbst denen seiner Gemahlin bedeckt, Bänder, Spitzen und anderer Schmuck über seinen ganzen Körper verstreut, die Wangen geschminkt und mit Schönpflästerchen beklebt und die kleine, etwas fleischige Gestalt durch außerordentlich hohe Schuh-Absätze stelzenartig erhöht.

Sonderbarer Weise war aber diesem sonst so weibischen Charakter die Eigenschaft des Muthes und der Tapferkeit verliehen. Monsieur, pflegten die Soldaten von ihm zu sagen, fürchtet mehr die Sonne und den Pulverdampf als Flinten und Kanonenschüsse. Sie hatten Recht. Dieser sybaritische Weichling liebte den Krieg, zeigte die ruhigste Kaltblütigkeit im Kampfe, setzte sich beherzt dem schärfsten Feuer aus. Bei mehreren Belagerungen that er sich hervor, gewann sogar bei Mont Cassel in Flandern eine Schlacht, und vielleicht verhinderte nur die Eifersucht seines Bruders, daß er sich Feldherrngröße erwarb.

Digitized by Google

II.

In erster Ehe war er mit der schönen Henriette von England vermählt gewesen, die im Jahre 1670 plötzlich im blühendsten Alter starb. Das Gerücht klagte ihn als die Ursache ihres Todes an. Allein mit Unrecht. Er war zu weichfühlend, um ein Verbrechen begehen zu können.

Auch Ludwig XIV hatte mit innerem Schauder von diesem Gerüchte gehört. Schon um seiner selbst willen wollte er Gewißheit. — Als ihm mitten in der Nacht der Tod seiner Schwägerin gemeldet und außer allgemeinen seinen Bruder und dessen Günstlinge, den Chevalier de Lorraine und den Marquis d'Effiat treffenden Verdachtsgründen zugleich hinterbracht wurde, daß wahrscheinlich seines Bruders Haushofmeister Purnon bei dem Morde betheiligt wäre, erhob er sich und befahl dem Capitän seiner Leibwache, Brissac, auf der Stelle Purnon zu verhaften und im Geheimen vor ihn zu führen.

Noch vor Tagesanbruch brachte man denselben. Sobald der König seiner ansichtig wurde, ließ er alle Diener das Gemach verlassen, schritt dann mit ernster und gebieterischer Majestät auf Purnon zu und bedrohte ihn mit augenblicklichem Tode, wenn er nicht rückhaltlos gestände, was er von jenem traurigen Vorfall wüßte. Purnon bekannte, daß Madame in der That vergiftet worden. Der Chevalier de Lorraine hätte ihm und dem Marquis d'Effiat Gift geschickt und dieser letztere es heimlich in einen Trank geschüttet, den die Herzogin genossen.

„Und mein Bruder?" rief der König aus, „wußte er darum?" „Nein, Sire. Keiner von uns hätte es gewagt, ihm dies Geheimniß anzuvertrauen; er kann nicht schweigen, er hätte uns verrathen." — Bei diesen Worten, die ihn von einer marternden Qual erlösten, athmete Ludwig XIV freudig auf. „Das wollte ich nur wissen", rief er aus. „Aber ist es auch ganz gewiß?" — Er rief darauf Brissac und befahl ihm, Purnon wieder heimlich abzuführen und draußen in Freiheit zu setzen.

Wenige Tage nach der Vermählung seines Bruders mit dessen zweiter Gemahlin theilte Ludwig XIV dieser jenen Vorgang mit, indem er hinzufügte, er hätte sich zu dieser Mittheilung gedrungen gefühlt, um sie sowohl hinsichtlich ihres Gatten wie auch hinsichtlich seiner selbst zu beruhigen. „Sie dürfen mich", sprach er mit freund-

Digitized by Google

lichem Lächeln, „für so ehrenwerth halten, daß ich nie in eine Verbindung meines Bruders mit Ihnen gewilligt haben würde, hätte ich ihn einer solchen Unthat schuldig gewußt.“

III.

Diese zweite Gemahlin war Charlotte Elisabeth, Prinzessin von Pfalz-Simmern, am 7. Juli 1652 zu Heidelberg geboren.

Ludwig XIV hatte sie aus Politik für seinen Bruder gewählt. Durch seine eigene Ehe mit Maria Theresia, einer Tochter Philipp's IV, hatte er sich oder seiner Familie den Zugang zum spanischen Throne eröffnet; durch die Verheirathung seines Bruders mit Henriette von England ward die Allianz mit den Stuarts geknüpft, und jetzt durch diese Verbindung, die ihn in verwandtschaftliche Beziehungen zu dem seinem Erlöschen nahen Hause Pfalz-Simmern brachte, war die Möglichkeit gewonnen, auch auf deutschen Boden den Fuß der Eroberung zu setzen.

Nur ungern willigte die Prinzessin in diese Heirath. Schon der geforderte Religionswechsel that ihrem Herzen weh. Auch konnte sie unmöglich sehr begierig sein, die Nachfolgerin einer Fürstin zu werden, die in der Blüthe ihrer Jahre durch eine heimtückische Freveltat ums Leben gekommen war. Und sie, das anspruchslose, natürliche, sittsame Mädchen, fürchtete sich, an einem sittenlosen Hofe zu erscheinen, wo Alles sich in eitle Genußsucht und in die Lüge eines hohlen Glanzes verlor, wo, wie sie selbst es später schilderte, Falschheit für Klugheit galt, und Aufrichtigkeit für Einfalt.

Aber ihren Vater, den Kurfürsten Carl Ludwig von der Pfalz, reizte der auch auf ihn fallende Reflex einer so glänzenden Verbindung mit dem mächtigsten und bewundertsten Staate von Europa, und er mochte der Zärtlichkeit für seine Tochter diese Eitelkeit nicht opfern. Ueberdies hoffte er dadurch die Sicherheit seines von der französischen Grenze her beständig bedrohten Landes zu erkaufen, obwohl er sich darin täuschte. Denn eben durch diese Heirath, die, was er freilich nicht ahnen konnte, seiner Tochter und deren Nachkommenschaft die weit glänzendere Aussicht auf Englands Thron versperrte, wurde gerade das herbeigeführt, was er verhüten wollte. Frankreich wurde dadurch zum Versuche gereizt, sich den Weg zur Unterwerfung Deutschlands zu bahnen, und die rheinische Pfalz wurde der mit

Digitized by Google

Feuer und Schwert verwüstete Schauplatz einer barbarischen Kriegsführung.

Die Weigerung Charlotte Elisabeth's ward also nicht beachtet; sie mußte gehorchen. Aber mit den Thränen des bittersten Schmerzes schied sie von dem ihr so theuren deutschen Vaterlande. „So muß ich denn das politische Lamm sein, das für das Land geopfert werden soll," rief sie klagend aus.

Sie stand in ihrem neunzehnten Lebensjahre, als sie Frankreichs Boden betrat, und war, was ihr Aeußeres betraf, nicht eben von der Natur begünstigt worden. Sie besaß eines jener Gesichter, die, in der Jugend formlos und unregelmäßig, erst von dem Leben ihren Charakter empfangen, in denen erst der sich entwickelnde Geist die verklärende Schönheit seiner Bildung aushaucht. — „Ich muß wohl häßlich sein", schildert sie sich selbst; „ich habe gar keine traits gehabt, kleine Augen, kurze dicke Nase, platte lange Lefzen — das kann kein Gesicht formiren; große hangende Backen, ein groß Gesicht und bin gar klein von Person, dick und breit, kurzen Leib und Schenkel, Summa Summarum, ich bin gar ein häßlich Schätzchen. Hätte ich nicht ein gut Gemüth, könnte man mich nirgends leiden. Um zu sehen, ob ich Verstand in den Augen habe, müßte man sie mit ein Mikroskop oder wenigstens mit einer Brille mit conserven ansehen, sonst ist es eine Kunst, davon zu judiciren."

Da sie nun überdies zu wenig eitel und zu natürlich war, um den Mängeln ihrer Persönlichkeit durch die Kunst äußerer Mittel abzuhelfen, so war es kaum möglich, daß, als sie am französischen Hofe, dem prachtvollen Glanz- und Mittelpunkt der Welt, erschien, sie gefallen konnte. Sie gefiel auch nicht. Man verspottete sie wegen ihrer etwas derben, ehrlich deutschen Manieren, und sie hatte Manches von ihrem Gatten zu leiden, der, wie wir gesehen, ganz das Gegentheil von ihr, die Zierlichkeit und den Glanz der äußeren Erscheinung bis zum Exceß liebte, daher an ihrem einfachen Wesen keinen Geschmack fand und, wenn es nur sein Bruder gestattet hätte, gerne, wie Heinrich VIII Anna von Cleve, diese ihm widerwärtige plumpe Gattin sogleich in ihre bäurische Heimath zurückgeschickt hätte.

Mehr aber noch als von ihrem Gemahl hatte sie von dessen elenden Günstlingen und seiner Maitresse, der Marschallin de Grançai zu leiden. Ihre Wahrheitsliebe, ihre Geradsinnigkeit und Tugend mußte nothwendig in Conflicte mit dem lügenvollen Laster jener Menschen gerathen. Und da der frivole Intriguengeist derselben nur zu oft an der kernigen Kraft ihres Charakters scheiterte, so vergalten

Digitized by Google

sie ihr den Kampf um ihre Würde und Selbstständigkeit mit der Bosheit der erbittertsten Feindschaft.

Es ward ihr überhaupt sehr schwer, sich die Stellung am Hofe zu erringen, die ihrem Range und Werthe entsprach. Die Umgebung, in die sie hier eintrat, war ihrem ganzen Wesen fremd. Mit der neuen Sprache, die sie reden mußte, sollte sie auch neue Gedanken, eine neue Seele zur Schau tragen, aber sie vermochte sich nicht von ihrer Vergangenheit loszureißen. Ihre derbe Natürlichkeit gab Anstoß, ihre rücksichtslose Offenheit reizte den Spott. Blick und Aeußerung verrieth ihr, daß man sie lächerlich fand.

Und wenn sie selbst nun mit ihrem klaren, durchdringenden Auge unter der schillernden Oberfläche jenes üppigen Hofes die vielen unreinen und unwürdigen Elemente erblickte, die hier ihr Spiel trieben, und überall der schlüpfrigsten Moral, verdorbenen Sitten, kleinlichem Ehrgeiz, Eitelkeit, Engherzigkeit, Heuchelei, Ränken, kurz dem Egoismus in seinen tausend verschiedenen Gestalten begegnete, so fühlte sich ihr reiner, sittlicher Geist verletzt, und in dem Zauberwirbel der Pracht und der rauschenden Lust kam sie sich unbefriedigt, einsam und verlassen vor. Aber auch ihre Zurückhaltung ward ihr übel ausgelegt. Sie erschien als ein weiblicher Sonderling. „Sie sind zu nichts gut," sagte man ihr, „Sie lieben nicht einmal das Spiel." — Die Marquise de Montespan warf ihr oft mit Heftigkeit vor, daß sie keinen Ehrgeiz besäße, da sie sich nicht dazu verstehen wollte, sich an irgend einer der sich täglich anspinnenden Hofintriguen zu betheiligen. „Sie sind ein Starrkopf," sagte sie ihr. „Nein," erwiederte Madame, „das bin ich nicht, aber ich liebe meine Ruhe und ich betrachte all Ihren Ehrgeiz als nichtige Eitelkeit." Das erzürnte die leicht reizbare Marquise und sie drehte der Herzogin den Rücken zu, indem sie ausrief: „Allez, vous n'êtes bonne à rien."

Charlotte Elisabeth war aber eine Frau, die Geduld, Muth und genug Selbstgefühl besaß, um sich über die Misere des Höflingsspottes zu erheben, die Abneigung, die man ihr bewies, ruhig hinzunehmen, oder durch eine scharfe und treffende Replik zu strafen; und da sie sich durch ihren hellen und geraden Verstand, ihren selbstständigen Charakter und die Würde, Sittsamkeit und strenge Pflichtmäßigkeit ihres Lebens nur zu vortheilhaft vor den meisten Damen des Hofes auszeichnete, so konnte es nicht fehlen, daß ihr sehr bald von Seiten der Schlechten wenigstens der Respect der

Digitized by Google

Furcht, von Seiten der Guten eine achtungsvolle Zuneigung gezollt ward.

Auch ihr Gatte gewöhnte sich allmälig an ihr, ursprünglich ihm so fremdes Wesen. Der tüchtige Kern ihrer Natur, ihre Einsicht und Charakterstärke imponirten ihm und seine kalte Gleichgültigkeit vermochte nicht, ihrem offenen und herzlichen Benehmen, das trotz mannigfacher Kränkungen sich unveränderlich gleichgeblieben war, zu widerstehen. Die fast verhaßte Gattin ward ihm zuletzt eine werthe, hochgeachtete Lebensgefährtin, und er vergalt ihr durch die vertrauensvollste Herzlichkeit, was er ihr einst an Liebe entzogen.

Ludwig XIV hatte sie gleich anfangs lieb gewonnen. Ihre frische, naive Originalität, die so sehr von dem blasirten Hofton abwich, war ihm neu und gefiel ihm; ihre muntere Laune, ihr kecker Witz und die oft zu komischen Auftritten Anlaß gebenden Aeußerungen ihres unverbildeten, Alles mit dem rechten Namen bezeichnenden Freimuthes belustigten ihn; und endlich die Wahrheit und Selbstständigkeit ihres Charakters, die sich nie, auch nicht einmal ihm gegenüber verleugnete, flößten ihm eine Achtung ein, die fast der Freundschaft glich.

Später konnten freilich die Intriguen der Frau von Maintenon ihn zuweilen ihr entfremden. Diese fürchtete die ehrliche Aufrichtigkeit der Herzogin. Es konnte ihr nicht erwünscht sein, daß eine Frau, die im Stande war, auch über sie dem Könige die ungeschminkteste Wahrheit zu berichten, sein Vertrauen besäße. Ueberdies kannte sie sie als eine hartnäckige Gegnerin ihrer Erhebung zur Königin; das war genug, um sie zu hassen, zu verleumden und durch jedes Mittel ihr die Zuneigung des Königs zu rauben. Ludwig XIV ließ sich denn auch oft gegen sie einnehmen. Doch waren solche Trübungen stets nur vorübergehend, denn er hatte ihr Wesen zu gut erfaßt, um lange hinsichtlich ihrer im Unklaren zu bleiben. Er ließ ihr im Stillen stets Gerechtigkeit widerfahren. Und ein Beweis, wie hoch er sie achtete, ist, daß er eine Zeit lang im Sinne hatte, sie zur Regentin Frankreichs während der Minderjährigkeit seines Urenkels zu ernennen, und daß er noch auf seinem Sterbebette ihr versicherte, er hätte stets die innigste Hochachtung für sie empfunden.

Man warf der Herzogin oft vor, sie wäre „trop d'une pièce", und in der That war bei ihr das Innere und das Aeußere wie aus einem Guß, ihr ganzes Wesen ein strenges Gefüge, Herz und Geist in genauem Zusammenhang. Nichts Halbes, nichts Unwahres; treu

Digitized by Google

gegen sich selbst, redlich gegen die Welt; so wie sie dachte, so sprach sie; so wie sie sprach, so handelte sie.

Von Schwächen und Vorurtheilen war allerdings auch sie nicht frei, aber dieselben waren so sehr der Ausfluß einer durch und durch ehrenwerthen Natur, einer berechtigten Grundanschauung vom Leben, daß man ihr dieselben kaum verargen durfte. Es hing mit ihren Begriffen von den Vorzügen des fürstlichen Blutes zusammen, wenn sie vielleicht etwas zu stolz auf ihre Ahnen war und etwas zu peinlich auf der strengsten Beobachtung der Vorrechte ihres Ranges bestand. Sie hielt auf Ehre und wollte eben die Ehre, die ihrem Stande zukam, sich nicht verkürzen lassen; sie betrachtete ein ihrem Range entsprechendes Leben als ihre Aufgabe, ihren Beruf; diesen Beruf hielt sie für etwas Großes und Bedeutungsvolles, und da ihr der Geist lieb war, so wollte sie auch die Form geachtet und erhalten wissen.

Durch diese Forderung gab sie aber vielfach Anstoß, durch sie kam es, daß sie sich fast immer einsam sah und leben mußte, „wie einer, der allein geigt". — Die Damen des Hofes besuchten sie fast gar nicht, denn sie wollte ihnen, genau der Vorschrift der Etikette gemäß, nicht einmal ein Tabouret einräumen, und nur den Enfants de France eine „chaise à bras" anbieten; sie sollten überdies nicht in der Tracht der Mode, sondern in der einmal feststehenden Hofkleidung vor ihr erscheinen. „Die Damen in Echarpen und roben ballanten, die kann ich nicht leiden, finde es eine impertinente Tracht, laß Niemand mit dieser Tracht zu mir. Es ärgert mich, ist eben, als wenn man zu Bette gehen sollte."

Sie galt deshalb auch für eine unerträglich hochmüthige Frau, und ihre Vorliebe für Reinheit des Blutes und hohes Alter des Stammbaums, ihre Abneigung gegen Mißheirathen, sowie — der hervortretendste Zug ihres Charakters — ihre ehrenwerthe, fast enthusiastische Pietät gegen ihr Vaterland, ihre Verwandten und das Fürstenhaus, dem sie durch ihre Geburt angehörte, ward oft zur Zielscheibe des Spottes gemacht. Selbst Ludwig XIV scherzte zuweilen mit ihr darüber. „Mit Ihnen", sagte er einst, „darf man nicht über die Ehre Ihres Hauses streiten; das könnte das Leben kosten." Er spielte damit auf einen Vorfall an, bei dem sich die Herzogin wohl allerdings von der starren Consequenz ihrer Grundsätze zu etwas übereilter Härte hatte fortreißen lassen. Frau von Maintenon hatte einmal zwei junge Mädchen, die sich für Pfalzgräfinnen von Litzelstein ausgaben, und in verwandtschaftlichen Beziehungen zu dem

Digitized by Google

Pfalz-Simmern'schen Hause zu stehen behaupteten, von Straßburg kommen lassen und als Kammerfrauen bei ihren Nichten angestellt. Dies verletzte den Familienstolz von Madame, und da sie, eben in Folge ihres Widerwillens gegen Mesalliancen, die Ansprüche jener Mädchen auf eine Verwandtschaft mit ihr für unbegründet hielt, so wollte sie, als sie der einen in den Gärten von Versailles begegnete, sie Lügen strafen, und schüchterte sie durch ihr barsches Wesen und ihre Drohungen so sehr ein, daß diese, erschreckt, es sich zu Herzen nahm und einige Tage darauf starb.

Die Herzogin war überhaupt leicht erregbar und geneigt zu schnell aufbrausendem Zorn; aber solche Wallungen zogen ebenso rasch wieder vorüber, und nachdem sie ihrer Ansicht durch lebhaftes, sogar einschneidendes Aussprechen genug gethan, war sie gerne bereit zu Nachsicht und Versöhnlichkeit. Sie besaß eben ein durchaus wohlwollendes, gutherziges Gemüth und war, wenn man nur ihre Vorurtheile etwas schonte, die beste Frau von der Welt; sie war eine treue Gattin, eine liebevolle Mutter, eine anhängliche Freundin, hülfreich gegen Leidende, wohlthätig gegen die Armen; sie war endlich auch am Hofe immer die thätigste, wenn es galt, Mißhelligkeiten beizulegen, eine Versöhnung zu stiften. Ludwig XIV machte oft bei den stets unter den königlichen Prinzessinnen herrschenden Streitigkeiten von ihrer Vermittelung Gebrauch, und der Hof ertheilte ihr das Sobriquet der „soeur pacifique".

Durch diese vielfachen trefflichen Eigenschaften brachte daher auch diese deutsche Fürstin das Sprüchwort der guten deutschen Sitte am französischen Hofe zu Ehren; und während gerade um jene Zeit in Deutschland eine alberne Nachäffung des eitlen Versailler Glanzes und des Franzosenthums immer mehr um sich zu greifen begann, durfte sie sich rühmen, ihrem Vaterland und dessen guter Weise nie untreu geworden zu sein. „Ich bin in Allem ganz auf dem teutschen Schlag", schrieb sie von sich selbst. — „Ich habe nie französische Manieren gehabt, noch annehmen können, denn ich habe es jederzeit vor eine Ehre gehalten, eine Teutsche zu sein und die teutschen Maximen zu behalten, obwohl sie hier nicht gefallen. — Ich halte es vor ein groß Lob, wenn man sagt, daß ich ein teutsch Herz habe und mein Vaterland liebe; das Lob werde ich, so Gott will, suchen, bis an mein Ende zu behalten."

So weit die französische Etikette es ihr nur gestattete, behielt sie auch in ihrer äußeren Lebensweise ihre vaterländischen Gewohnheiten bei; sogar bis auf Speise und Trank erstreckte sich diese Vorliebe für

Digitized by Google

alles Heimathliche, und sie rechnete es sich in ihren Briefen gleichsam zur Ehre an, mehrere deutsche Gerichte am Versailler Hofe eingeführt zu haben.

Trotzdem sie über fünfzig Jahre in Frankreich lebte und fast nur von Franzosen umgeben war, vergaß sie doch nie ihre Muttersprache und vermochte selbst noch im höheren Alter einen plattdeutschen Ausdruck anzuführen, der auf Erinnerungen ihrer Kinderjahre eine lokale Beziehung hatte.

Mit der Sprache war ihr auch die Gefühlstiefe, die Sinnigkeit des deutschen Geistes geblieben. Die Jugendeindrücke ihrer schönen Heimath verwischten sich nie aus ihrem Gemüthe, und darum vermochte all die manierirte Pracht der Kunst, die sie umgab, sie nicht so sehr zu fesseln wie die einfache Großartigkeit der Natur. Sie liebte die Natur. Ihr reiner, unschuldiger Sinn fühlte sich von ihr erhoben und gekräftigt und auf das Walten des Göttlichen hingewiesen. Ihre schönsten Stunden verlebte sie daher auch immer, wenn sie sich in die stille Einsamkeit der Thäler und Wälder von St. Cloud zurückziehen konnte. Hier erinnerte sie sich an all das Schöne, das sie in ihrer Jugend genossen, an die Berge von Heidelberg, an den Garten von Schwetzingen. Und so tief hafteten diese Erinnerungen, daß sie noch als siebenzigjährige Frau sich nach den Hecken zu erkundigen vermochte, in denen sie als kleines Mädchen dem Gesange der Nachtigallen gelauscht, und nach dem „artigen kleinen Bächelgen, so", wie sie schreibt, „durch den Garten floß und bei welchem ich so oft auf einem umgeworfenen Weidenbaum gesessen und gelesen; die Bauersleute von Schwetzingen und Offtersheim um mich herum und plauderten mit mir; divertirte mich mehr als die Ducheffen im Cercle." —

In den Gärten von Versailles vermißte sie das Freie und Zwanglose der Natur; die geradlinigen Alleen, die beschnittenen Hecken und Bäume, die gewundenen und abgezirkelten Anlagen mit den Statuen, Springbrunnen und Kaskaden hielt sie für nicht so schön als „eine grüne Wiese längs einem Bach, denn alles was natürlich ist, gefalt mir besser, als alles was die Künste und magnificentz erdenken mögen." — Gleiwohl brachte sie jeden Tag mehrere Stunden entweder fahrend oder gehend (und sie konnte fünf Stunden gehen, ohne müde zu werden) in jenen Gärten zu. Der König bemerkte diese ihre einsamen Spaziergänge, und da er sie der Bewunderung für seine Gartenanlagen zuschrieb, so pflegte er zu sagen: „Il n'y a que Madame qui jouit des beautés de Versailles."

Digitized by Google

Auch die Jagd, auf die sie Ludwig XIV und dessen Sohn, den Dauphin, fast regelmäßig begleitete, liebte sie sehr. Es lag überhaupt nach ihrem eigenen Geständniß etwas Männliches in ihrer ganzen Natur. Die meisten weiblichen Vergnügungen langweilten sie; aber mit Leidenschaft war sie fast allen männlichen Leibesübungen ergeben. Sie hielt sich ihre eigenen Jagdpferde, eine ganze Meute Jagdhunde, und war eine so gewandte Reiterin, daß sie selbst die wildesten Pferde zu zähmen vermochte und so schnell und sicher wie die rüstigsten Jäger ritt. Sie verstand es auch, den Degen zu führen, mit Pistolen und Flinten zu schießen, und fühlte sich nie wohler, als wenn sie auf der Parforcejagd im leichten Jagdgewand, eine Mannsperrücke auf dem Haupte, in stürmischer Eile den fliehenden Hirsch verfolgte.

Die Feinheiten und Zierlichkeiten des Lebens liebte sie dagegen nicht. Eine kräftige Gesundheit überhob sie jeder zarten Schonung für sich selbst; und da sie auch bei Anderen kaum feinere Bedürfnisse voraussetzte, so erschien sie oft hart und rauh, während im Grunde ihres Wesens doch viele Milde lag.

Alles war einfach an ihr, und wie sie sich in ihren Bedürfnissen außerordentlich mäßig und enthaltsam zeigte, so war auch ihr Aeußeres stets schmuck- und kunstlos. Mußte sie aber doch bei Hoffesten ein prächtiges Staatskleid anlegen, so fühlte sie sich beengt und nur mit Widerstreben ließ sie sich dann von ihrem Gatten, der sie gern immer geschmückt gesehen hätte, und der bei solchen Gelegenheiten das Amt einer Kammerfrau bei ihr zu übernehmen pflegte, die Hausdiamanten anlegen und das Gesicht mit Schminke und Schönpflästerchen verzieren. Sie fürchtete durch solchen Schmuck nur noch häßlicher zu werden, und dies Bewußtsein ihrer Häßlichkeit erfüllte sie so sehr, daß sie ganz gegen die Gewohnheit der Franzosen fast nie in einen Spiegel blickte, denn, sagte sie scherzend, „da ich so häßlich bin, so will ich meine Eigenliebe nicht verletzen.“ Allein trotzdem ihr Aeußeres unschön war, lag doch etwas Imponirendes in ihrem Wesen; es war durchdrungen von dem Selbstgefühl ihres Ranges und Standes, ohne doch eitle Hoffahrt zu verrathen; es war das würdige Abbild einer, wenn auch nicht großen, so doch edlen Fürstin.

Trotzdem aber Charlotte Elisabeth ihrem inneren Werthe nach so vielfachen Anspruch auf das Glück des Lebens hatte, trotzdem sie in sich selbst so mannigfache Gaben besaß, die ihr das Dasein zu verschönern vermochten, war sie nie glücklich. Nie schwieg

Digitized by Google

in ihr das Gefühl der Nichtbefriedigung. Sie paßte nicht für Versailles; ihr gerader, urkräftiger Menschensinn krankte in jener Atmosphäre des Egoismus. „Wenn Ihr wissen solltet, wie alles hier ist," schreibt sie, „sollte es Euch gar kein Wunder nehmen, daß ich nicht mehr lustig bin. Eine Andere in mein Platz, so nicht aus dem Grund lustig gewesen wäre, würde vielleicht vor Kummer längst gestorben sein. — Hier an diesem großen Hof habe ich mich schier zum Einsiedler gemacht und es sind gar wenig Leute hier im Land, mit welchen ich oft umgehe; bin auch ganze lange Tage ganz allein in mein Cabinet, worinnen ich mich mit Lesen und Schreiben occupire. Kommt Jemandes mich zu sehen, sehe ich sie Ein Augenblick, red vom Wetter oder Zeitungen, dann wieder in meine Einsamkeit."

Diese Einsamkeit war ihr Cabinet. Das war ihr Heiligthum. Hier fand sie die Ruhe, den Frieden und das Glück, das sie begehrte. Es war ein großes schönes Gemach, von oben erleuchtet und ringsum an den Wänden mit Bildnissen von ihren Vorfahren und Verwandten behangen. Hier saß sie lesend oder schreibend an ihrem Schreibtische, ein spinnendes Kätzchen zu ihren Füßen. Nur das Schreien eines Kakadu oder das Geräusch, das ihre Hunde erregten, unterbrach von Zeit zu Zeit die Stille, die sie umgab. Sie liebte diese Thiere; und wie sie ihre Hunde sogar bis zur Zahl von Neunen mit in ihre Kutsche nahm, wenn sie ausfuhr, so mußte sie sie auch in ihrem Cabinette um sich haben und gestattete ihnen hier so viele Freiheit, daß einst eine ihrer Lieblingshündinnen, die Reine inconnue, auf der Schleppe ihres Sammtrockes „in's Kindbett kam". Sie nannte daher die geworfene Hündin „Candace née robe."

In dieser Einsamkeit nun, im Alleinsein mit sich selbst konnte die Herzogin sich ungestört dem sinnigen Zuge ihres Naturells hingeben; hier las sie, von Herzen fromm, Morgens und Abends in der Bibel (sie war die einzige in Frankreich, die das durfte, da es ihr bei ihrem Uebertritt zur katholischen Religion ausnahmsweise gestattet worden war); hier sang sie, wenn sie bekümmert war, zur Erleichterung ihres Gemüthes Psalmen oder ein kräftiges lutherisches Kirchenlied; hier beschäftigte sie sich mit ihren Kunstsammlungen und studirte gelehrte Werke über Münzkunde (sie besaß eine sehr kostbare Sammlung von mehr als neunhundert Medaillen), und hier endlich beschäftigte sie sich mit ihrer „Kundschaft", wie sie scherzweise ihre fernen Verwandten und Freundinnen nannte, indem sie täglich bogenlange Briefe an sie schrieb.

Digitized by Google

Diese ihre Briefe, die ihrem hingebenden Gemüth ein wirkliches Bedürfniß und ein süßer Trost bei der Getrenntheit von dem, was sie liebte, waren, und die sich auf viele tausende belaufen haben müssen — sie selbst sagte in ihrem Alter, sie hätte mehr als zehn Foliobände Briefe geschrieben, — sind in einzelnen Sammlungen auf uns überkommen. Sie sind, da sich die Herzogin auch in ihnen ganz „d'une pièce" gab, der treue Spiegel ihrer Seele und geben uns den anschaulichsten Beweis von ihrem klaren, durch nichts zu trübenden Verstande, von der kräftigen Wahrheit, der sittlich reinen Geradsinnigkeit ihres Charakters und ihrer naiven, derbwitzigen Laune; sie sind aber auch zugleich der interessante Reflex einer unbefangenen Beobachtung des damaligen französischen Hoflebens; denn alles was sie dachte und fühlte, was sie nur wußte und erfahren hatte, alle Hofgeschichten, die Tagesereignisse, kurz Alles, was in ihrer Nähe Wichtiges und Unwichtiges geschah, das theilte sie mit und nahm hiervon selbst nicht Staatsgeheimnisse aus, die man ihr unter dem Siegel der strengsten Verschwiegenheit anvertraut hatte, obschon sie wußte, daß damals alle Briefe, die sie abschickte, wie ebenfalls die, welche sie empfing, geöffnet wurden. „Ich weiß es gar wohl, frag aber nichts darnach, schreibe doch alles, was mir in Kopf kommt."

Wenn sie aber nicht schrieb und sich wieder in das Geräusch des Tages hinein begab, so sprach sie und sie sprach sehr gerne und sehr unterhaltend. Ludwig XIV ließ sich oft von ihrer Unterhaltungsgabe fesseln. Alle möglichen Erzählungen, Sagen, Märchen, Anekdoten, Schnurren und Klätschereien sprudelten unversieglich aus ihrem Munde, und da sie überdies viel Humor und scharfe Beobachtungsgabe besaß, so fehlte es ihren Reden nie an pikanter Würze. „Ma pauvre chère maman", pflegte dann wohl, nachdem sie stundenlang erzählt hatte, die Dauphine von Baiern, des Königs Schwiegertochter, die wegen der näheren Verwandtschaft in inniger Vertraulichkeit mit ihr lebte, zu ihr zu sagen, „ma pauvre chère maman, où prends-tu toutes les sottises que tu sais?"

IV.

Das war die Mutter Philipp's von Orleans. Bei ihrer Verheirathung mit Monsieur fand sie aus dessen erster Ehe mit Hen-

Digitized by Google

riette von England zwei Stieftöchter vor, von denen die eine im Jahre 1679 König Karl II von Spanien, die andere später den Herzog Victor Amadeus von Savoyen heirathete. Beide behandelte sie stets mit der liebevollen Zärtlichkeit einer Mutter und Beide waren empfänglich für ihre Herzlichkeit. Die eine an Jahren wenig von ihr verschiedene liebte sie als eine ältere Schwester, die andere verehrte sie, als wäre sie ihre rechte Mutter.

Aus ihrer Ehe mit Monsieur wurden ihr drei Kinder zu Theil, eine Tochter, Elisabeth Charlotte, Mademoiselle d'Orleans, die später vermählt mit Leopold Karl, Herzog von Lothringen, die Stammmutter des jetzigen österreichischen Kaiserhauses ward, und zwei Söhne, Alexander Ludwig, Herzog von Valois, und Philipp, Herzog von Chartres.

Den älteren dieser beiden Söhne verlor die Herzogin früh. Obgleich er als „ein frischer, gesunder Gesell, groß und stark" in die Welt kam, starb er doch schon wenige Jahre nach seiner Geburt, ein Opfer, wie sie meinte, der quacksalberischen Unwissenheit der Pariser Aerzte. Um so besorgter ward sie daher für das Leben ihres jüngeren Sohnes, und da sie, selbst unerfahren hinsichtlich der zweckmäßigen Behandlung und Pflege von Kindern, sich ganz den Anweisungen von Aerzten fügen mußte, in deren Kenntnisse sie ein begründetes Mißtrauen setzte, so bangte ihr immer vor einem abermaligen Verluste. „Ich wollte," schrieb sie daher an ihre frühere Erzieherin, die Frau von Harling, „daß ich Euch jetzigen überbliebenen Chartres in einem Briefe könnte schicken, denn also wäre ich gewiß, daß er beim Leben bleiben würde, aber so ist mir als angst und wollte gerne ein Jahr drei oder vier älter sein, damit daß ich das Kind wohl entwöhnt sehen möchte, denn das verstehen sie gar nicht hier im Land und wollen sich auch nicht sagen lassen und schicken also ein Haufen Kinder in die andre Welt."

Aber ihre Befürchtungen gingen nicht in Erfüllung, wenngleich der kleine Herzog bis zu seinem zwölften Jahre fortwährend kränkelte. Schon in seinem vierten Jahre traf ihn ein Schlagfluß, so daß er eine Zeit lang „wie todt lag"; in Folge dessen blieb er so schwach und kraftlos, daß die geringste Anstrengung seine Gesundheit alterirte und er nicht einmal knieen konnte, ohne ohnmächtig zu werden. In seinem zwölften Jahre aber raffte sich seine Lebenskraft auf, und seit der Zeit erfreute er sich fast beständig einer guten Gesundheit.

Viele der guten Eigenschaften seiner Mutter hatte die Natur

Digitized by Google

als Keime auch in sein Gemüth gelegt; sie hatte ihm große Anlagen verliehen, allein gerade diejenige Kraft, durch welche dieselben erst wirklich nützlich und verdienstlich hätten werden können, die Festigkeit des Willens hatte sie ihm versagt.

Madame pflegte scherzweise zu erzählen, alle Feen wären bei der Geburt dieses Sohnes eingeladen gewesen; alle wären sie gekommen und eine Jede hätte ihm ein Talent zum Angebinde mitgebracht. Nur eine einzige alte Fee, die schon lange verschwunden gewesen, hatte man unglücklicherweise vergessen, und über die Vernachlässigung erbittert, wäre auch sie an die Wiege gehumpelt, hätte zornig die reichen Gaben der ihr vorgezogenen Feen überblickt, und dann eine Gabe hinzugefügt, durch welche dieselben alle unbrauchbar geworden: die Willensschwäche.

Dies Feengeschenk ist seinem ganzen Leben verderblich gewesen. Er würde einer der größten und edelsten Männer, die je gelebt, geworden sein, hätte er statt dieses negativen Mangels die positive Tugend der Charakterfestigkeit besessen. Da sie ihm fehlte, hat er statt eines ruhmbedeckten Daseins ein nur an Schwächen reiches Leben geführt.

Vielleicht jedoch wäre sein Leben ein anderes, besseres geworden, wenn nicht zwei verderbliche Umstände, eine schlechte Erziehung, sowie der beständige Zwang und die unfreiwillige Unthätigkeit, die ihm, so lange Ludwig XIV lebte, fast immer auferlegt waren, den in der Jugend vielleicht noch zu erstickenden Keim nur zu sehr entwickelt und großgezogen hätten.

V.

Die Erziehung des jungen Herzogs war keine gute. Monsieur war zu schwach und zu nachgiebig gegen seine Kinder, um ihnen je zürnen zu können. Wenn er sich wirklich einmal über sie zu beklagen hatte, so wandte er sich an seine Gattin, und wenn diese ihn dann fragte, warum er sie nicht strafen wolle, da es doch ebenso gut seine wie ihre Kinder wären, antwortete er ihr: Je ne saurais gronder et ils ne me craignent pas, ils ne craignent que vous.

Aber schwach wie er war, litt er trotzdem nicht, daß die Herzogin von ihrer Autorität Gebrauch machte. Sie wollte oft an ihrem Sohne die Ausbrüche seines Leichtsinns mit heilsamer Strenge rügen

Digitized by Google

und ihn „brav mit der Ruthe streichen", aber dann legte sich Monsieur ins Mittel, nannte eine solche Erziehung eine bäurische und für königliche Prinzen durchaus ungeziemende, und statt seiner charakterfesten Gattin die Sorge für das Wohl seiner Kinder zu überlassen, vertraute er sie lieber Miethlingen an, die ihre Schwächen, statt sie zu unterdrücken, geflissentlich nährten.

Madame vermochte daher nicht zu hindern, daß eine selbstsüchtige Liebedienerei ihren Sohn mit ihren Verführungen umgarnte, und ihm schon frühzeitig den edelsten Besitz der Jugend, die Unschuld, raubte. Und leider suchten sich nicht blos die niederen Diener durch gewissenlose Begünstigung seiner Schwächen und Launen bei ihm einzuschmeicheln, selbst sein Erzieher arbeitete planvoll auf seine moralische Verderbniß hin.

Dieser Prinz hatte überhaupt Unglück mit seinen Erziehern; er hatte so viele Hofmeister gehabt, die nach einander gestorben waren, daß man witzelnd von ihm sagte, man könnte für ihn nicht Hofmeister genug erziehen.

Monsieur, sein Vater, bildete sich in seiner ruhmsüchtigen Eitelkeit viel darauf ein, einen Hofmeister gehabt zu haben, der später Herzog und Pair geworden, und wünschte deshalb auch seinen Sohn nur Männern des höchsten Ranges anzuvertrauen. Das war aber nicht so ganz leicht. Denn wenn er auch nur Titel suchte, so waren diese doch nicht alle bereit, sich für eine solche Stellung herzugeben.

Der erste, der dies Amt übernahm, war der Marschall und Herzog von Navailles; ein würdiger Mann, jedoch unfähig, einen Prinzen zu erziehen; er starb bald. Ihm folgte der Marschall von Estrades, der ebenfalls bald starb, und diesem der Herzog de la Vieuville, ebenso unfähig und ebenso schnell sterbend.

Jetzt wollten sich keine Titel mehr finden lassen und der Herzog von Orleans sah sich genöthigt, eine Stufe tiefer zu steigen. Er gewann den Marquis d'Arci, der, bis auch ihn nach wenigen Jahren der Tod abrief, die Leitung der Erziehung übernahm. Er war ein verdienstvoller Mann; und obwohl er seine Autorität streng geltend machte, so erwarb er sich doch die Liebe und das Vertrauen seines Zöglings in hohem Grade. Vielleicht hätte er ihn vor dem verderblichen Einflusse Dubois' bewahrt, wenn sein Leben von längerer Dauer gewesen wäre; allein er starb zu früh, als daß man hätte hoffen können, daß die von ihm gelegten Keime des Guten auch unter der Pflege eines nur das Laster kennenden Menschen gedeihen würden.

Digitized by Google

Unter jenen Herren stand als wirklicher Erzieher St. Laurent, der früher bei Monsieur die Stelle eines Introducteur des Ambassadeurs versehen hatte, und der jetzt auch dieser neuen Pflicht, wenn nicht mit großen Talenten, so doch mit redlichem Willen zu genügen strebte. Ihm zur Seite standen La Bertière, ein guter, aber schwacher Mann, den der Prinz mehr leitete, als daß er von ihm geleitet ward, und Fontenay, den ein mehr als achtzigjähriges Alter auch kaum fähiger machte, den Muthwillen eines muntern Knaben zu zügeln. Als er starb, suchte man seine Stelle anderweitig zu besetzen, und zum Unglück für die edleren Eigenschaften des Prinzen fiel die Wahl auf einen Menschen, der nichts vor Augen hatte, als die Pläne eines weitaussehenden Ehrgeizes, und der gewissenlos genug war, diesen Leidenschaften den ihm anvertrauten Knaben zum Opfer zu bringen. Es war Guillaume Dubois.

VI.

Er war am 6. September 1656 zu Brives la Gaillarde, einer kleinen Stadt in Limousin, geboren. Sein Vater hieß Jean Dubois, seine Mutter Marie Dujoyet. Spötter behaupteten von dem späteren Cardinal, er hätte nicht einmal die allerersten Sacramente empfangen, allein mit Unrecht, er war am 24. September getauft worden.

Sein Vater war Apotheker, aber arm, weshalb Dubois schon früh lernen mußte, sich in die oft harten Bedingungen des Lebens zu schicken. Auf seine Erziehung konnte darum auch nicht viel verwandt werden, aber der Ehrgeiz, dieser Grundtrieb seines Wesens, spornte ihn an, die Zeit durch Fleiß, und seine Mittellosigkeit durch Wissen zu ersetzen.

Nachdem er sich einigermaßen die Elemente einer gelehrten Bildung angeeignet hatte, ward er als Erzieher in das Haus eines Präsidenten de Gourgues aufgenommen. Er blieb dort nicht lange und erhielt dann eine Stelle als Dorfschullehrer. Bald darauf verheirathete er sich, obwohl noch sehr jung, heimlich mit einem den untersten Kreisen des Lebens angehörenden Mädchen. Aber die Niedrigkeit und Dürftigkeit seiner Lebenslage drückte ihn, und mit Einwilligung seiner Frau zog er, diese in Limousin zurücklassend, nach Paris. Kaum vermochten seine Verwandten mit ihren gesammten Beiträgen so viel aufzubringen, als er für die Unkosten seiner Reise bedurfte;

Digitized by Google

aber war auch der Beutel leer, seine Brust war erfüllt von den Hoffnungen des Ehrgeizes, und er erblickte am Ziele seiner Wanderung die lockenden Bilder einer glänzenden Zukunft.

In Paris langte er ganz mittellos an, besaß auch keine Empfehlung, durch die er sich hätte eine Wirksamkeit oder Brot verschaffen können. Aber sein Geist war elastisch. Er vermochte sich allen Lebenslagen anzupassen und war in der Wahl der Mittel, der Verlegenheit des ersten Augenblickes abzuhelfen, nicht gerade wählerisch. Durch diese und jene kleine Dienstleistung wußte er sich soviel zu erwerben, wie zur Befriedigung der nothwendigsten Bedürfnisse hinreichte; und überallhin sich umthuend, war er eifrig beflissen, sich durch ein gefälliges Benehmen Gunst und Bekanntschaften zu erwerben.

Diese wurden ihm bald zu Theil. Ein Doctor der Sorbonne, Le Tellier, der sich durch seine Wohlthätigkeit gegen arme Studenten auszeichnete, ward durch Zufall auf ihn aufmerksam gemacht, und da ihm Dubois' geschäftiges Wesen gefiel und er zugleich Talente an ihm entdeckte, die etwas versprachen, so verschaffte er ihm freie Aufnahme in das St. Michaelscolleg, jedoch unter der Bedingung, sich in den freien Stunden, die von seinen Studien nicht in Anspruch genommen würden, durch häusliche Dienstleistungen nützlich zu machen.

So halb Student, halb Diener, dem manchmal selbst die niedrigsten Verrichtungen zufielen, brachte er hier einige Jahre zu und erwarb sich während dieser Zeit durch seine raschen Fortschritte in den Studien die Gunst seines Beschützers im höchsten Grade. Dieser wünschte ihm auch weiter fortzuhelfen und gab sich Mühe, ihm eine solche Stelle zu verschaffen, die eine gesicherte Aussicht für die Zukunft böte. Allein er starb, bevor er noch seine Absicht erreicht hatte, und konnte nur seinem Freunde, einem Pfarrer der Kirche von St. Eustache, die fernere Sorge für seinen Zögling anempfehlen. Dieser Pfarrer war ein Bekannter St. Laurent's, und bat denselben, bei der durch Fontenay's Tod erledigten Stelle auf Dubois Rücksicht zu nehmen. St. Laurent versprach es, empfahl ihn dem Herzoge von Orleans, und am 15. Januar 1680 ward Dubois als Vorleser des kleinen Herzogs von Chartres angestellt. Dieser Tag war der Wendepunkt des Schicksals Beider. Für den Einen war er der Geburtstag eines raschen und glänzenden Glückes, für den Anderen der Beginn einer Verführung, die seine schönsten Anlagen verkümmerte, seine Jugend vergiftete und seinen späteren Jahren den Glanz der Würde raubte.

Digitized by Google

VII.

Dubois hatte anfangs nur die Aufgabe, dem Prinzen Schreibunterricht zu ertheilen und in Stunden der Erholung vorzulesen; aber auch in dieser untergeordneten Stellung fanden sich schon Gelegenheiten genug, sich bei dem jungen Prinzen einzuschmeicheln. Dieser hegte gegen Nichts so großen Widerwillen, wie gegen die Anfertigung seiner Aufgaben, und Dubois merkte das nicht sobald, als er, gewissenlos im Kleinen wie im Großen, sich auch schon beeilte, sie für ihn auszuarbeiten. Dabei blieb er nicht stehen. Indem er sich bestrebte, allen Wünschen des Prinzen wo möglich schon zuvorzukommen, verstand er es zugleich, durch gefällige Geschäftigkeit und niedrige Schmeicheleien sich in seiner Vorgesetzten Gunst einzunisten, und als die Stelle eines Unterlehrers bald darauf erledigt ward, zeigten sich diese gerne bereit, ihm dieselbe zu übergeben.

Bald machte man ihn auch zum Abbé und ließ ihn unter der Aufsicht des schon alternden St. Laurent die meisten Lehrstunden ertheilen. Allein umsichtig auf Alles achtend, was seinen Vortheil zu fördern vermochte, war ihm auch nicht entgangen, in welcher hohen Gunst beim Herzoge von Orleans dessen Freunde, der Chevalier de Lorraine und der Marquis d'Effiat standen; er erkannte, wie nützlich ihm deren Wohlwollen werden könnte, da sie fast unumschränkt über die häuslichen Interessen des Palais Royal verfügten.

Auch ihnen lag daran, einen ihnen unbedingt ergebenen Menschen mit der Erziehung des jungen Prinzen betraut zu wissen. Sie nahmen daher Dubois' kriecherische Aufmerksamkeiten günstig auf und verschafften ihm bei verschiedenen Gelegenheiten kleine Vortheile. — Im Jahre 1683 starb St. Laurent und auf das Wohlwollen seiner Gönner bauend, wagte es Dubois, sich um dessen Platz zu bewerben. Jene hätten ihm gerne sogleich seine Bitte gewährt, allein die Erinnerung an das, was er zuerst gewesen, war noch zu neu, um nicht einige Rücksichten zu gebieten. Sie zogen es daher vor, die Wahl hinauszuschieben, ließen ihn einstweilen die Geschäfte des Hofmeisters besorgen, und als er dann bewiesen, daß er diesem Amte vollkommen gewachsen, gewährten sie ihm seine Bitte.

Dadurch ward er seinen Zwecken, die er nie aus den Augen verlor, um Vieles näher geführt; denn jetzt war ihm die Erziehung des Prinzen fast aufsichtslos überlassen. Er brauchte nicht mehr zu befürchten, wegen zu großer Nachgiebigkeit zur Rechenschaft gezogen

Digitized by Google

und vielleicht seines Dienstes entlassen zu werden. — Zwar hatte man schon lange den großen Einfluß, den er sich über das Gemüth des Prinzen erworben hatte, bemerkt; aber das geringe Ansehen, in dem er bisher noch gestanden, schützte ihn vor Eifersucht. Man ahnte nicht, daß er diese Gewalt zu schlechten Zwecken mißbrauchen würde, und sah daher nicht ungerne Jemanden bei dem Prinzen, dessen man sich als eines bloßen Werkzeuges bedienen konnte, um bei Gelegenheit auf den Willen des Herzogs von Chartres einzuwirken.

Vielleicht hätte ihn jetzt, wo man ihm uneingeschränktes Vertrauen bewies, die Rücksicht der Pflicht und der Ehre bestimmen sollen, größere Vorsicht in der Behandlung des Prinzen zu beobachten, allein jene Begriffe waren ihm fremd, sobald sie nicht mit seinem Vortheile übereinzustimmen schienen.

Er wollte sich seine Zukunft sichern, und da er dafür in dem Prinzen das beste Mittel besaß, so war sein ganzes Streben darauf gerichtet, ihn völlig von sich abhängig zu machen. Weil er indeß einsah, daß in der innigen Vertraulichkeit, in der er von jetzt an mit dem Prinzen leben mußte, sich bald auch die verborgenen Seiten seines eigenen Charakters offenbaren würden, und weil er fühlte, daß der im Grunde edelmüthige Prinz ihn bald ganz verachten würde, wenn er sich nicht beeilte, ihn selbst zu verderben, so arbeitete er planmäßig darauf hin, durch jede mögliche Begünstigung der Schwächen seines Naturells die edleren Regungen und Gefühle im Herzen seines Zöglings zu untergraben.

Schon frühzeitig verriethen sich bei dem Herzoge von Chartres sinnliche Neigungen. Dubois, der ihn daran gewöhnt, ihm einen schrankenlosen Zugang zu seinem Vertrauen zu gewähren, und keine seiner Schwächen, keine seiner Begierden, keinen Fehltritt vor ihm zu verbergen, entgingen diese unlautern Triebe nicht. Als ein gemeiner Mensch erblickte er darin ein Mittel, sich noch beliebter zu machen, und seine eigene Zügellosigkeit von dem Zwange, den er ihr bisher noch hatte auflegen müssen, zu befreien. Statt durch vernünftige Vorstellungen und eine strenge Aufmerksamkeit das frühzeitige Erwachen dieser Regungen zu bekämpfen, entblödete er sich nicht, ihnen sogar selbst fortwährende Nahrung zu suchen, ja die unwürdigsten Kupplerdienste zu verrichten und dem Prinzen selbst die innere Scham zu ersparen, indem er ihn zu überreden wußte, daß ein so hochgestellter Prinz wie er nicht nöthig hätte, den Trieben seiner Natur zu gebieten.

Die Mutter des Prinzen erhielt bald Kunde von diesem scham-

Digitized by Google

losen Benehmen, und in ihrer Entrüstung bestand sie auf augenblicklicher Entfernung eines so unwürdigen Erziehers. Allein sie drang nicht durch mit ihrem Willen, denn die Eitelkeit Monsieur's ließ sich von den wissenschaftlichen Erfolgen seines Sohnes blenden und wollte nicht zugeben, daß ein Erzieher entfernt würde, der aus dem jungen Prinzen ein Wunder von Gelehrsamkeit zu machen versprach.

In der That war Dubois, der den Ausschweifungen des Prinzen mit der willfährigen Aufmerksamkeit eines gemeinen Lakaien gedient, darum doch nicht unachtsam auf die Entwickelung seiner glücklichen Geistesanlagen gewesen. So vielseitig, als nur die Neigung seines Zöglings zuließ, hatte er sie auszubilden gestrebt und die vorzüglichsten Gelehrten und Künstler berufen, um ihn mit allen Zweigen des Wissenswerthen bekannt zu machen.

Auch sparte er selbst keine Mühe, ihm seine eigenen Kenntnisse in der möglichst annehmbaren Weise mitzutheilen. — Es begann damals, in Folge der Verbreitung der Philosophie des Descartes, Mode zu werden, sich mit physikalischen und chemischen Experimenten zu beschäftigen, und da Dubois wußte, wie sehr alles Neue den regen Geist des jungen Herzogs anzog, so widmete er sich selbst mit eifrigster Mühe diesen Studien, um sie hernach in der faßlichsten Methode dem Prinzen lehren zu können. — Außerdem suchte er dessen Geist besonders mit geographischen, naturwissenschaftlichen, geschichtlichen und politischen Kenntnissen zu bereichern, und als er ihn genugsam gefördert glaubte, um sich selbst im Glanze des Erfolges seiner Bemühungen sonnen zu können, veranstaltete er häufig öffentliche Prüfungen, die der Hof mit seiner Gegenwart beehrte.

Der Herzog von Orleans war dann jedesmal entzückt von den Erfolgen seines Sprößlings. Die Bewunderung und die Hoffnungen, die der Hof dessen Anlagen zollte, schmeichelten seinem väterlichen Stolze, und er lohnte gewöhnlich dem Erzieher seine Mühe mit einem reichen Geschenke und einer Erhöhung seines Gehaltes.

Das spornte Dubois' Eifer nur um so mehr an, und sich selbst überbietend, wollte er dann sogar, lügenhaft wie er war, mit solchen Erfolgen glänzen, die nicht die Früchte seines eigenen Fleißes waren. Auf einer dieser Prüfungen las der Herzog von Chartres eine kleine Abhandlung über die Vorzüge monarchischer Staatsverfassungen vor, und es hieß, er hätte sie unter der Anleitung seines Erziehers abgefaßt. Die politische Gelehrsamkeit, die der junge Prinz darin kund gab, war aber aus der Schrift eines Herrn Baluze geschöpft, die dieser Dubois, der ihn am Tage vorher darum gebeten, geliehen hatte.

Digitized by Google

Dubois hatte sie rasch in der Nacht abschreiben lassen, und wagte es, indem er sie von dem Herzoge von Chartres vor dem versammelten Hofe vorlesen ließ, mit ihr als mit seinem eigenen Werke zu prunken.

VIII.

Ludwig XIV hatte von den Ausschweifungen seines Neffen gehört, und da er schon seit längerer Zeit einen Lieblingsplan hinsichtlich der Verheirathung desselben gehegt, so entnahm er diesen Gerüchten einen erwünschten Vorwand, um zur Verwirklichung desselben zu schreiten.

Er hatte sich vorgenommen, alle seine unehelichen Kinder soviel wie möglich von dem Makel ihrer Geburt zu befreien. Schon frühzeitig hatte er daher versucht, ihnen eine glänzende Zukunft zu bereiten, und, als er auf der Höhe seines Ruhmes stand, in seinem Stolze gewähnt, die auswärtigen Häuser Europa's würden sich selbst durch eine derartige Verbindung mit ihm geschmeichelt fühlen. Unter anderen hatte er seine mit der Herzogin von La Vallière erzeugte Tochter, die spätere Prinzessin von Conti, dem Prinzen Wilhelm von Oranien, nachmaligen Könige von England, anbieten lassen, in der festen Voraussetzung, daß dieser seinen Antrag als eine hohe und vortheilhafte Ehre annehmen würde. Allein er täuschte sich. Der Prinz von Oranien fühlte sich beleidigt, lehnte den Antrag verächtlich ab und ließ dem Könige melden; er wäre ein Enkel der Häuser Stuart und Brandenburg und zöge es vor, der alten Gewohnheit der Nassau-Oranien treu zu bleiben, die wohl oft die ehelichen Töchter großer Könige, aber nie ihre Bastarde geheirathet hätten.

Das war eine harte Demüthigung für den stolzen Ludwig XIV. und da er auch noch außerdem durch mehrfache, wenn auch nicht so schroffe Ablehnungen erfahren hatte, daß die auswärtigen Fürstenhäuser keine Empfänglichkeit für die ihnen zugedachte Ehre besaßen, so bemühte er sich von jetzt an, jene Kinder den übrigen Zweigen des französischen Königshauses einzuverleiben.

Zwei seiner Töchter waren seitdem in die Häuser Condé und Conti eingetreten; seit kurzem waren auch Unterhandlungen für eine Vermählung seines Sohnes, des Herzogs du Maine, mit Anna Louise Benedicte de Bourbon, Enkelin des großen Condé, eingeleitet worden, und jetzt bestimmte er der Mademoiselle de Blois die noch größere Ehre einer Verbindung mit dem Hause Orleans.

Digitized by Google

Allein er wußte wohl, auf wie mannigfache Schwierigkeiten dieser Plan stoßen würde. Monsieur, sein Bruder, hielt sehr auf Anstand und Ehre, und trotz aller Unterwürfigkeit gegen die Befehle und Wünsche des Königs war doch kaum anzunehmen, daß er durch einen solchen Vorschlag sich nicht in seiner Würde gekränkt fühlen würde. Und nun gar dessen Gattin, die so stolz auf ihre Ahnen war, der die Gesetze der Geburt, des Ranges und der Etikette als unantastbares Heiligthum der Fürstenwürde galten, die durch eine Verbindung mit einem Bastard ihr Haus für immer entehrt gehalten haben würde, wie war es denkbar, sie zur Zustimmung zu den Plänen des Königs zu bewegen?

Ludwig XIV kannte ihren selbstständigen Charakter und sah voraus, daß er trotz aller seiner königlichen Autorität und trotz des hohen Respectes, den sie ihm zollte, ihren in dieser Beziehung unnachgiebigen Willen kaum zu beugen vermögen würde.

Monsieur war leicht einzuschüchtern. Als der König ihm sagte, es wäre Zeit seinen Sohn zu verheirathen, und ihm dann seine Tochter für denselben antrug, wagte er es durchaus nicht, den Widerwillen, den er im Herzen gegen eine solche Verbindung empfand, zu verrathen. Er antwortete nur ausweichend und bat den König um die Erlaubniß, ihm die Erwiederung auf seinen Antrag erst nach reiflicherer Ueberlegung mittheilen zu dürfen.

Um so erstaunter war Madame. Sie konnte es kaum für möglich halten, daß der König ihr und ihrem Hause einen solchen Schimpf anthun wolle. Sie erblickte darin eine Intrigue ihrer, auf ihre Demüthigung begierigen Feindin Maintenon, und war daher um so fester entschlossen, um keinen Preis in solche Mißheirath zu willigen, und mit der ganzen Kraft ihres Muthes und ihrer Würde für die Aufrechthaltung ihrer Familienehre zu kämpfen.

Vielleicht hatte sie schon längst in ihrer mütterlichen Fürsorge auf die künftige Verheirathung ihres Sohnes Bedacht genommen und unter den Fürstentöchtern Deutschlands eine würdige Lebensgefährtin für ihn gesucht, vielleicht hatte sie sie schon gefunden und mit stiller Freude die schönsten Hoffnungen für die Veredlung ihres Sohnes auf eine solche Verbindung gegründet. Sie kannte seine laxen Grundsätze, seine leichtsinnige Genußsucht, seine Willensschwäche: nur eine edle, hochherzige, willensstarke und zugleich liebenswürdige Gattin würde, durfte sie sich sagen, seinem Wesen den sittlichen Halt mittheilen, der ihm bis jetzt noch fehlte. Eine solche Frau fand sich aber unter den französischen Prinzessinnen nicht. Die Frivolität des

Digitized by Google

Versailler Hoflebens konnte keine Tugenden erzeugen; nur Gemüther, die in eitlem Tändeln, flatterhaftem Leichtsinn und Gefallsucht ihre Tage hinlebten. Die Herzogin von Orleans, deren reinem Sinne das hohle und leichtfertige Spiel eines solchen Lebens so durch und durch zuwider war, konnte daher gewiß nicht wünschen, daß eine unter dem Einflusse solcher Sitten aufgewachsene Prinzessin in den Kreis ihrer Familie einträte. Aber völlig verabscheuen mußte sie den Gedanken an eine Verbindung mit einer unebenbürtigen, dem sittenlosesten Liebesverhältnisse entsprossenen Tochter des Königs. Alle ihre Wünsche, Neigungen, Gefühle und Grundsätze wurden durch einen solchen Antrag verletzt, und nicht blos ihr Fürstenstolz, nein, schon ihre Frauenwürde fühlte sich empört über diese beleidigende Zumuthung.

Ludwig XIV erfuhr ihre Gesinnungen, und da er befürchtete, sie möchte ihren Widerwillen gegen diese Verbindung auch ihrem Sohne einflößen und ihren, innerlich vollkommen mit ihr übereinstimmenden Gatten mit einem Theil ihres Muthes erfüllen, so war es ihm darum zu thun, von allen Schritten, die sie in dieser Hinsicht thun würde, unterrichtet zu werden.

Er gewann deshalb einige ihrer vertrautesten Diener, und diese mußten ihm, was sie that und beabsichtigte, mittheilen. Allein die Herzogin war nicht so leicht zu täuschen. Kaum hatte sie zu ihrem Erstaunen wahrgenommen, daß der König von allen ihren Schritten unterrichtet war, als sie auch schon die Verräther entdeckt und mit entrüstetem Unwillen fortgejagt hatte.

Sie liebte ihren Sohn unendlich und da sie voraussah, welchen nachtheiligen Einfluß eine solche Verbindung auf sein ganzes Leben ausüben würde, und doch zugleich fürchtete, daß er bei seiner jugendlichen Unerfahrenheit und seiner schon mehrfach bewiesenen Charakterschwäche leicht dem Willen des Königs nachgeben möchte, so fühlte sie sich nur um so mehr berufen, ihre ganze Energie aufzubieten, um ihn vor einem Schritte zu bewahren, den er jedenfalls später bereuen würde, und doch, wenn er ihn einmal gethan, niemals wieder gutmachen könnte.

Mit der Autorität ihrer mütterlichen Liebe stellte sie ihm daher vor, daß er niemals einwilligen dürfe. Er würde sich beschimpfen, seinem Range und allen Aussichten auf eine würdige Zukunft entsagen, wenn er mit dem Sprößling einer ehebrecherischen, ja gotteslästerlichen Verbindung sein Leben einigte. Sie zeigte ihm, als ob sie die Zukunft vorausgesehen, die mancherlei Verlegenheiten, die ihm

Digitized by Google

aus einer solchen Ehe erwachsen könnten; er würde seine Selbstständigkeit einbüßen, seine Ehre beflecken, und gleichsam zu der Schaar der königlichen Bastarde herabsinken. Dann beschwor sie ihn, sich stark zu zeigen und lieber alles zu dulden, als eine Prinzessin zu heirathen, die selbst der geringste auswärtige Fürst verschmähen würde. Ja, sie ging sogar so weit, ihn zu überreden, sich im äußersten Falle durch eine Flucht nach Deutschland den unwürdigen Fesseln, die man für ihn schmiedete, zu entziehen. Der junge Herzog fühlte die Wahrheit ihrer Worte, und da er selbst eine große Abneigung gegen jene Verbindung hegte, so versicherte er ihr mit den kräftigsten Betheurungen, daß er seiner Ehre nichts vergeben und dem Willen des Königs, wenn er etwas Schmachvolles von ihm verlange, wohl zu widerstehen wissen würde. Seine Mutter vertraute seinen Worten und sah daher ganz unbesorgt den ferneren Schritten des Königs entgegen.

Dieser hatte den Chevalier de Lorraine und den Marquis d'Effiat gewonnen, seinen Bruder, den Herzog von Orleans, günstig zu stimmen, und ihnen zugleich den Auftrag ertheilt, ihm für seinen Sohn das erste erledigte Gouvernement, den Oberbefehl über eine Abtheilung seines Heeres, sowie noch andere große Vortheile anzubieten. Schwach wie er war, versöhnte das den Herzog halb und halb mit dem Antrage. Unter der Bedingung, daß sein Sohn sich freiwillig zu der Heirath entschließe, gab er seine Einwilligung.

Auf den Herzog von Chartres kam also Alles an. Der König sah ein, daß er bei der Stimmung und den Ansichten, die seine Mutter dem Prinzen eingeflößt, mit Gewalt durchaus nichts ausrichten würde, und nur dann hoffen dürfte, seinen Wunsch zu erreichen, wenn er Jemanden fände, der, gleichfalls des Prinzen Vertrauen besitzend, ihm den Antrag vom entgegengesetzten Standpunkte aus darzustellen, seine Bedenklichkeiten zu beschwichtigen und ihn durch Schmeicheleien und Erregung glänzender Hoffnungen dazu zu überreden vermöchte. Niemand aber schien hierfür geeigneter als der Abbé Dubois.

Er besaß das größte Vertrauen seines Zöglings, das Vertrauen der Gewohnheit, und er hatte denselben zu überzeugen verstanden, daß Niemand in der Welt ihm und seinem Hause so ergeben wäre, wie gerade er. In seinen Rath, war also anzunehmen, würde der Prinz kein Mißtrauen setzen und sich, wenn überhaupt durch Jemanden, durch ihn bestimmen lassen. Der Abbé war zudem mittellos, abhängig, von Ehrgeiz verzehrt; man durfte also hoffen, daß

Digitized by Google

die Perspective einer glänzenden Belohnung ihn dem Willen des Hofes vollkommen fügsam machen werde.

Der Père de la Chaise übernahm es, den Abbé in Verbindung mit dem Versailler Hofe zu bringen. Er eröffnete ihm den Willen des Königs und konnte sich sofort überzeugen, wie bereitwillig der Abbé darauf einging, die Absicht des Königs aus allen Kräften zu fördern. Schon der Gedanke, daß der große König von Frankreich ihn eines so besonderen Vertrauens würdige, war genügend, ihn vor Freuden fast außer sich zu versetzen; dann die Ehre, der glückliche Unterhändler eines so delicaten Auftrages zu werden, die verheißene Belohnung, die Auszeichnungen, die ihn erwarteten, die königliche Gunst, die ferneren Hoffnungen, die er in seinem sanguinischen und begehrenden Temperamente daran knüpfte — Alles das berauschte ihn schon im Voraus und machte aus seinem Willen das gehorsamste Werkzeug.

Vielleicht regte sich auch nicht die geringste Bedenklichkeit in seinem Gewissen; nicht daß er das Vertrauen der Eltern seines Zöglings verrathe, daß er dessen eigene Zuneigung schändlich mißbrauche, mit seiner Zukunft ein gefährliches Spiel treibe, — er sah nichts als die Wünsche des Königs und die Ehren und Vortheile, die ihm selbst durch deren Erfüllung zu Theil werden würden.

Er ließ sich also vom Père de la Chaise nach St. Cyr führen und traf dort Frau von Maintenon. — Sie, die der Unbestimmtheit ihres eigenen Verhältnisses zum Könige soviel wie möglich jeden Anschein anstößiger Zweideutigkeit zu rauben suchte, und in der Vermischung der legitimen mit den unebenbürtigen Gliedern des königlichen Hauses das allergeeignetste Mittel dafür erkannt hatte, legte außerordentlichen Werth auf das Zustandekommen dieser Heirath, und freute sich schon im Voraus, gerade an seiner empfindlichsten Stelle den Stolz der ihr so verhaßten Herzogin von Orleans verwunden zu können. Sie war es daher auch gewesen, die dem Könige gerathen hatte, sich des Abbé Dubois als Vermittlers zu bedienen. Sie kannte die Schwäche dieses eitlen und ehrsüchtigen Menschen, kam ihm daher mit huldvollster Herablassung entgegen und verhieß ihm eine glänzende Belohnung, wenn er die Einwilligung des Herzogs von Chartres erlange. Dubois war entzückt von der schmeichelhaften Aufnahme, von dem Vertrauen, das, wie sie sagte, der König in seine Geschicklichkeit setze, und am meisten von dem Lohn, den sie vor seinen Augen erglänzen ließ. Unter Betheurungen seines Eifers nahm er ihre Instructionen entgegen und versprach

Digitized by Google

ihr Alles, mehr sogar als sie verlangte. Er machte sich verbindlich, den Prinzen soweit zu überreden, daß er, statt nur widerwillig diesem Antrage beizustimmen, seinem Oheime auch noch seinen Dank für dessen besondere Gunst und die Ehre, die er ihm erzeigte, abstatten und dadurch auch der leiseste Anschein des Zwanges von dieser Heirath entfernt werden sollte.

Als er aber dann zur Ausführung seiner Versprechungen schritt, erkannte er, daß er sich doch vielleicht zu großen Illusionen hingegeben und mehr versprochen hätte, als er zu erfüllen im Stande sein würde. Zwar hatte er schon lange auf eine moralische Grundsatzlosigkeit seines Zöglings hingearbeitet, allein das Gefühl der Ehre, die Maximen des conventionellen Anstandes hatte er mit seinen corrosiven Lehren noch nicht anzugreifen vermocht; vielleicht kannte er sie nicht einmal selbst; aber der Prinz kannte sie und sie auch ihm zu entreißen, war keine so leichte Unternehmung.

Es ist überhaupt weit leichter, einen Menschen in seinen sittlichen Grundsätzen wankend zu machen, zumal wenn sie weniger die eigenen Triebfedern des Charakters, als vielmehr durch fremden Unterricht und die Gewohnheit des Lebens aufgenommene Ansichten sind, als die Vorurtheile eines Stolzes zu erschüttern, der, gleichsam mit der Muttermilch eingesogen, in den ehrenvollen Auszeichnungen einer hervorragenden Lebensstellung eine fortwährende Nahrung gefunden hat.

Mußte sich aber nicht der Stolz eines jungen Prinzen, der einer der vornehmsten Männer Frankreichs war, empören, wenn man ihm zumuthete, seinen reinen Ursprung als Deckmantel für die mehr als zweideutige Geburt einer Dame herzugeben, die alle Gunst des Königs, ihres Vaters, die Legitimirung, die glänzende Stellung, die er ihr bereitet, doch nicht von einem Makel befreien konnten, von dem selbst der einfachste Bürger sich, wenigstens zu jener Zeit, befleckt gehalten haben würde?

Warum sollte er sich und seine Zukunft, sein Haus und seine Nachkommenschaft mit einer solchen Zweideutigkeit belasten, während selbst die ersten Häuser Europa's sich durch eine Verbindung mit ihm geehrt fühlen würden? Warum sollte er den Stolz der eigenen Ehre vor dem Stolz des Königs beugen, da es doch hauptsächlich die Eitelkeit desselben war, die es nicht dulden wollte, daß irgend etwas, das mit seiner Persönlichkeit zusammenhing und von ihm seinen Ursprung herleitete, in untergeordneter Lebenslage blieb, und die ihn daher, zum ersten Male in der Geschichte Frankreichs,

Digitized by Google

so willkürlich die bisher bestandenen Gesetze des Staates, des Herkommens und der Sitte zu Gunsten seiner Bastarde überschreiten ließ? War er doch erster Prinz von Geblüt und daher in keiner so unbedingten Abhängigkeit vom Könige, um gegen den Willen, gegen das ausdrückliche Verbot seiner Eltern, gegen seine eigene Neigung, zum Nachtheile seiner Würde einer Laune seines Oheims wahrscheinlich sein ganzes Lebensglück zu opfern!

Das waren die Gedanken, die Dubois wohl in der Seele des Herzogs von Chartres voraussetzen durfte; allein er baute auf die Charakterschwäche desselben. Er wußte, daß der Herzog in kleinen Dingen manchmal in der That hartnäckig auf seiner Meinung zu beharren vermochte, allein in größeren gar zu leicht seinem Willen eine Richtung geben ließ; daß er wohl im Stande war, gegen ein Verbot zu sündigen, ein Versprechen zu vergessen, aber nicht, einem festen Willen, der sich ihm unablässig bald unter Drohungen, bald mit Schmeicheleien aufdrängte, auf die Länge Widerstand zu leisten.

Er sagte dem unerfahrenen und leicht einzuschüchternden Prinzen, daß der König nun einmal diese Heirath unwiderruflich beschlossen hätte, daß Nichts seinen Willen zu erschüttern vermöchte, und daß er, würde sich der Prinz demselben nicht in Gehorsam beugen, ihn sogar festnehmen lassen und so lange in Villers-Cotterets gefangen halten würde, bis er nachgegeben; während er ihn im Gegentheil, wenn er sich gutwillig den Anordnungen des Königs füge, mit der ganzen Fülle seiner Gunst und Gnade überschütten, seinen Einfluß vermehren, seine persönliche Würde erhöhen und ihm statt der Ehren eines königlichen Enkels alle die Vorrechte und Auszeichnungen zu Theil werden lassen würde, die dem Sohne eines Königs zukämen.

Halb durch so lockende Vorspiegelungen gewonnen, halb durch jene Drohungen erschreckt, gab der Prinz endlich nach, jedoch nicht soweit, wie Dubois es gehofft und versprochen hatte, daß er den Zwang, den sein Oheim seinem Willen anthun wollte, wie eine große Gnade aufnahm und für eine Ehre, nach der ihn nicht verlangte, sich in Dank ergoß, sondern er willigte nur ein, daß Dubois dem Könige meldete, der Herzog von Chartres würde seinen Antrag nicht ablehnen. Damit zeigte sich Ludwig XIV denn auch zufrieden, und nun er einmal Gewißheit hatte, daß sein Neffe sich ihm nicht widersetzen würde, beschloß er, um noch etwaigen äußersten Schritten seiner Schwägerin möglichst zuvorzukommeu, die Sache persönlich zu erledigen.

Digitized by Google

Noch am nämlichen Tage ließ er den Herzog von Chartres zu sich rufen. Dieser erschien und fand, als er in das königliche Cabinet eintrat, seinen Vater und den König im eifrigsten Gespräch begriffen. Sobald Ludwig XIV ihn erblickte, eilte er freundlich auf ihn zu und sagte ihm: „Ich bin, wie Sie ja auch schon wissen, mein Neveu, auf Ihre Verheirathung bedacht gewesen. Der auf allen Seiten entbrannte Krieg verbietet, daß man um eine auswärtige Prinzessin für Sie wirbt. Von den Prinzessinnen vom Geblüt besitzt keine das erforderliche Alter. Ich glaube Ihnen daher keinen größeren Beweis meines Wohlwollens geben zu können, als indem ich Ihnen meine eigene Tochter anbiete, deren zwei ältere Schwestern ja auch schon an zwei Prinzen vom Geblüt verheirathet sind. Sie werden durch diese Heirath Ihrer Eigenschaft als königlicher Enkel auch noch die nicht minder ehrenvolle als mein Schwiegersohn hinzufügen, und werden sich, ich verspreche es Ihnen, dadurch eine so glänzende Stellung bereiten, wie Sie nur wünschen können. Ich gestehe zwar, daß ich das Zustandekommen dieser Verbindung außerordentlich gerne sehe, gleichwohl bin ich weit entfernt, Ihrer Neigung auch nur den geringsten Zwang aufzulegen. Ich lasse Ihnen volle Freiheit, sich für oder gegen meinen Wunsch zu erklären."

Indem der König aber die letzten Worte mit erhabener Majestät aussprach, nahm er eine Miene an, als wäre jeder Widerspruch unmöglich, und versetzte dadurch den schüchternen Prinzen in die größte Verlegenheit. Er hatte Dubois zwar das Versprechen gegeben, den Antrag des Königs nicht abzulehnen, doch war er immer noch unschlüssig; aber er wagte es nicht, dem Könige eine ausweichende Antwort zu geben und dadurch den Widerwillen zu verrathen, den er gegen jene Heirath empfand. Er hielt es für das Beste, sich auf den Willen seiner Eltern zu berufen, indem er sich dabei heimlich an die Hoffnung klammerte, daß seine Mutter ihre Zustimmung versagen würde.

Er stotterte daher in ängstlicher Verwirrung hervor: der König wäre Herr, und hätte zu befehlen, aber sein (des Herzogs von Chartres) Wille hinge von dem seiner Eltern ab.

„Das ist recht gut in andern Fällen," sagte der König, „allein hier handelt es sich um Ihren eigenen Willen; sobald Sie einwilligen, werden Ihre Eltern sich nicht widersetzen." Dann wandte er sich zu Monsieur: „Nicht wahr, mein Bruder?" Dieser stimmte ihm, zwar etwas widerstrebend, bei und Ludwig XIV fügte darauf schnell hinzu: „So handelt es sich also jetzt nur noch um die Einwilligung von Madame."

Digitized by Google

Er ließ diese bitten, sich zu ihm zu bemühen, und sobald sie erschien, begrüßte er sie aufs zuvorkommendste. „Er hege die Hoffnung, sprach er zu ihr, sie würde sich seinen und ihres Gatten Wünschen, denen der Herzog von Chartres beigestimmt hätte, nicht widersetzen. Wie sie wohl ahne, handle es sich um des jungen Herzogs Vermählung mit Mademoiselle de Blois, die er, der König, aufs innigste wünsche." Darauf wiederholte er kurz, was er schon dem Herzoge von Chartres gesagt hatte, und sprach noch einmal mit recht majestätischer Miene und als wenn er fest überzeugt wäre, daß sie von diesem Antrage entzückt sein müßte, seine Zuversicht aus, sie würde der Heirath ihre Zustimmung nicht versagen.

Die Herzogin von Orleans, die auf das Versprechen ihres Sohnes fest gebaut hatte und sich nun so unangenehm enttäuscht sah, mußte sich gefangen geben. Sie schleuderte ihrem Sohne und ihrem Gatten einen wüthenden Blick zu, sagte, daß, wenn jene es wollten, sie nichts dagegen sagen könnte, machte dann eine flüchtige Verbeugung und entfernte sich.

Ihr Sohn folgte ihr auf dem Fuße nach. Er wollte sie um Verzeihung bitten und ihr erklären, wie es zugegangen, daß er sein Versprechen nicht hätte halten können, aber es half nichts, daß er sich mit der Nothwendigkeit und dem Zwange, den ihm der Wille des Königs aufgelegt, entschuldigte; sie ließ ihn gar nicht zu Worte kommen. Unter einem Strom von Thränen ergoß sie sich in Klagen über seinen Ungehorsam und seine jämmerliche Feigheit, klagte ihn der Wortbrüchigkeit an und sagte ihm dann in ihrer etwas derben Weise: „Da er denn doch gegen ihre inständigsten Bitten und gegen sein ihr heilig gegebenes Versprechen sich mit einer solchen „Canaille" einlassen wollte, so würde sie niemals einen Fuß über die Schwelle seines Hauses setzen, und er dürfte sich ebenso wenig unterstehen, wenn künftig die üblen Folgen, welche sie von dieser schmählichen Verbindung voraussähe, eingetreten wären, ihr mit seinen Klagen lästig zu fallen." Dann wies sie ihm die Thür und er mußte sich entfernen.

Monsieur ward kein besserer Empfang zu Theil. Kaum war er in ihr Zimmer getreten, so warf sie ihm in zornigster Aufwallung seine unverzeihliche Schwäche, seinen Mangel an Gefühl für Anstand und Ehre vor und fragte ihn, ob er, der Sohn eines Königs, der künftige Ahnherr des Hauses Orleans, wohl eine so schmachvolle Befleckung seiner Familie verantworten könnte? — Jener wollte etwas erwiedern, aber sie unterbrach ihn, und indem ihre Erbitterung immer

Digitized by Google

höher anschwoll, versetzte sie ihn in eine solche Bestürzung und Verlegenheit, daß er sie eilig verließ, ohne auch nur ein einziges Wort gesprochen zu haben.

Am Abend fand die Verlobung in den Gemächern der Frau von Maintenon statt. Sie erregte, als sie dem Hofe bekannt ward, allgemeines Erstaunen, denn eine solche Fügsamkeit des Hauses Orleans in die Wünsche des Königs hatte man kaum für möglich gehalten. Ueberdies nahm man mit Befremden die Trauer, den Widerwillen und die verlegene Stimmung fast aller betheiligten Personen wahr. Monsieur war verschämt und fast ganz aus seiner sonst so sicheren Haltung gerathen, Madame irrte mit einer ihrer Vertrauten trostlos in den Sälen umher, das feuchte Schnupftuch in der Hand, die Augen voll Thränen, das Gesicht erglühend in zorniger Aufregung, und laut über die ihr zugefügte Schmach jammernd. — Die Einen bedauerten sie und ehrten ihren Schmerz, Andere spotteten über sie und verglichen sie mit Demeter, die ihre vom Hades geraubte Tochter von Zeus zurückverlangt. Der Herzog von Chartres verrieth durch seine niedergeschlagenen Mienen und seine verweinten Augen, wie wenig er sich auf seine Heirath freute, und die junge Braut war ängstlich und verlegen, da sie wohl merkte, daß die Familie, in die sie eintreten sollte, sie als einen unwillkommenen Eindringling betrachtete.

Nur der König war in heiterer Stimmung. Er freute sich des Sieges über seine willensstarke Schwägerin und bemühte sich während des ganzen Abends durch die liebenswürdigste Höflichkeit den in ihr kochenden Zorn zu besänftigen. Beim Souper bot er ihr von allen Schüsseln, die vor ihm standen, an, allein sie, die nichts genießen konnte, und deren Blicke fortwährend ängstlich über die Gesellschaft schweiften, als ob sie erfahren wollte, welche Miene der Hof zu der ihr zugefügten Kränkung machte, lehnte alle seine Artigkeiten mit barscher Kälte ab, ohne daß der König, der zu froh war, um ihr zürnen zu können, sich verletzt zeigte, und als er nach aufgehobener Tafel sie mit einer tiefen Verbeugung grüßte, erwiederte sie dieselbe nicht, sondern kehrte ihm den Rücken und verließ den Saal.

Am nächsten Morgen versammelte sich der Hof wie gewöhnlich im Vorsaale des Königs, um ihn nach beendigter Audienz in die Messe zu begleiten; auch Madame war anwesend. Der Herzog von Chartres näherte sich ihr, um, wie er jeden Tag that, ihr die Hand zu küssen; aber, anstatt sie ihm darzureichen, erhob sie dieselbe und

Digitized by Google

gab ihm eine derbe, schallende Ohrfeige. Der Herzog gerieth in die äußerste Scham und Bestürzung und der Hof in kaum geringere Verwunderung.

Einige Tage darauf fand die Hochzeit statt. (18. Febr. 1692.)

Aber Madame verharrte noch lange hernach in ihrem Schmerz. Sie war zu sehr in der Grundanschauung ihres Wesens verletzt worden; ihr Selbstgefühl, ihr Stolz hatten eine zu harte Kränkung erfahren. Nur mit Erröthen vermochte sie an das Aufsehen zu denken, das jene Heirath bei ihren auf Reinheit des Blutes und der Geburt so strenge haltenden Verwandten in Deutschland erregen würde. Sie fühlte sich beschämt, gedemüthigt, und war für lange Zeit einer ruhigen und heitern Stimmung entrissen. Konnte sie auch dem Könige gegenüber in der Aeußerung ihres Unwillens nicht beharren, so war sie doch gegen ihren Sohn und die ihr aufgedrungene Schwiegertochter nicht versöhnlicher geworden. Besonders diese Letztere behandelte sie mit abstoßender Kälte und vermochte sich selbst, als sie ihrem Sohne schon mehrere Töchter geboren hatte, nicht zu einem freundlicheren Verhalten zu entschließen. Als ihr aber endlich auch die Geburt eines Enkels gemeldet ward, da war sie doch zu erfreut und zu gutmüthig, um noch länger zürnen zu können; sie eilte hin, küßte ihre Schwiegertochter, nahm den kleinen Prinzen in die Arme und hob ihn freudig bewegt in die Höhe.

IX.

Der Abbé Dubois aber, der diese erste diplomatische Unterhandlung seines Lebens so rühmlich abgeschlossen zu haben glaubte (obwohl er eigentlich nur seine niedrige Gesinnung verrathen, denn ohne das geschickte Benehmen des Königs wären alle Künste seiner Ueberredung erfolglos geblieben), erglühte jetzt in gieriger Erwartung, mit welchen Auszeichnungen wohl der König seinen Eifer belohnen würde.

Er besaß nie eine zu geringe Meinung von seinen Verdiensten und war daher fest überzeugt, der König würde ihm, wenn er darum bäte, selbst die größte Gnade bewilligen.

Niemand zeigte sich jetzt häufiger in den königlichen Vorsälen, Niemand verbeugte sich tiefer und auffälliger, wenn der König durch sie hindurchschritt. Ludwig XIV, der ihm seine Begierde vom Gesichte ablas, erbarmte sich endlich seiner und redete ihn eines Tages

Digitized by Google

mit huldvoller Miene an. „Ah! da sind Sie ja, Abbé. Nun, Wir sind sehr erfreut, Sie zu sehen. Was kann man thun, um die Dienste, die Sie Uns erwiesen haben, zu belohnen?“ „Sire“, antwortete der Abbé ganz dreist, „Ihro Majestät könnten den innigsten Wunsch meines Herzens erhören, und mich dem heiligen Vater zur Cardinalswahl vorschlagen.“ — Der König glaubte kaum seinen Ohren trauen zu dürfen; auf eine tüchtige Unverschämtheit war er gefaßt gewesen, aber eine so ausschweifende Bitte hatte er denn doch nicht erwartet.

Er hätte ihm ins Gesicht gelacht, wäre verletzender Spott nicht gegen seine Gewohnheit gewesen; aber er kehrte ihm den Rücken zu und sagte, indem er sich entfernte: „Wahrhaftig, das erwartete ich nicht.“ Dann drehte er sich wieder um, trat dicht vor den Abbé, schaute ihn langsam von oben bis unten an, zuckte die Achseln und sprach: „Sie überraschen mich, mein Herr Abbé. Auf eine solche Bitte war ich nicht gefaßt. Der Sprung würde zu hoch sein, Monsieur Dubois, und nach so angenehmen Diensten, wie Sie Uns geleistet haben, würden Wir es bedauern, wenn Sie sich den Hals brächen. Nein, nein, Abbé, man muß nicht mit dem Ende anfangen. Erst wollen Wir dafür sorgen, daß Sie Brot haben, hernach wird sich auch schon das Uebrige finden, wenn es dem lieben Gott gefällt.“ — Damit mußte sich der beschämte und bestürzte Abbé für jetzt begnügen. Ein Jahr darauf erhielt er jedoch die Abtei von St. Juste.

X.

Man darf sich kaum darüber wundern, daß dieser Mensch zu einer Zeit, wo er noch gar keine wirklichen Verdienste sich erworben und nur gezeigt hatte, daß er gewandt, anstellig und mit einigen Kenntnissen versehen wäre, dafür daß er dem Könige bei einer niedrigen Intrigue geholfen, eine der höchsten Würden, die dieser überhaupt nur verleihen konnte, frech als Lohn zu begehren wagte. Schamlosigkeit war eben eines seiner Attribute und er hatte schon zu oft die glücklichen Erfolge einer kecken Dreistigkeit erfahren, um nicht jetzt, wo er an der Quelle der Gnaden stand und einem verheißenen Lohne entgegensah, zu vergessen, daß man bei den Versprechungen, die man ihm gegeben, doch immer nur eine seiner

Digitized by Google

Persönlichkeit und Stellung entsprechende Belohnung im Auge gehabt hatte.

Dann war auch eine später nur zu oft von ihm angewandte Maxime: man müsse die Fürsten bei den Gunstbezeugungen, die man von ihnen erbitten wolle, überrumpeln. Allein diesmal hatte er sich denn doch in den Persönlichkeiten geirrt. Der Regent konnte wohl in späteren Jahren, wenn er ihm seine maßlosen Unverschämtheiten aufdrängte, darüber anfangs herzlich lachen, dann sich ärgern, dann fluchen, sie abschlagen und doch zuletzt fast immer ihre Gewährung zusagen; — Ludwig XIV aber war aus anderem Stoff; sein Selbstgefühl verletzte sich an einer so anmaßenden Dreistigkeit, sein Stolz ward wachgerufen, und je größer die Bitte war, desto mehr empörte ihn die Kleinheit des Bittstellers, der sie auszusprechen wagte.

Dieses Contrastes war sich aber Dubois gar nicht bewußt; er verwechselte stets seine Talente mit seinen Wünschen und wähnte in seiner Eitelkeit, daß es kaum irgend etwas geben könnte, für das es ihm an Würdigkeit und Verdienst gebräche.

Er gehörte zu jenen Menschen, die, weil sie in kleinen Dingen gewandt zu sein vermögen und mit Mitteln, die ein würdiger Charakter sich schämen würde anzuwenden, ihre Zwecke oft erreichen, sich nun auch gleich für das Höchste berufen wähnen, die, weil es ihnen gelungen, durch verschlagene List ihre Umgebung zu dupiren, die übrige Welt für dumm und sich allein für klug halten.

Kaum jemals hat ein Mensch, der eine so große Rolle gespielt, so wenig wahres Talent wie er besessen, denn er war durchaus nur eine oberflächliche Natur. Weil aber eben alle seine Gaben auf der Oberfläche lagen, so hatte er oft größere Erfolge als edlere und begabtere Menschen, die, wenn sie handeln, aus der Tiefe ihres Wesens schöpfen wollen.

Ueber Schlauheit und List hat er sich niemals zu erheben vermocht. Der klare, ungetrübte Blick eines scharfsinnigen und umfassenden Verstandes ist ihm stets versagt gewesen. Tiefe Einsicht, Großartigkeit der Anschauungen, weise Berechnung der Pläne, Erhebung des Charakters hat er nie bewiesen, aber intrigante Feinheit, pfiffige Verschmitztheit, lügnerische Gewandtheit, kecke Rücksichtslosigkeit, das waren Gaben, die er besaß, und die er redlich anzuwenden verstanden hat.

Um ihn kurz zu charakterisiren: er hat nie mehr als die gemeine Seele eines niedrigen Lakaien besessen, der für die hündische

Digitized by Google

Kriecherei, mit der er sich Höhergestellten anschmeichelt, sich an Anderen durch groben Trotz und boshafte Unverschämtheit rächt. Häßlich und lasterhaft, unehrlich und ränkevoll, lügenhaft, falsch und gewissenlos hat er sich kaum einer einzigen Eigenschaft rühmen können, die auch nur im geringsten mit dem durchweg unangenehmen Grundzuge seines Charakters versöhnt hätte. Er war eben eine gemeine Natur, die durch nichts veredelt werden konnte, ein Heuchler ohne Maske.

Aber nichts zeichnete ihn mehr aus als seine Habsucht und sein Ehrgeiz. Alles, was er nicht besaß, erregte seinen Neid; nichts, was er über sich erblickte, lag außer seinen Wünschen.

Die Herzogin von Orleans verglich ihn daher gerne mit einem Fuchse, der aus seinem Loche schlüpft und auf ein Huhn lauert, und es ließ sich in der That kaum ein glücklicherer Vergleich auf ihn anwenden. Denn gerade so lüstern wie ein Fuchs hatte er beständig seine Augen auf ein lockendes Ziel gerichtet, und ebenso listig, ebenso gewandt, ebenso geduldig schlich er dann so lange um dasselbe herum, bis es ihm endlich gelungen, es zu erhaschen. Allein kaum hatte er es erreicht, so regte sich auch schon ein neuer, größerer Wunsch in seiner Brust, der ihm nicht Ruhe ließ, bis er auch ihn zu den erfüllten zählte.

Es ist ihm später das zu Theil geworden, was er in seiner Jugend so unverschämt zu erbitten wagte, aber selbst die Verwirklichung dieses Lieblingswunsches, den sich sein Ehrgeiz schon am Anfange seiner Laufbahn als Zielpunkt hingestellt hatte, vermochte ihn nicht zu befriedigen. Er strebte höher, sah auch diesen Wunsch erfüllt, und doch, als er dann zuletzt der fast unumschränkte Verwalter eines der ersten Staaten Europa's geworden und man hätte glauben sollen, daß nun doch endlich sein Ehrgeiz befriedigt und die Lüsternheit seines Sinnes zum Schweigen gebracht wäre, quälten ihn immer noch neue Wünsche und er starb auch wirklich unbefriedigt.

Wohl hatten daher die Recht, die behaupteten, daß Nichts die Habgier dieses unersättlichen Menschen zu stillen vermöchte; wäre er Cardinal geworden, so wollte er Papst werden, und wenn er Papst geworden, dann würde er den Herrgott selbst von seinem Himmelsthron verdrängen oder, was für eine so schmutzige Seele wohl ein passenderer Wunsch wäre, den Teufel aus seiner Hölle vertreiben wollen.

Digitized by Google

XI.

Fragt man sich nun aber, wie es möglich war, daß eine so elende Natur, die noch dazu so gänzlich des gefälligen, einschmeichelnden Aeußeren einer feinen Bildung ermangelte, auch noch über die Jugendjahre hinaus einen ihr so weit überlegenen Geist, wie den des Herzogs, sich zu unterwerfen vermochte, so müssen wir gestehen, daß es vor allem die Haltungslosigkeit des Herzogs war, die diese Herrschaft veranlaßte. Es war ihm Bedürfniß, sich an einen stärkeren Charakter anzulehnen, aber die Stärke, die er begehrte, sollte keine starre, unlenksame sein, sie sollte fügsam und geschmeidig jedem Drucke seiner Hand nachgeben.

Wohl waren edle Männer in seiner Nähe, die er achtete und die sein Vertrauen besaßen, von denen er wußte, daß sie ihm mit treuer, uneigennütziger Freundschaft zugethan waren; aber sie waren ihm zu moralisch, zu ernst; die Strenge ihres Lebenswandels beengte ihn, der stets zu nachgiebig gegen sich selbst war und nie seine sanguinischen Begierden zu zähmen verstand. Ihr vorwurfsvoller Blick, ihre liebreiche Besorgniß, ihre Vorstellungen und Ermahnungen würden ihn belästigt haben. Er brauchte Jemanden, der ihm das Erröthen ersparte, mit mephistopheliſcher Bereitwilligkeit seinen Wünschen zuvorkam, den Weg ihm ebnete und Rosen auf die Bahn des Lasters streute. Das that der Abbé. Niemand besaß ein feineres Verständniß seiner Neigungen, Niemand war geeigneter, ihnen gerade so zu dienen, wie es des Herzogs bequeme Genußsucht wünschte.

Und Dubois war, seitdem er erfahren, daß er von Seiten des Königs nichts zu hoffen hätte, nur um so bereitwilliger, sich durch solche Dienste unentbehrlich zu machen. Er befliß sich des Prinzen Sinnlichkeit zu kitzeln, die in seiner Seele erweckte Flamme schwelgerischer Wollust fortdauernd zu nähren und ihm zugleich solche Grundsätze einzuprägen, die seinen Begierden keinen Zwang auflegten. Er schmeichelte seiner Sittenlosigkeit, sagte, daß ein Fürst über den conventionellen Gesetzen stände, und stellte ihm sogar ein debauchirtes Leben als ein Mittel dar, der Eifersucht und dem Mißtrauen des Königs zu entgehen.

Dann schmeichelte er beständig dem Selbstgefühle des jungen Prinzen, rühmte in liebedienerischer Uebertreibung dessen große Talente und überredete ihn, daß er einen zu guten Verstand besäße,

Digitized by Google

um noch seine Gedanken von den thörichten Fesseln der Religion, die nur ein für dumme Menschen brauchbarer Aberglaube wäre, beengen lassen zu dürfen. Und als ein Mensch, der grundsätzlich jede Tugend leugnete, der rücksichtslos auch das schlechteste Mittel für seine Zwecke anwendete, bemühte er sich sogar endlich, weil es ihm eben vor allem auf die moralische Verderbtheit des Herzogs ankam, ihn auch noch durch die schlüpfrigsten und entsittlichendsten Grundsätze der Ehrenhaftigkeit des Charakters zu berauben.

Gewissenhaftigkeit, Redlichkeit, Tugend, sagte er, wären nur veraltete Vorurtheile, ein erbärmlicher Nothbehelf für schwächliche Seelen; — ein ehrlicher Mann wäre der, welcher am besten die Kunst verstände, zu verbergen, daß er es nicht wäre. Wer über seiner Zeit stehen wollte, dem müßten Laster und Verbrechen hohle Begriffe, und alles müßte ihm gut sein, vorausgesetzt, daß es seine Zwecke fördere und nicht allzu sichtbar gegen die Vorurtheile der schwächeren Welt verstieße. Diese ließe sich aber nur regieren, wenn man sie hintergehe, sie täusche, wenn man gegen sie mit seinem Worte spiele; — ein Fürst, der nicht zu lügen verstehe, wäre kein wahrer Fürst.

Das war die praktische Philosophie Dubois', der nur das Laster kannte, nur an das Laster glaubte. Qui nescit dissimulare, nescit regnare, pflegte er dann wohl mehrmals zu wiederholen, da er es liebte seine Reden mit lateinischen Sentenzen zu beschließen, und blickte dabei selbstgefällig seinen Zögling an, eitel auf seine tiefe Menschenkenntniß und doch so sehr die echte Menschennatur verkennend, daß er die Lüge für die Cardinaltugend eines großen Mannes hielt.

Natürlich mußten solche machiavellistische Grundsätze, frühzeitig einem arglosen Gemüthe eingeimpft, dasselbe verderben. Zugleich mußten sie aber auch der Unerfahrenheit eines genußsüchtigen Jünglings imponiren. Der Herzog ließ sich von ihnen blenden, hielt sie für wahr und liebte den, der sie ihm lehrte.

Später freilich, nachdem sein Urtheil gereift und die Erfahrung auch ihn über den wahren Werth seines Erziehers mehr aufgeklärt hatte, fing er an, ihn zu verachten, aber er vermochte nicht mehr, sich von den Grundsätzen loszureißen, die er von ihm empfangen hatte, und die Gewohnheit, diese böse Lehrmeisterin, ließ ihn selbst dann noch seinen Rathschlägen ein Ohr leihen, als er schon wußte, daß sie einem grundverdorbenen Herzen entflossen.

Er war eben schwach und der Abbé kannte diese Schwäche nur

Digitized by Google

zu gut, verstand es zu geschickt, sie auszubeuten. Mit jedem Wege vertraut, der zu seinem Ohre und in sein Herz führte, brauchte er nur zu schmeicheln, seinen Sinnen ein Vergnügen zu versprechen, oder mit seiner geschliffenen Zunge seine witzelnden Sarkasmen vorzutragen — und er hatte den Herzog gewonnen, selbst wenn dieser ihm zürnen wollte. Und er ließ auch mit sich zürnen, ja, ließ sich sogar schlagen, wie einen gemeinen Lakaien behandeln — — war dann der Sturm vorüber, das wußte er schon, so stand er in größerer Gunst als je zuvor.

Solche Scenen waren nicht selten; denn die sich nie verleugnende Unverschämtheit Dubois' machte oft das Joch, das er dem Herzog aufgelegt hatte, allzu fühlbar. Dann war dieser entschlossen, es abzuwerfen, hieß ihn gehen, und verbot ihm, jemals wiederzukommen. Doch jener gehörte zu den Leuten, die, zur Thür hinausgeworfen, zum Fenster wieder hineinsteigen. Schon am nächsten Tage machte er seine gewöhnliche Aufwartung und der Herzog war froh, daß er sein Verbot vergessen. Er wußte es ihm sogar besonderen Dank, legte ihm seine Rückkehr als ein Verdienst, ein Zeichen seiner treuen Anhänglichkeit aus und wollte nicht merken, daß jenen nur sein Interesse wieder herbeigezogen.

Dubois war so schlau, absichtlich solche Auftritte herbeizuführen, da er richtig voraussah, daß eben durch die öftere Wiederholung derselben die Bande der Gewohnheit sich immer mehr befestigten. — Diese Gewohnheit war eine Hauptschwäche des Herzogs. Wie auf seinen Großvater, seinen Oheim, seinen eigenen Vater, machte auch auf ihn der Schlendrian ein fast gewaltsames Recht geltend, und nie vermochte er sich von dem, was einmal zu ihm in Beziehungen getreten und diese Beziehungen geschickt zu erhalten oder zu erneuern verstand, freiwillig loszusagen.

Dubois wußte das und blieb deshalb nie gerne lange von ihm entfernt. Als er einmal nach einer etwas längeren Abwesenheit erfahren, der Herzog wäre gegen ihn erkaltet, sagte er zu seinen Vertrauten: „Der Zauber ist zerstört, die Freundschaft ist nur eine Gewohnheit; so lange ich ihm auf dem Rücken saß, ging er, wohin ich ihn haben wollte; jetzt, da er meine Sporen nicht mehr fühlt, hat er mich vergessen. Man darf ihn nicht aus den Augen lassen; ich muß augenblicklich zu ihm zurückkehren."

Kurz bevor dem Herzog der Oberbefehl des Heeres in Italien ertheilt worden, war Dubois bei ihm in Ungnade gefallen, und lebte auf einer seiner Abteien. Kaum vernimmt er des Herzogs Er-

Digitized by Google

nennung, so fliegt er auch schon herbei, fällt ihm zu Füßen und bittet ihn, sich doch seiner als Secretär zu bedienen. Der Herzog lehnt es ab; er aber läßt sich nicht abweisen, reist dem Herzoge nach Italien nach, und noch ist kein Monat verflossen und er ist schon sein Secretär, sein Adjutant, kurz sein allmächtiges Factotum.

Nicht so glücklich war er bei des Herzogs Feldzug in Spanien. Die Fürstin Orsini, die von seinem intriganten Geiste vernommen, hatte, als ihr die Liste der Begleiter des Herzogs vorgelegt worden war, ihn namentlich aus dessen Gefolge ausgeschlossen. Dubois war in Verzweiflung, aber es half nichts, der Prinz war unfähig, seinen Wunsch zu erfüllen. Gegen ein ausdrückliches Verbot der Fürstin Orsini war er ohnmächtig. „Gewähren Sie mir dann wenigstens", bat Dubois ihn darauf, „ein Zeichen Ihrer Gunst; man würde sonst glauben, ich hätte Ihr Vertrauen eingebüßt." — „Das sollst Du haben", sprach der Herzog, „finde Dich bei meiner Abreise ein." — Dubois that es und als jener schon im Wagen saß, suchte er ihn mit den Augen aus der versammelten Menge heraus, rief ihn herbei, ließ ihn auf den Tritt steigen und umarmte ihn zu wiederholten Malen. Dubois war entzückt, sich so vor aller Welt geehrt zu sehen.

Nach des Herzogs Rückkehr aus Spanien lebte er wieder in den vertrautesten Verhältnissen bei ihm; jedoch so lange Ludwig XIV lebte, konnte ihm der Herzog, der sehr übel bei Hofe angeschrieben war, nur wenige und geringe Gunstbeweise ertheilen. Die Zeit des Glückes war für Dubois noch nicht gekommen.

Nur ein einziges Mal wich Ludwig XIV von der Abneigung, die er gegen den unverschämten Bittsteller gefaßt hatte, zu seinen Gunsten ab; er erlaubte ihm, da sich der Herzog von Chartres sehr eifrig für ihn verwandt hatte, als Gesandtschaftssecretär nach London zu gehen. „Jedoch", fügte er, als er seine Einwilligung ertheilte, spottend hinzu, „nur unter der Bedingung erlaube ich Ihrem Abbé, nach London zu gehen, daß er mir nicht nach seiner Rückkehr mit seinen Cardinalsgesuchen lästig fällt."

Als katholischer Geistlicher durfte er damals nicht mit den Abzeichen seines Standes in England auftreten; er erschien deshalb als Chevalier Dubois. Ihm war kein allzu günstiger Ruf vorausgegangen; sein sittenloser Lebenswandel, sein freches Prahlen mit atheistischer Freigeisterei, seine cynische Weltverachtung waren auch jenseit des Canals bekannt geworden. Allein von St. Evremont, der nun schon seit mehr als dreißig Jahren im Exile lebte, vom

Digitized by Google

Herzog von Ormond und Lord Stanhope in die Gesellschaft eingeführt, waren ihm, mit Ausnahme des Hofes, doch bald die meisten feineren Cirkel Londons bereitwillig geöffnet. Man fand Geschmack an seinem originell-kaustischen Wesen; die intimen Verhältnisse, in denen er zum Herzog von Chartres stand, ertheilten ihm ein gewisses vornehmes Relief, und als eine durch und durch heuchlerische Natur verstand er es auch, durch einschmeichelnde Gewandtheit, durch das Anlegen der jedesmal passenden Maske, sich überall beliebt zu machen.

Besonders fand sich Lord Stanhope zu ihm hingezogen. Dieser machte selbst Anspruch auf den Ruf eines esprit fort und fand Vergnügen an der Gesellschaft eines Menschen, der noch größere Fortschritte in der Philosophie des Unglaubens gemacht, als er selbst, noch tiefer in die Mysterien des Lasters eingeweiht war, und der der Selbstständigkeit seines Wesens und Charakters ein noch pikanteres Gepräge durch den Reiz seines ätzenden Humors zu verleihen verstand. Ihr Verkehr steigerte sich bald zu den vertrautesten Beziehungen, die sich selbst jetzt schon, da Dubois sich vom englischen Ministerium bezahlen ließ — „pour accorder les intérêts de Louis XIV avec ceux de Guillaume III", wie er seine Käuflichkeit entschuldigte, — und Stanhope hierbei den Vermittler spielte, nicht völlig auf die Grenzen freundschaftlicher Geselligkeit beschränkten, und in weit späterer Zeit, in einer Zeit, wo beide mit maßgebendem Einflusse auf die Geschicke Frankreichs und Englands einwirkten, die wichtigsten Folgen haben sollten.

Aber wie schon damals der ernstere Engländer vor dem posirlichen Franzosen den Vorzug einer männlichen Natur voraus hatte und selbst in ihren gemeinsamen Orgien und ihrer oft obscönen Ausgelassenheit Jenem mit dem Uebergewichte vornehmer Kälte imponirte, so trat auch in ihrer späteren politischen Beziehung dieses Verhältniß eines Patriziers zu seinem plebejischen Clienten hervor: Dubois stets willfährig, dem Gefallen des Lords seinen Charakter, seine und seines Landes Würde zu opfern, Stanhope mit wohlgefälligem Lächeln Jenes taktlose Selbsterniedrigung ermunternd, innerlich aber die eitle Beschränktheit dieser gemeinen Seele verspottend. — „Maître Guillaume", sprach er einst zu ihm im vertraulichen Scherze, „Ihr habt den Geist eines Sancho Pansa"; — und auch in dem späteren Cardinal sah er kaum etwas anderes als einen bäurischen Possenreißer.

Während seines Aufenthaltes in London wohnte Dubois im

Digitized by Google

Hotel seines Vorgesetzten, des Herrn von Tallard, der, wenig beliebt, sich keiner großen Zuvorkommenheit von Seiten der englischen Gesellschaft erfreute. Die Gunst, in der Dubois stand, und die Auszeichnungen, die ihm von den vornehmsten Kreisen zu Theil wurden, erregten daher den Neid des Gesandten, und da er zugleich zu bemerken glaubte, daß Dubois sich in seiner anmaßenden Weise fast die Vorrechte seiner eigenen Würde anzueignen strebte, ja da er zu befürchten begann, die Intriguen seines Secretärs möchten ihm seinen Posten rauben, und er überdies zu seinem großen Aerger erfahren, daß man bei den Orgien, die Dubois mit seinen englischen Bekannten feierte, seiner (des Gesandten) in keineswegs geziemender Weise Erwähnung thäte, so fühlte er seine Würde zu sehr verletzt und seine Interessen zu sehr bedroht, um nicht auf das dringendste beim Marquis de Torcy, dem Secretär der auswärtigen Angelegenheiten, um des Abbé's Abberufung anzuhalten. Als passenden Vorwand für diese Forderung bediente er sich dabei geschickt des ihm zu Ohren gekommenen Gerüchtes von den geheimen Beziehungen, die sich zwischen Dubois und dem englischen Ministerium angesponnen, und ließ es an nichts fehlen, dieselben als eine höchst gefährliche Verrätherei Dubois' darzustellen. Gleichwohl blieben seine Vorstellungen anfangs erfolglos, und erst als er an Ludwig XIV selbst geschrieben, seine Klagen wiederholt und verdoppelt und dann hinzugefügt hatte, zwei Gesandte wären für den Dienst des Königs in London nicht erforderlich, er bäte daher Seine Majestät, entweder ihn selbst seines gesandtschaftlichen Charakters zu entheben, oder den Abbé, der ihm alle Ehren der Gesandtschaft streitig mache, abzuberufen, glaubte das Ministerium seine Vorstellungen nicht länger unbeachtet lassen zu können, und übersandte Dubois eine lettre de cachet, mit dem gemessenen Befehl, augenblicklich nach Frankreich zurückzukehren. Jener gehorchte, verließ aber London mit großem Bedauern.

Den Tag nach seiner Ankunft in Paris begab er sich nach Marly, wo sich der Hof damals aufhielt. Als ihn der König, der sich gerade im Garten befand und seinen Gärtnern Befehle ertheilte, erblickte, erzeigte er dem Abbé die Ehre, ihn zu grüßen, und als sich dieser ihm dann unter tiefen Verbeugungen genähert, blickte er ihn lächelnd an und sprach: „Das haben Sie von Ihrem Geistreichthun, Abbé. Mit so viel Geist kommt man nicht durch die Welt. Man darf nicht zu viel Verdienst besitzen, sonst zieht man sich Händel zu."

Digitized by Google

XII.

Kehren wir zu Dubois' Zöglinge, dem Herzoge von Chartres zurück.

Hätte dieser einen kräftigen und eigenwilligen Charakter besessen, so wäre unter der Leitung jenes lasterhaften Menschen eine Neronische Natur aus ihm geworden; aber seine Seele war weich, nachgiebig und indolent; ihm fehlte die Kraft und die Hartnäckigkeit eines bösartigen Charakters.

Er ward nur ein leichtsinniger Genußmensch, ebenso fern von der Tugend wie von dem Verbrechen; gutmüthig aber schwach, geistreich aber der Schwerkraft des Menschen, eines festen Willens, entrathend; nicht ohne Anlage für das Höhere und Edlere und momentan von dem Gefühle der Größe elektrisirt, aber zu wenig ausdauernd, um mit sich selbst bezwingendem Eifer ihr nachzustreben; fähig selbst in die Tiefen des Geistes hinabzusteigen, aber von der schillernden Oberfläche gefesselt, in Frivolitäten seine Kraft vergeudend und den Ruhm eines großen Lebens dem kleinlichen Genusse des Augenblickes opfernd.

War er aber auch nichts weniger als ein vollwichtiger Charakter, so besaß er gleichwohl etwas, das vielleicht im Stande war, die meisten seiner Fehler wieder aufzuwiegen, ein ritterliches Ehrgefühl.

Trotzdem der schädliche Einfluß seines grundverdorbenen Erziehers fast alle seine Geistesblüthen verfälscht hatte, war doch der innerste Kern seines Wesens, ein edler Sinn, ein braves Herz, unberührt geblieben. Er war vollkommen frei von jeder niedrigen Gesinnung; Großmuth und eine wahrhaft fürstliche Hochherzigkeit sind Tugenden gewesen, die ihn während seines ganzen Lebens ausgezeichnet haben.

Nie hat er in kleinlicher Weise ein Unrecht gerächt, das man an ihm begangen; nie hat er sich überhoben, selbst nicht als ihm die Fülle der Macht zu Gebote stand; menschenfreundlich und wohlwollend, stellte er sich stets Allen, die ihm nahe kamen, gleich und versöhnte selbst die, welche an seinen Fehlern Anstoß nahmen, durch geistvolle Geschliffenheit und liebenswürdige Grazie mit der gutmüthigen Schwäche seines Charakters.

Digitized by Google

XIII.

Die Ehe, zu der er sich hatte verleiten lassen, war nicht glücklich. Seine Gemahlin war unliebenswürdig; eine der selbstgefälligen Frauen, die, weil sie sich für zu vollkommen halten, alle Welt durch ihre kalte Tugend zurückstoßen. „Sie meint," schildert ihre Schwiegermutter sie, „ihres Gleichen sei nicht in der Welt an Schönheit, Verstand und allerlei Perfectionen. Ich vergleiche sie allezeit mit Narcisse dans sa gloire, so sich continuirlich im Spiegel besiehet." — Sie war zu stolz auf den König, ihren Vater, um auch nur die geringste Rücksicht auf ihre Mutter zu nehmen. Man sagte daher nicht unwitzig von ihr, sie sei eine Minerva, die keine Mutter anerkenne, und sich nur rühme, Jupiters Tochter zu sein.

Weil ihr Gatte nur der Enkel eines Königs war, so glaubte sie ihm mit ihrer Hand noch eine allzuhohe Ehre angethan zu haben, und, anstatt sich zu bemühen, ihn zu fesseln, stieß sie ihn unaufhörlich durch verächtliche Kälte zurück.

Er sollte sie anbeten wie eine erhabene Gottheit; aber sie selbst wollte auch nicht einmal den Versuch machen, ihm zu gefallen und ihn für sich zu gewinnen. Er war gutmüthig und kam ihr trotz ihrer affectirten Kälte oft mit freundlicher Vertraulichkeit entgegen; aber sie nahm sie nicht an, sie wollte keine Vertraulichkeit; eine steife Förmlichkeit sollte stets als trennende Scheidewand zwischen ihr und ihm bestehen.

Sie war nicht ohne Verstand, aber dieser Verstand besaß nur Schärfe, keine Anmuth. Ihr Herz war leer, ihre Gefühle wie ihr ganzes Wesen träg und indolent, und ihre Gestalt, die fast nie aus einer passiven Unbeweglichkeit in warmes Leben überging, nicht reizend genug, um der Sinnlichkeit ihres Gatten auf Kosten aller seiner übrigen Neigungen für immer zu genügen.

Er entfernte sich daher bald von ihr, die er wegen ihres maßlosen Stolzes gerne Madame Lucifer nannte, und zog es vor, seine Gunst dort anzubieten, wo sie eine freundlichere Aufnahme fand. Er hatte ein geselliges Herz und da ihm die Freuden einer angenehmen Häuslichkeit versagt waren, so ließ er sich von seiner Neigung zu sinnlichen Genüssen leicht wieder in die Gesellschaft der Wüstlinge und Buhlerinnen, mit denen er schon früher seine Tage verlebt, zurücklocken.

Digitized by Google

XIV.

Er war jung, kräftig, leidenschaftlich, erfüllt von Widerwillen gegen die eingegangene Ehe, unbeschäftigt und von seiner Muße gelangweilt und hatte nie gelernt, dem Reize eines schmeichelnden Vergnügens zu widerstehen. — Das Beispiel der jungen Edelleute seines Alters, die schändlichen Lockungen seines satyrartigen Mentors, die aufsichtslose Freiheit, die er seit seiner Verheirathung genoß, endlich seine träge Zwanglosigkeit, der der Cynismus der Unmoralität mehr zusagte, als die steife Förmlichkeit eines abgezirkelten Hofceremoniells — alles vereinigte sich, ihn Lastern entgegenzuführen, die seiner Genußsucht zu viele pikante Freuden versprachen, um ihnen widerstehen zu können.

Bald stürzte er sich denn auch mit dem rücksichtslosesten Leichtsinn einer sanguinischen Natur in die wilden Strudel der Ausschweifung. Er überbot sich sogar selbst in seinen Thorheiten, bis zuletzt nur noch die rauschendsten Vergnügungen, die wüstesten Gelage, die ausgelassenste Fröhlichkeit, die liederlichste Unzucht seinen heißblütigen Begierden genügten. Wenn der Lärm, der Exceß fehlte, wenn man nüchtern blieb und sich nicht in tobender Trunkenheit wälzte, dann empfand er kein Vergnügen und langweilte sich. — Keiner seiner Zechgenossen war so lasterhaft, so wüst in seinem Benehmen, so schamlos in seinen Reden, wie gerade er. Denn er machte sich eine besondere Ehre daraus, sich nicht vermöge seines hohen Ranges, sondern durch die Maßlosigkeit seiner Ausgelassenheit bei diesen Gelagen hervorzuthun.

Nicht als ob seine Gesinnungen wirklich so cynisch gewesen wären, wie er sie oft zur Schau zu tragen liebte; im Gegentheil, er besaß ein feines Gefühl und war mit Schönheitssinn begabt, aber er hielt eine so ungezwungene Verhöhnung der Sitte und des Anstandes nun einmal für genial, und wie es so oft geschieht, wenn man gegen seine inneren Gefühle sündigt, die Eitelkeit des Lasters riß ihn häufig weiter fort, als er ursprünglich beabsichtigte.

Auch seine Religionsspötterei, die oft auf das frivolste den heiligsten Ideen und Gefühlen, die sich nur in der Menschenbrust regen können, Hohn sprach, war kein wirklicher Atheismus. Es war ein frevelndes Spiel mit der Autorität des religiösen Herkommens, ein selbstgefälliges Zurschautragen freigeistiger Ansichten, die sogar der Logik des Raisonnements entbehrten. Denn der Prinz hatte

Digitized by Google

sich durchaus noch nicht die Mühe gegeben, über diese Dinge wirklich nachzudenken; er sprach nach, was sein Erzieher ihm gelehrt, und weil er einen unklaren und verschwommenen Begriff von philosophischen Doctrinen in sich aufgenommen, glaubte er sich schon auf der Höhe der Erkenntniß und vollkommen berechtigt, verachtungsvoll auf den Nebel eines frommen Aberglaubens herabzublicken.

Deshalb prunkte er mit seinem Unglauben, deshalb wählte er mit raffinirter Affectation gerade die auffälligsten Gelegenheiten, um seine Emancipation von den kirchlichen Formen zu zeigen, feierte er gerade vorzugsweise an den Tagen, welche der öffentlichen Andacht geweiht waren, die lärmendsten und wüstesten Orgien.

Aber er belog sich selbst; auch seine Augen umhüllte eine dichte Binde des Vorurtheils.

Allerdings mußte, da er sich fast nur von sinnlichen Eindrücken bestimmen ließ und allein nach sinnlichen Vergnügungen haschte, Alles, was diesem Epikuräismus entgegentrat, unangenehme Empfindungen in ihm erwecken. Er mochte sich daher wohl aufgefordert fühlen, die anspruchsvolle Autorität eines mit seinen Neigungen so sehr disharmonirenden Glaubens zu bekämpfen und dessen Wahrheit mit seiner Dialektik wegzuleugnen. Aber er konnte nicht aus seiner Brust Gefühle ausrotten, die, tiefer und mächtiger als sein Verstand, gegen dessen Sophismen appellirten, und hätte er sich nur selbst Recht widerfahren lassen, so würde er erkannt haben, daß sein Unglaube ebenfalls eine Art von Aberglauben war.

Gerade durch sein Prunken mit Irreligiosität bewies er nur, daß er sich weit weniger des ruhigen und sicheren Besitzes einer durch die Mühen der Forschung langsam errungenen Erkenntniß bewußt war, als daß er die Zweifel und Bedenken seines Geistes, die störende Stimme seines Gewissens betäuben wollte. Wie hätte er auch wohl sonst so oft mit der eitelsten Neugier den nichtigsten Mysterien nachforschen, wie hätte er sich von Wahrsagern berathen lassen und deren Aussprüchen Glauben schenken dürfen?

Er gehörte zu den Menschen, deren Geist überhaupt spiritualistischen, der Sinnlichkeit entrückten Fragen wenig zugänglich ist und die es ihrer Bequemlichkeit entsprechend finden, so lange es ihnen gut geht, das abzuleugnen, dessen Annahme sie in ihrem Schlendrian stören könnte, die aber, sucht eine herbe Prüfung sie heim, mit Aberglauben wieder gut machen, was sie im Unglauben gesündigt.

Zwar hat auch ihn mancher Schmerz getroffen, zwar hat er sich oft in Lebenslagen befunden, die ihn wohl zur Einkehr in sich selbst

Digitized by Google

und zum Erforschen der tieferen Bezüge unseres Wesens hätten auffordern sollen; aber wie bitter auch diese Leiden waren, sie waren doch nicht der Art, um seinen weltlich gesinnten Geist auf den Ernst der Religion hinzuleiten; sie waren dazu nicht innerlich, nicht persönlich genug. Statt sein Selbstgefühl zu knicken, stachelten sie es nur noch mehr auf.

Hätte er aber das Unglück gehabt, einer langwierigen und schmerzlichen Krankheit zu verfallen, hätte sich ihm so recht das qualvolle Gefühl menschlicher Hülflosigkeit aufgedrängt, oder hätte sich sein Tod langsamer vorbereitet, als er ihn ereilte: er würde gewiß, wenn auch nicht die Zuversicht eines frommen Glaubens, so doch die Regungen einer ängstlichen Furcht verrathen und vielleicht sogar zu Reliquien und Weihwasser seine Zuflucht genommen haben.

XV.

Seine Eltern thaten seiner ausschweifenden Lebensweise keinen Einhalt. Obwohl seine Mutter sein Betragen durchaus nicht billigte, war sie doch vielleicht im Herzen froh, daß der König jetzt erfahren mußte, welche Früchte eine so erzwungene Heirath trüge, und Monsieur war gleichfalls nicht geneigt, sich seiner Schwiegertochter anzunehmen, da der König die bei dem Heirathsantrage seinem Sohne gegebenen Versprechungen, noch immer nicht erfüllt hatte.

Monsieur's Eitelkeit litt unter dieser Vernachlässigung, zumal er sehen mußte, wie sehr die Bastarde des Königs, der Herzog du Maine und der Graf von Toulouse, von demselben bevorzugt wurden und alles das erlangten, was ihm für seinen Sohn zugesagt und nicht gehalten worden war.

Er that deshalb, als wäre ihm die Aufführung desselben völlig unbekannt, und wenn ihm der König, wie er es oft that, Vorstellungen machte, so erwiederte er: „der König hätte die Heirath gewollt, hätte seine Einwilligung erzwungen, und dürfte jetzt unmöglich ihn für die nachtheiligen Folgen dieser Verbindung verantwortlich machen.“

Vielleicht aber wäre es gut für den Herzog von Chartres gewesen, wenn seinen Ausschweifungen ein ernster Widerspruch entgegengetreten wäre. Er würde dann doch nicht so gänzlich der Gewohnheit lasterhafter Sinnlichkeit verfallen sein. Aber in dem

Digitized by Google

Falle hätte man auch seiner Zügellosigkeit nicht blos wehren, man hätte seinem lebensvollen Thatendrange ein angemessenes Feld der Wirksamkeit einräumen müssen.

XVI.

Besitzt Jemand einen lebhaften Geist und empfindet er das Bedürfniß einer in unmittelbarer That sich äußernden Entfaltung seiner Kräfte, so kann er, falls diese ihm versagt wird, nur noch zwischen zwei Wegen wählen: dem Laster oder den Studien.

Wenngleich die Erziehung die natürliche Fähigkeit seiner glücklichen Verstandeskräfte in hohem Grade entwickelt hatte, so besaß doch der Herzog von Chartres nicht jene arbeitsame Stätigkeit, jene Begeisterung für das Wissen, um in den mühevollen Anstrengungen und dem langsamen Erfolg wissenschaftlicher Forschungen oder künstlerischer Studien eine ausreichende Befriedigung für die Bedürfnisse seines Naturells zu finden.

Zwar wollte er Alles wissen, aber in oberflächlichem Dilettantismus. Er wollte wissen, ohne gründlich zu lernen, und es war daher natürlich, daß er, sobald er es wußte, nicht mehr rechte Freude daran empfand. „Er weiß", schrieb seine Mutter von ihm, „die Musik auf ein Ende, und componirt nicht übel; er malt sehr artig, versteht viele Sprachen und liest gerne. Er versteht Chemie, er begreift leicht die schwersten Künste. Alles dieses kann nicht hindern, daß ihm nicht Alles Langeweile macht."

Die Langeweile war ihm gleichsam angeboren, denn es war ihm fast unmöglich, ohne äußere Anregung sich selbst zu genügen, oder auch nur eine Thätigkeit zu wählen, die eine concentrirte Sammlung seiner Geisteskräfte erfordert hätte. Ihm fehlte die Ausdauer und er vermochte nicht, sich mit anhaltender Stätigkeit organisch in einen Zweck hineinzuleben. Er streifte nur den Genuß, der im Erkennen oder in dem künstlerischen Wirken liegt, aber er ergründete ihn nicht, und eben weil er ihn nicht ausschmeckte, weil ihn die Gewohnheit der Zerstreuung der Fähigkeit beraubt hatte, sich von dem Interesse eines einzigen Gegenstandes fesseln zu lassen, so reizte ihn nur das Neue, aber — das Neue war sobald wieder alt geworden.

Nur in der Bewegung fühlte er sich wohl, nur ein Leben der

Digitized by Google

frischen That befriedigte sein Inneres. Aber der Wirkungskreis, in dem er dieser Neigung hätte folgen können, war ihm verschlossen.

XVII.

Die argwöhnische Vorsicht Ludwig's XIV liebte es nicht, daß die Prinzen seines Hauses an den Lebensäußerungen seines Staates Antheil nahmen; sie sollten seinen Hof zieren, aber der Politik fern bleiben, sie sollten sich durch ihren Rang auszeichnen, aber sich nicht Verdienste erwerben, welche die seinigen hätten in den Schatten stellen können. Er wollte sich des ungetheilten Besitzes der Macht so lange als möglich erfreuen, und Niemand erheben, den er nicht ebenso leicht vernichten, wie erschaffen konnte.

Seitdem er auf die Selbstregierung Anspruch gemacht hatte, war kein Prinz vom Geblüt zum Staatsrath gezogen, und nur selten und ungerne war ihnen ein Commando anvertraut worden. Als Monsieur, sein Bruder, jenen Sieg bei Cassel erfochten hatte, ward ihm ein kalter Lobspruch zu Theil, aber er commandirte nicht wieder. Selbst sein eigener Sohn, der Dauphin, der einstige Erbe seiner Souverainetät, blieb ohne allen Einfluß und durfte von den Staatsgeheimnissen nur einfach Kenntniß nehmen, ohne auch nur den geringsten Antheil an den Regierungsangelegenheiten zu erhalten.

Um so weniger hätte der König ein solches Theilnehmen dem Herzog von Chartres gestattet, den man ihm schon frühzeitig geflissentlich als einen unruhigen Planmacher dargestellt hatte. Das war der Grund, weshalb er sein Versprechen, ihm ein Gouvernement und ein Commando anzuvertrauen, bis jetzt noch unerfüllt gelassen. Er mißtraute seinen Talenten und wollte ihn lieber mit dem Stigma der Sittenlosigkeit befleckt, als für edle Thaten durch Lob und Ehre erhoben wissen.

Politischen Ehrgeiz besaß indeß der junge Herzog durchaus nicht; aber wohl verband er mit nicht gewöhnlichen militärischen Talenten den Enthusiasmus eines jungen, seiner Kraft sich bewußten Mannes für Heldengröße. Er war tapfer, ritterlich und kühn, gewandt in allen militärischen Uebungen, erfahren in kriegswissenschaftlichen Studien und eifrigst bestrebt, das Kriegshandwerk im Kleinen wie im Großen zu erlernen. Auf allen Feldzügen, denen er in seiner Jugend unter dem Oberbefehl des Marschalls von Luxembourg beigewohnt, bei der Belagerung von Mons, in der

Digitized by Google

Schlacht bei Steenkerken und besonders in der Schlacht bei Neerwinden hatte er sich auf das rühmlichste ausgezeichnet. In dieser letzteren Schlacht hatte er sich kühn an der Spitze seiner Schwadron in das wildeste Getümmel gestürzt, und nur seinem kecken Muth, sowie dem hingebenden Eifer seiner Umgebung seine Rettung verdankt.

Als aber jetzt, während der verhängnißvolle spanische Erbfolgekrieg in vollen Flammen tobte und er vor Begierde glühte, sich durch glänzenden Waffenruhm hervorzuthun, der König ihn durchaus nicht berücksichtigte, einem Villeroi und Marsin mehr als ihm vertraute, ja überhaupt ihm nicht erlauben wollte, am Kriege Theil zu nehmen, da griff er, in seinen Lieblingshoffnungen getäuscht, mit verdoppelter Leidenschaft nach dem Opium der Ausschweifungen.

XVIII.

Monsieur, der Herzog von Orleans, betrübte sich darüber. Er wagte es, den König an die Erfüllung seiner Versprechungen zu erinnern und ihn zu bitten, den heißblütigen Drang seines Sohnes doch lieber zum Nutzen der französischen Waffen zu verwenden, als ihn sich in entnervenden Thorheiten zu Grunde richten zu lassen. Aber der König schlug ihm seine Bitte kurz und barsch ab. Gegen seine Gewohnheit bestand Monsieur hartnäckig auf ihr, und als der König in noch schneidenderer Weise seine Weigerung aussprach, ihm seine Schwäche gegen seinen Sohn vorwarf und ihm sagte: er besäße keine Autorität über denselben, sonst würde er vor Allem dessen ärgerlichen Ausschweifungen Einhalt thun, da ward Jener ernstlich böse und sein lang verhaltener Groll brach hervor. Vielleicht zum ersten Mal in seinem Leben vergaß er die demüthige und fast furchtsame Ehrerbietung, die er sonst stets dem König gegenüber an den Tag gelegt, und in herben Worten hielt er seinem Bruder die Ungerechtigkeit seines Benehmens gegen den jungen Herzog, seinen Sohn, sowie die folgenschwere Verantwortlichkeit, die er dadurch sowohl, wie durch die erzwungene Verheirathung desselben auf sich geladen, vor. Er fragte den König, was denn sein Sohn in seinem Alter thun solle? es langweile ihn, jeden Tag als unthätiger Höfling in den Gallerien von Versailles herumzuschlendern, er schäme sich, so verheirathet zu sein, wie er es wäre, und ganz ohne Ansehen und Einfluß, ohne jede, nicht mit seinem Range verbundene Auszeichnung gelassen zu werden, während ohne allen Grund und

Digitized by Google

gegen jedes Beispiel des Herkommens seine Schwäger mit den höchsten Würden und Aemtern, mit Ehren und Rangerhöhungen, mit Gouvernements und Heerbefehlen überschüttet würden. Wäre doch sein Sohn schlimmer daran, als jeder einfache Edelmann seines Alters. Den hemme man doch nicht in seiner Entwickelung; den lasse man dienen und ihn seine Talente anwenden, den befördere man, statt ihn zurückzuhalten. Aber seinem Sohn versperre man absichtlich jeden Weg der Wirksamkeit und Auszeichnung; dem bleibe nichts als müssiggängerische Unthätigkeit, Müssiggang wäre aber die Quelle alles Lasters. Auch ihm selbst wäre es schmerzlich, seinen einzigen Sohn in schlechte Gesellschaften gerathen und in Thorheiten und Ausschweifungen versinken zu sehen, aber weit schmerzlicher wäre es ihm noch, daß er im Grunde nicht ihn deshalb zur Rechenschaft ziehen könne, den schon seine Jugend entschuldige, und der nur deshalb seine Kraft in Ausschweifungen vergeude, weil er sie nicht zum Guten anwenden dürfe, sondern daß er den anklagen müsse, der seinen Sohn durch ungerechte Verweigerung der gerechtesten Bitten zu diesen Thorheiten getrieben.

Der König war ganz erstaunt, ja fast bestürzt über diese dem bisherigen Betragen seines Bruders so gänzlich widerstreitenden Worte, er konnte kaum die Möglichkeit begreifen, wie sich derselbe ihm gegenüber zu einer solchen Keckheit hatte aufraffen können. Aber er war nicht minder erzürnt; es ärgerte ihn, daß sein Bruder den seiner königlichen Würde schuldigen Respect so sehr vergessen konnte, und es ärgerte ihn zugleich, daß dessen Worte von Gründen unterstützt waren, auf die sich eigentlich nichts erwiedern ließ, und denen er gleichwohl nicht nachgeben wollte.

Er beherrschte sich jedoch trotz seiner Ueberraschung hinlänglich, um seinen Aerger zu verbergen und dem Herzoge nicht als König sondern als Bruder zu antworten. Er sagte ihm daher, daß er alles, was er gesprochen, seiner väterlichen Zärtlichkeit zu gute halte, bat ihn, sich zu gedulden, und that alles Mögliche, ihn in freundschaftlicher Güte zu besänftigen, ohne sich indeß weiter über Bitten, die er durchaus nicht gewähren wollte, auszulassen.

Die Unterhaltung spann sich darauf noch lange fort, immer in hohem und gereiztem Tone von Seiten des Herzogs, mit beschwichtigender Freundlichkeit von Seiten des Königs. Endlich trennten sie sich. Monsieur beharrte in seiner Erbitterung, ohne jedoch zu wagen, den König noch weiter zu reizen, und dieser war ärgerlich, aber doch nicht Willens, sich mit seinem Bruder zu über-

Digitized by Google

werfen, und noch weniger, daß etwas von ihrem Zerwürfniß verlautbarte. — Seit diesem Streite war jedoch ein Bruch in das sonst so einträchtige Leben der beiden Brüder eingetreten, die frühere Vertraulichkeit war entflohen und eine gegenseitige Spannung überall sichtbar.

Sonst war Monsieur fast jeden Tag in Versailles und Marly erschienen, jetzt verweilte er beständig in St. Cloud, und besuchte er wirklich einmal den König, so war er still, verschlossen, mürrisch und kalt, während im Gegentheil der König sich bemüht zeigte, ihn durch eine ganz ungewöhnliche Aufmerksamkeit sich wiederzugewinnen. Aber Monsieur fühlte sich zu verletzt von der Wortbrüchigkeit seines Bruders, und sein Sohn war seinem Herzen zu theuer, als daß er um der Schmeicheleien des Königs willen das ihm zugefügte Unrecht hätte vergeben können.

Von jeher war er dem Herzog von Chartres fast zu zärtlich zugethan gewesen; kein strenges Wort war ja gegen ihn über seine Lippen gekommen, und allen seinen Wünschen, selbst den thörichtsten, hatte er schrankenlose Befriedigung gewährt. Er war stolz auf diesen Sohn, und seine Eitelkeit hätte sich gar zu gerne im Glanze der Verdienste desselben gespiegelt. Schon seit dessen Kindheit hatte er sich eine sehr hohe Meinung von seinen Talenten gebildet, und seitdem sich der Herzog von Chartres in seinen ersten Feldzügen so rühmlich hervorgethan, war er fest überzeugt, könnte derselbe nur durch Befriedigung seiner Neigung für ein bewegtes, thätiges Leben seinen wilden Zerstreuungen entrissen werden, so würde er sich zu den höchsten Auszeichnungen emporschwingen.

Darum nahm er mit wahrhaft leidenschaftlichem Eifer für ihn gegen die Ungerechtigkeit des Königs Partei, und trotz aller Zuvorkommenheiten und freundlichen Versöhnungs-Versuche desselben wollte er nicht eher nachgeben, als bis die Versprechungen, die das Haus Orleans mit seiner Ehre bezahlt hatte, erfüllt sein würden.

Allein er kam durch diesen Streit ganz aus der Gewohnheit seines Lebens. Ein fröhliches, behagliches und sorgloses Sichgehenlassen entsprach allein seinem Naturell. Jetzt sollte er seinen Gefühlen einen peinlichen Zwang auflegen, jetzt sollte er mit dem Könige, dem er stets die größte Anhänglichkeit bewiesen, dessen Wünschen er sich sonst immer mit ehrerbietigster Unterwürfigkeit gefügt, jetzt sollte er mit ihm grollen, ihm trotzen und die freundlichsten Aufmerksamkeiten mit verschmähender Kälte erwiedern. Es ward ihm schwer, aber er bezwang sich doch, denn er war zu empört

Digitized by Google

über die hartnäckige Verweigerung eines nur zu begründeten Verlangens. Jedoch sollte seine Verdrießlichkeit noch erhöht werden. Bisher waren die beiden Brüder stillschweigend übereingekommen, wenigstens äußerlich nichts von ihrem Zwiste zu verrathen, und wenn auch die seltenen Besuche des Herzogs von Orleans, sowie die ungewöhnliche Artigkeit des Königs gegen ihn etwas auffällig waren, so konnten sie doch nicht zum Nachtheile Monsieur's ausgelegt werden. Sie konnten nur auf die Vermuthung führen, daß er mit dem Könige etwas unzufrieden wäre, und daß dieser sein Unrecht erkannt habe und sich bemühe, es wieder gutzumachen. Jetzt jedoch schien dies Verhältniß mit einem Male umgekehrt zu sein. Es kam wenigstens Monsieur so vor, als ob der König gegen ihn erkalte, ihn nicht mehr so achtungsvoll wie früher behandle und nicht länger Willens sei, der Gerechtigkeit seines Grolles schonende Rücksicht zu tragen. Er glaubte daher, der König wolle, weil er endlich die Fruchtlosigkeit seiner versöhnlichen Bemühungen erkannt und unwiderruflich beschlossen habe, dem Herzog von Chartres weder Gouvernement noch Commando zu ertheilen, jetzt einmal den entgegengesetzten Weg einschlagen und versuchen, ob er ihn nicht vielleicht durch Gleichgültigkeit und ungnädige Kälte schmiegsamer machen könne.

Indessen täuschte er sich doch in dieser Annahme. Der König, der sich etwas im Unrecht fühlte, ließ es nicht an Rücksichten äußerer Artigkeit gegen ihn fehlen, und um ihn nur zu zufriedenerer Stimmung zurückzuführen, hätte er gern jeden seiner Wünsche befriedigt, nur allein den nicht, auf dem jener mit solcher Hartnäckigkeit bestand. Stets hatte er Monsieur mit vieler Achtung und Liebe behandelt und außer politischen Ehren (denn er wollte nun einmal nicht, daß die Prinzen seines Hauses anderer als gesellschaftlicher Auszeichnungen genießen sollten) ihm jede mögliche Rücksicht freundschaftlicher Aufmerksamkeit zu Theil werden lassen. Auch jetzt hatte er trotz des Zwistes in dieser Hinsicht seine Gesinnung und sein Benehmen nicht geändert, nur war er allerdings in einem Punkte von seiner bisherigen Gewohnheit abgewichen.

Früher hatte er bei der geringsten Unpäßlichkeit, von der Monsieur oder Madame befallen wurden, sie auf der Stelle besucht, und fast jeden Tag, so lange die Krankheit dauerte, seine Besuche wiederholt; jetzt lag jedoch die Herzogin von Orleans schon seit sechs Wochen am Wechselfieber krank, aber trotz mehrmaliger Aufforderung Monsieur's hatte sie der König noch nicht ein einziges Mal besucht, so wie er es überhaupt unterlassen, den in derartigen Fällen

Digitized by Google

üblichen und sonst stets auf das gewissenhafteste von ihm beobachteten Höflichkeitsformeln zu entsprechen. Allein nicht weil er Monsieur grollte und diesem seine ungnädige Gesinnung kundgeben wollte, sondern nur weil er Madame selbst zürnte, und diese, die so strenge auf Beobachtung der Formen hielt, durch eine ihr recht empfindliche Unartigkeit strafen wollte.

XIX.

Bisher hatte er sie stets sehr hochgeschätzt. Ihr gesundes und entschiedenes Wesen, die, wenn auch etwas derbe, Wahrheit ihres Charakters hatten ihm Achtung eingeflößt, und da er sie ohne Arg und Falsch, sowie ihm aufs innigste ergeben glaubte, so hatte er eine aufrichtige Zuneigung für sie gefaßt.

Nur ihre Streitigkeiten mit der Frau von Maintenon, bei denen nicht immer die Schuld auf Seiten der letzteren war, thaten diesem freundlichen Verhältniß einigen Abbruch. Die Herzogin war oft zu rücksichtslos in ihrem Stolze und vermochte sich durchaus nicht daran zu gewöhnen, die Scarron als ihre Schwägerin zu betrachten.

Diese hatte Anfangs mit Madame's Schwäche Nachsicht gehabt und trotz ihres oft impertinenten Hochmuths sich bemüht, ein leidliches Verhältniß mit ihr anzubahnen. Als sie aber erfahren, daß die Herzogin sich häufig in vertraulicher Unterhaltung auf die beleidigendste Weise über sie ausspreche, daß sie die Schwiegertochter des Königs, die Dauphine, gegen sie aufstachele und mit Haß und Verachtung erfülle, daß sie ferner wahrscheinlich die vorzüglichste Ursache sei, weshalb sich der König scheue, sie zur Königin zu erklären, daß sie endlich sogar sich mehrfach bemüht habe, dem von ihrer List geblendeten Monarchen die Augen über sie zu öffnen, da verwarf sie jede Rücksicht und ward ihre erbittertste Feindin. Von der Zeit an herrschte zwischen den beiden Frauen eine bald offene, bald heimliche Fehde, die manchmal wohl die Vermittelung des Königs für einige Zeit beschwichtigen konnte, die aber immer wieder mit erneuerter Heftigkeit entbrannte, und bei der sich leider nur sehr selten das Kriegsglück auf Madame's Seite neigte.

Ihre Gegnerin hatte zu viele Vortheile vor ihr voraus. Sie gebrauchte Waffen, denen das offene und wahrheitsliebende Gemüth der Herzogin widerstrebte. Im Besitze des Vertrauens des Königs, verlästerte Frau von Maintenon die Herzogin unaufhörlich, ließ sich

Digitized by Google

von bestochenen Dienern deren oft zu freie Aeußerungen zutragen, und insinuirte sie dann in geschickter Zustutzung dem König, der darüber nicht selten in den heftigsten Zorn gerieth und durch stolze Kälte Madame seine Ungnade fühlbar machte.

Ueberdies war Frau von Maintenon weit gewandter und taktvoller; sie verstand es, sich zu beherrschen, mit ruhiger Kälte zu beleidigen und selbst im Zorne die Würde des Anstandes zu bewahren, während die Herzogin von Orleans oft in brusquer Hitze aufloderte und dadurch, daß sie die Grenzen der Feinheit und des Maßes überschritt, sich selbst dann ins Unrecht brachte, wenn sie der Sache nach vollkommen Recht hatte.

Insofern war sie aber fast immer im Unrecht, als sie schon aus Rücksicht auf den König es hätte unterlassen müssen, in Wort und Handlung eine unvorsichtige Geringschätzung gegen eine ihm so werthe Frau zur Schau zu tragen. Er durfte mit Recht verlangen, daß, wenn auch Frau von Maintenon keinen bestimmten Rang besaß, ihr doch schon um seinetwillen, da seine eheliche Verbindung mit ihr sehr durchscheinend gehalten ward, selbst die Ersten seines Hofes eine ehrerbietige Achtung bewiesen, und daß wenigstens die Rücksichten, die sein präsumtiver Nachfolger, der Dauphin, die sein Bruder, die alle Prinzen des königlichen Hauses gegen sie beobachteten, auch von Madame eingehalten würden, und er mußte es daher fast als eine persönliche Beleidigung ansehen, wenn sie in dieser Beziehung so oft fehlte.

Aber auch gegen seine Tochter, die Herzogin von Chartres, war ihr Benehmen nicht so, wie er es wünschte. Sie behandelte ihre Schwiegertochter immer noch mit unfreundlichem Stolz, ließ sie es noch so oft fühlen, daß das Haus Orleans durch die Verbindung mit ihr nicht an Ehre gewonnen habe, und versagte ihr bei den meistentheils durch die Ausschweifungen des Herzogs von Chartres hervorgerufenen ehelichen Zwistigkeiten selbst den Beistand, den sie ihr als Schwiegermutter und Frau mit Recht schuldig war. Aber sie hatte es sich nun einmal fest vorgenommen, sich durchaus nicht um die häuslichen Angelegenheiten ihres Sohnes zu bekümmern. Sie hatte früher dessen Heirath mit aller ihrer Kraft widerstrebt, man hatte ihren mütterlichen Willen nicht beachtet, und wenn daher jetzt die üblen Folgen, die sie schon damals von dieser Verbindung vorausgesehen und vorausgesagt hatte, täglich mehr hervortraten, so wollte sie, daß die sie trügen, die diese Heirath erzwungen hätten, und nicht sie, der man ihre endliche Einwilligung nur durch Ueberlistung abgerungen.

Digitized by Google

Sie glaubte auch, daß der König ihrem Sohne Unrecht gethan, dessen jugendliche Schwäche gemißbraucht hätte, und daß es zu viel verlangen hieße, wenn der Herzog, nachdem er mit seinem glänzenden Namen den Geburtsflecken seiner Gattin getilgt, nun auch noch ihrer Laune und unliebenswürdigen Kälte seine Neigungen opfern sollte. Sie war außerdem erbittert über die ungerechte Zurücksetzung, die ihm von Seiten des Königs widerfuhr, und diesem Unwillen hatte sie unvorsichtiger Weise allzu freie Worte entnommen. Ihre Aeußerungen waren der Frau von Maintenon hinterbracht worden, und diese hatte sich beeilt, den König, der so schon seine Schwägerin als die geheime Ursache des ungewöhnlichen Starrsinns seines Bruders betrachtete, durch einen recht grell gefärbten Bericht noch mehr gegen sie einzunehmen.

Aber alles dieses wäre noch hingegangen, hätte sich nicht Madame noch einen weit größeren Fehler zu Schulden kommen lassen. Wie wir schon früher erwähnt, war sie eine sehr eifrige Briefstellerin, und zu den vielen Freunden und Freundinnen, mit denen sie in fortlaufendem brieflichen Verkehr stand, gehörte auch ihre Tante, die Kurfürstin von Hannover, an die sie fast allwöchentlich einen langen, mehre Bogen umfassenden Brief abschickte. Auch jetzt hatte sie ein an jene gerichtetes Schreiben der Post zustellen lassen, allein die Post, die fast alle Briefe öffnete und den ihrigen ganz besondere Aufmerksamkeit schenkte („das hat man", klagte sie oft, „seither ich in Frankreich bin, nicht gelernt, mein pitschir zu respectiren"), hatte, als sie jetzt auch diesen Brief geöffnet, den Inhalt für zu anstößig gehalten, um sich wie gewöhnlich mit einem kurzen Auszuge, der dem Könige zugestellt ward, zu begnügen. Man legte ihm das Original selbst vor.

Nach einer kurzen Besprechung der Hofneuigkeiten hatte die Herzogin sich darin unter anderem mißfällig über das Verhältniß des Königs zur Frau von Maintenon geäußert: „man wüßte nicht, was man davon denken sollte, ob es Ehe oder Concubinat wäre"; dann hatte sie sich in sehr ungünstiger Weise über die Staatsangelegenheiten verbreitet, die auswärtige Politik des Königs getadelt, die inneren Zustände mit den düstersten Farben geschildert, die kirchlichen Wirren viel zu freisinnig besprochen und endlich die Finanznoth für so entsetzlich erklärt, daß ein Staatsbankerott unvermeidlich wäre; „das Land verarme mit jedem Jahre mehr; die unerschwingbaren Steuern brächten Bürger und Bauer an den

Digitized by Google

Bettelstab, — kurz, unter einer Regierung, wie sie jetzt bestände, müßte Frankreich über kurz oder lang zu Grunde gehen."

Ludwig XIV gerieth, als er den Brief gelesen, in den heftigsten Zorn. Er hätte sie gerne persönlich wegen ihrer Verleumdungen zur Verantwortung gezogen. Um sich indeß nicht selbst wegen der Erbrechung ihres Briefes eine Blöße zu geben, nahm er sich vor, ihr zwar nichts zu sagen, aber sie von nun an empfinden zu lassen, daß man sich nicht ungestraft gegen ihn Freiheiten herausnehme.

XX.

Monsieur jedoch, der hiervon nichts wußte, hielt diese Vernachlässigung seiner Gemahlin für einen Beweis und eine Folge seiner Ungnade. Stets sehr eitel und ehrgeizig, fürchtete er daher für seine bisher so ehrenvolle Stellung bei Hofe, und fühlte sich aufs bitterste gekränkt.

Aber noch andere Sorgen trübten seinen sonst stets so heiteren Sinn; er hatte Streitigkeiten mit seinem Beichtvater gehabt; dieser hatte gedroht, ihn zu verlassen, und allerlei peinliche Gewissensscrupel in ihm wachgerufen. Außerdem fühlte er sich schon seit längerer Zeit unwohl; er litt an Vollblütigkeit, ward oft von Congestionen beunruhigt, und seine Aerzte hatten ihm ganz gegen seine Neigung die äußerste Vorsicht und Mäßigkeit angerathen, wenn er sich nicht der Gefahr eines Schlagflusses aussetzen wolle.

Er war deshalb fast beständig in reizbarer Laune und in einer solchen besuchte er auch am 8. Juni 1703 nach längerer Abwesenheit den König in Marly. Als er wie gewöhnlich nach beendigtem Conseil in dessen Cabinet eingetreten war, überhäufte ihn dieser, nachdem er ihn kaum begrüßt, abermals mit einer Fluth von Klagen über die schlechte Aufführung des Herzogs von Chartres. Seine Tochter hätte sich auf das bitterste über dessen Lebensweise und Benehmen gegen sie beklagt, und ihn gebeten, doch seinem anstößigen Liebesverhältnisse mit Mademoiselle de Séry, einer Hofdame der Herzogin von Orleans, zu wehren. Dann verbreitete er sich weitläufig über dies schon so oft abgehandelte Thema und machte dem Herzog Vorwürfe über seine allzu große Nachsicht gegen seinen Sohn, und wie er Nichts thue, dessen Ausschweifungen zu hemmen. Monsieur, der schon in der verdrießlichsten Stimmung angekommen war, antwortete ärgerlich, „den Vätern, die sich in ihrer Jugend selbst allzuviele Frei-

Digitized by Google

heiten gewährt hätten, stände es nicht gut an, die Ausschweifungen ihrer Söhne mit Strenge zu rügen."

Ludwig XIV, dem diese Worte längst entschwundene Erinnerungen ins Gedächtniß riefen, stimmte den Ton etwas herab und sagte: „er müsse sich doch seiner Tochter annehmen, er hege Mitleid mit deren Lage, und wenn einmal der Herzog von Chartres seinem Blute nicht zu gebieten vermöge, so solle er doch wenigstens so viel Gefühl für Schicklichkeit und Anstand zeigen, daß er die Blicke seiner Tochter nicht mit den schnöden Gegenständen seiner Liebe beleidige."

Monsieur, der durchaus Recht behalten wollte, erinnerte den König, daß er selbst nicht das gethan, was er jetzt verlange; ob er sich nicht mehr entsinnen könnte, daß ihn auf seinen Feldzügen in einem und demselben Wagen mit der Königin, seiner Gemahlin, zwei seiner Maitressen begleitet hätten, so daß das Volk zusammengelaufen wäre, um, wie es gesagt, „die drei Königinnen zu sehen."

Jetzt brauste der König auf, und es entstand ein so heftiger Wortwechsel, daß der Thürhüter es für seine Pflicht hielt, den König zu benachrichtigen, man könnte in den anstoßenden Gemächern jedes Wort vernehmen. Beide mäßigten sich darauf etwas, aber bald schwoll der Streit wieder zu der früheren Heftigkeit an. Monsieur schien mit einem Male alle Schranken durchbrechen zu wollen, er stellte sich dem König nur als Bruder gegenüber, und ohne dessen immer zornigere Mienen zu beachten, warf er ihm mit fast kreischender Stimme das viele Unrecht vor, das er seit der Heirath seines Sohnes an ihm und jenem begangen. „Um nur die Verbindung seiner Tochter mit seinem Sohne zu Stande zu bringen, hätte ihm der König alle möglichen schönen Versprechungen für den Herzog von Chartres gegeben, aber noch heute besäße derselbe kein Gouvernement; — er hätte so innig gewünscht, seinen Sohn bei der Armee verwandt zu sehen, um ihn dadurch seiner Flatterhaftigkeit zu entreißen, auch sein Sohn hege, wie der König ja selbst wisse, keinen sehnlicheren Wunsch; — aber obwohl er nun schon lange fort und fort mit dringendster Inständigkeit um die Gewährung dieses Wunsches gebeten hätte, so wäre doch alles vergeblich gewesen. Wolle denn aber der König ihm Alles versagen, dann sei er auch nicht gewillt, seinen Sohn zu hindern, sich so wie er es möge und so gut er es könne, mit Zerstreuungen zu trösten. Er erkenne jetzt in der That nur zu gut, wie sehr man Recht gehabt habe, als man ihm

Digitized by Google

vorausgesagt, er werde von dieser Heirath nur Unruhe und Verdrießlichkeiten ernten, aber nie auch nur den geringsten Vortheil."

Nur mit Ungeduld hatte ihn Ludwig XIV so lange angehört, jetzt unterbrach er ihn und rief im höchsten Aerger: „der Krieg würde ihn bald zu Einschränkungen zwingen, und weil er Monsieur so wenig willfährig fände seinen Wünschen zu entsprechen, so würde er mit dessen Pensionen beginnen, ehe er sich selbst etwas abgehen ließe."

In demselben Augenblick ward ihm gemeldet, daß das Essen bereit wäre. Beide begaben sich darauf zur Tafel, der König so viel wie möglich bemüht, ruhig zu scheinen, Monsieur aber mit ganz entflammtem Gesicht und mit vor Zorn funkelnden Augen. Ludwig XIV bemerkte es, und da ihn schon die Aerzte von dem bedenklichen Gesundheitszustande seines Bruders unterrichtet hatten, so rieth er ihm, sich auf der Stelle eine Ader schlagen zu lassen, allein jener wollte es nicht. Tancred, sein erster Wundarzt, war alt, ließ sehr schlecht zur Ader und hatte schon mehre Male zu tief geschlagen. Monsieur wollte sich deshalb seiner nicht mehr bedienen, aber um ihm nicht wehe zu thun, war er so gutmüthig schwach, auch nicht von einem Andern zur Ader gelassen werden zu wollen, und lieber sich der Gefahr eines plötzlichen Todes auszusetzen.

Das Mittagessen hatte seinen gewönlichen Verlauf, und Monsieur, der wie allen, so auch den Genüssen der Tafel sehr ergeben war, aß außerordentlich viel. Dadurch aber gerieth sein schon durch den Streit heftig aufgeregtes Blut in immer stärkere Wallung, und als er am Abend beim Souper in St. Cloud der Herzogin von Bouillon ein Glas Wein einschenken wollte, rührte ihn der Schlag und er sank besinnungslos in die Arme des Herzogs von Chartres.

Man trug ihn in sein Zimmer und setzte ihn der frischen Luft aus; man ließ ihn zur Ader und flößte ihm Schweißmittel ein, aber es war alles vergeblich; er gab fast kein Lebenszeichen mehr von sich.

Man rief dann seine Gemahlin, die, weil sie nie an seinen Soupers Theil nahm, in ihrem Gemache geblieben war, aus dem sie ihn nur eine halbe Stunde vorher gesund und in aufgeräumter Stimmung, wie lange nicht, hatte gehen sehen. Bestürzt, schluchzend und vor innerer Erregung zitternd, eilte sie an sein Lager, und als sie nun sein verglastes, brechendes Auge erblickte, rief sie über ihn gebeugt seinen Namen mit dem Ausdruck zärtlichsten Schmerzes.

Ihre Stimme hallte noch in seinem Innern wieder, und er er-

Digitized by Google

kannte sie, die seinem Herzen in den letzten Jahren immer theurer geworden war. Mit großer Mühe stammelte er einige Liebesworte und sank dann wieder in seine Lethargie zurück.

XXI.

Dem Könige war die Nachricht von diesem traurigen Ereigniß sofort überbracht worden. Er ließ alsbald Frau von Maintenon wecken und begab sich zu ihr. Er sagte ihr, was seinem Bruder widerfahren, und daß er zu ihm eilen wolle, allein sie meinte, es sei wohl nicht so schlimm; er möge erst weitere Nachrichten abwarten; wenn nicht das Aeußerste zu befürchten sei, so solle er sich nicht der Unannehmlichkeit der Nachtfahrt und des Nachtwachens, sowie dem traurigen Anblicke des Erkrankten aussetzen. Vielleicht, fügte sie arglistig hinzu (denn sie mochte den Herzog von Orleans durchaus nicht), vielleicht könne auch das Ganze nur Verstellung sein und der Herzog versuchen wollen, auf diese Weise den ärgerlichen Auftritt des Vormittags durch eine Versöhnung zu beschließen, um, was er nicht in ungestümem Zorn oder durch Schmollen vom König hätte erlangen können, jetzt seiner Rührung abzugewinnen.

Ludwig XIV, der stets sehr mißtrauisch war, ging auf diese Ansicht ein, und statt daher augenblicklich an das Lager seines mit dem Tode ringenden Bruders zu eilen, begnügte er sich mit dem Befehle, daß die Wagen fortwährend in Bereitschaft gehalten werden sollten, und legte sich dann schlafen. Gleich darauf meldete ihm ein Page, daß in dem Befinden Monsieur's einige Besserung eingetreten, doch anderthalb Stunden später sandte ihm der Herzog von Chartres die Botschaft zu, daß jeden Augenblick das Aergste zu befürchten wäre. Jetzt erhob er sich um hinzufahren, und der ganze Hof brach mit ihm zugleich auf. Um drei Uhr des Morgens langte er in St. Cloud an. Hier fand er seinen Bruder in den letzten Zügen; das Bewußtsein war seit dem Schlaganfalle noch nicht zurückgekehrt, und sichtbar war der Lebensproceß dem Abschluß nahe.

Die Hofcavaliere Monsieur's und die ersten Beamten seines Hauses umstanden weinend sein Lager, die Diener, denen er stets ein so gütiger Herr gewesen, und die jetzt die traurige Aussicht hatten ihren Dienst und ihren Gehalt zu verlieren, erfüllten das Gemach mit ihrem Gejammer, die Hofdamen von St. Cloud stimmten bleich mit aufgelöstem Haar und thränenvollen Augen in diese Kla-

Digitized by Google

gen ein, und der Beichtvater des Herzogs, der sich noch kurz vorher wegen etwas delicater Fragen mit ihm fast überworfen hatte, stand jetzt schluchzend am Kopfende seines Bettes, neigte das Ohr zu dem Sterbenden herab und rief unaufhörlich aus: „Monsieur, erkennen Sie denn nicht Ihren Beichtvater? erkennen Sie denn nicht den guten kleinen Pater Trévoux?“

Der König ward, als sich seinen Blicken das traurige Schauspiel darbot, von tiefster Rührung ergriffen. Er konnte sehr leicht weinen und jetzt, da ihn der Schmerz übermannte, zerfloß er in Thränen.

Stets hatte er seinen Bruder zärtlich geliebt, und auch nie Ursache gehabt, sich über ihn zu beklagen. Zwar war in den beiden letzten Monaten ihr bisher so freundschaftliches Verhältniß durch häufige Streitigkeiten und eine beständige Spannung getrübt worden, aber Ludwig XIV war selbst Schuld daran gewesen. Er hatte durch seine Unbilligkeit, seinen Wortbruch den Groll seines Bruders erregt, er hatte ihn durch die hartnäckige Verweigerung einer billigen Bitte fast gewaltsam zu Zorn und Erbitterung getrieben.

Und jetzt lag derselbe, mit dem er noch am Tage zuvor einen so heftigen Wortwechsel gehabt, den er durch seine Vorwürfe, seinen Starrsinn, durch die höhnische Drohung, ihm seine Einkünfte zu schmälern, zu einer ihm so schädlich gewordenen Zornaufwallung gereizt, dessen Tod er dadurch, wenn auch nicht geradezu veranlaßt, doch sicher beschleunigt hatte, — jetzt lag er bleich und bewußtlos vor ihm, mit dem Tode ringend und wahrscheinlich aus dem Dasein scheidend, ohne daß auch nur ein Wort, ein freundlicher Blick seine Seele wieder mit ihm hätte versöhnen können!

Zudem war er nur zwei Jahre jünger als der König, hatte sich während seines ganzen Lebens einer kräftigen Gesundheit erfreut, war stets fast wohler als der König selbst gewesen — wie nahe lag da für Ludwig XIV der Gedanke an den eigenen Tod! Wie traurige Bilder der Nichtigkeit des Lebens und der furchtbar raschen Vergänglichkeit aller Erdengröße mußten sich nicht seiner Seele aufdrängen!

Die ganze Nacht hindurch harrte er, in Schmerz versunken, an dem Lager des Sterbenden. Am Morgen hörte er in der Kapelle von St. Cloud die Messe und betete inbrünstig für das Heil der entfliehenden Seele seines Bruders. Da dessen Zustand jedoch immer hoffnungsloser ward, ließ er sich endlich durch die Bitten der Frau

Digitized by Google

von Maintenon und der Herzogin von Bourgogne zur Rückkehr nach Marly bewegen.

Als er beim Abschiede den weinenden Herzog von Chartres liebevoll umarmte und ihm einige freundliche Tröstungen sagte, warf sich dieser ihm zu Füßen, umklammerte seine Kniee und rief: „Ach, Sire! was soll aus mir werden, ich verliere meinen Vater und ich weiß, daß Sie mich nicht lieben!“

Der König war überrascht und zugleich gerührt. Er umarmte den Herzog zu wiederholten Malen und versicherte ihn in herzlichster Weise seines Wohlwollens. Als er in Marly ankam, begab er sich in die Gemächer der Frau von Maintenon. Hier suchte ihn drei Stunden nachher sein Leibarzt Fagon auf, dem er befohlen hatte, nur dann seinen Bruder zu verlassen, wenn er gestorben oder, was kaum noch zu hoffen wäre, sich besser befinden sollte. So wie Ludwig XIV ihn erblickte, erkannte er an seinem ernsten Aussehen, daß er seinen Bruder verloren. „Mein Bruder ist also todt?“ rief er aus. „Ja, Sire!“ antwortete jener, „kein Mittel hat ihn retten können.“ — Der König weinte sehr.

Doch, wie schon erwähnt, er konnte sehr leicht weinen, aber der Schmerz streifte immer nur die Oberfläche seiner Gefühle, er rüttelte ihn nicht in der Tiefe seiner Seele auf. Kaum war das traurige Todesschauspiel an seinen Blicken vorübergegangen, noch waren die Thränen nicht getrocknet, die er in der Aufwallung seiner Zärtlichkeit und in dem Schmerze über den verhängnißvollen Streit vom vorigen Tage geweint, als er auch schon gerne den erheiternden Tröstungen der Frau von Maintenon (die den Tod Monsieur's als eine Befreiung von lästigen Fesseln betrachtete und die es ebenso schwer fand, ihre Freude zu verbergen, wie eine Betrübniß zu heucheln, die sie nicht empfand), ihren Zuredungen, er müsse sich zerstreuen und dürfe seiner Betrübniß nicht zu lange nachhängen, ein williges Ohr lieh. Und unter dem Vorwande, sich zu zerstreuen, gab er sich bald der munterſten Laune hin. Man hörte ihn im Zimmer jener Frau Opernprologe und lustige Arien trällern; in seinen gewöhnlichen Vergnügungen fand nicht die geringste Unterbrechung statt, und als er die Herzogin von Bourgogne, die in Monsieur einen innig geliebten Großvater verloren hatte, traurig und mit Thränen in den Augen erblickte, schien er ganz verwundert und fragte sie: „weshalb sie denn so trübe gestimmt wäre?“

Digitized by Google

XXII.

Der Herzog von Chartres empfand einen tieferen Schmerz, er war fast trostlos. Zwischen ihm und seinem Vater hatte stets die zärtlichste Liebe geherrscht. Zwar war er beiden Eltern innig zugethan, aber, wenn auch seine Mutter nicht geringere Zuneigung für ihn empfand, und wenn sie auch mit weit einsichtsvollerer Fürsorge auf das ihm wirklich Beste bedacht war, so that doch ihr oft zu derbes Wesen ihm nicht so wohl, wie die fast weibliche Weichheit seines Vaters. Sie tadelte ihn oft mit ungestümer Hitze, verletzte ihn mit der unangenehmen Wahrheit ihrer Vorwürfe und Ermahnungen, während jener ihn immer so sanft und nachsichtig behandelt, ihn nie mit dem mindesten Zwang, dem leisesten Vorwurf belästigt hatte. Und um seinetwillen hatte er sich in den letzten Monaten so vielen Unannehmlichkeiten unterzogen, um seinetwillen sich das Leben verbittert, den liebsten Gewohnheiten entsagt, mit dem Könige gegrollt und dessen unaufhörlichen Vorwürfen sich ausgesetzt, um seinetwillen war endlich der letzte Streit entstanden, der so verhängnißvolle Folgen gehabt. Er war auf das innigste betrübt und bereute jetzt in bitterem Schmerz, durch sein ausschweifendes Leben den Anlaß zu allen diesen Störungen gegeben zu haben.

Wenn er überdies an die Zukunft dachte, wie ganz anders mußte sich nicht von nun an sein Leben gestalten! Der war dahin, der ihn bisher gegen den Groll des Königs geschützt, der für ihn gesprochen, für ihn gebeten, der ihn vertheidigt und alle unangenehmen Folgen seiner regellosen Lebensweise sowie seiner häuslichen Zwistigkeiten von ihm abgewendet hatte. Jetzt stand er dem König unmittelbar gegenüber. Mit wieviel strengerem Auge würde derselbe nicht von nun an auf sein Leben blicken, mit welchen Fesseln seinen Freiheitssinn einzwängen! Alles hing vom Könige ab, seine persönliche Stellung, sein Ansehen, ja selbst die pecuniären Verhältnisse seines Hauses, und er durfte kaum erwarten, daß Jener zaudern würde, die Drohungen, die er gegen seinen Bruder ausgestoßen, jetzt gegen seinen Neffen zu verwirklichen.

Indessen war das Benehmen des Königs gegen ihn doch weit liebevoller, als er erwartet. Ludwig XIV bereute das Unrecht, das er seinem Bruder zugefügt, und um sein Gewissen zu beschwichtigen, suchte er, was er verschuldet, wieder möglichst gutzumachen. Als ihn daher der Herzog von Chartres am Tage nach dem Tode seines

Digitized by Google

Vaters besuchte, empfing er ihn mit liebevoller Zärtlichkeit. „Künftig, sprach er, müsse der Herzog ihn als seinen Vater betrachten. Er würde für sein Wohl, seinen Rang und seine Würde mit väterlicher Güte Sorge tragen; er möge alle kleinen Zwistigkeiten, die sie eine Zeit lang einander entfremdet hätten, vergessen und ihn hoffen lassen, daß die Freundschaftsbeweise, die er ihm jetzt gäbe und noch ferner geben würde, ihn mit Vertrauen und Anhänglichkeit zu ihm, dem König, zurückzuführen vermöchten. Er schenke ihm aufs neue seine Liebe und bitte ihn um die seinige." Der Herzog von Chartres ward von so herzlichen Worten bis zu Thränen gerührt und versprach ihm alles mögliche Gute für die Zukunft.

XXIII.

Auch Madame war in tiefster Betrübniß. — Ihr Gatte, der sich nur sehr allmälig an ihre so gänzlich von der seinigen abweichende Natur zu gewöhnen vermocht, hatte sie in den ersten Jahren ihrer Ehe sehr kalt und gleichgültig behandelt. Seine Günstlinge hatten ihn soviel wie möglich von ihr entfernt zu halten gesucht. Doch je länger er mit ihr zusammenlebte, desto mehr machte sich der Einfluß ihres kernigen und biederen Wesens auf ihn geltend. Später hatte das freundschaftlichste Verhältniß zwischen ihnen obgewaltet, und ohne daß sie gerade Liebe für einander empfanden, waren sie doch durch inniges Wohlwollen in nie gestörter Eintracht mit einander verbunden gewesen. Beide hatten sie stets taktvoll auf ihre gegenseitigen Ansichten, Gewohnheiten, Schwächen und Vorurtheile freundliche Rücksicht genommen, und sich ihr Leben so zurechtgelegt, daß sie niemals einander belästigten, nie störend in ihre beiderseitigen Beziehungen und Neigungen eingriffen.

Freilich besaß der Herzog so mancherlei Schwächen und Fehler, war so ganz das Gegentheil seiner nervenstarken Gattin, daß sie zwar die Gutmüthigkeit seines Charakters anerkennen und mit Herzlichkeit erwiedern, aber vor seinen geistigen Fähigkeiten keine hohe Achtung empfinden konnte. Er war ihr mehr ein gefälliger Gefährte gewesen, an den sie sich gewöhnt, und mit dem sie, so weit der Weg ging, zusammenwandelte, als ein Freund, dem sie in Hingebung und Vertrauen ihre tiefsten Gefühle, ihre Seele erschlossen hätte.

Sein so plötzlich eingetretener Tod erfüllte daher zwar auch sie mit Schmerz und Bedauern, aber vielleicht war ihr Herz bei diesem

Digitized by Google

Schmerze nicht so sehr betheiligt wie ihr Verstand. Sie empfand weniger den Verlust seiner Persönlichkeit, als das Aufhören des Schutzes, den er ihr gewährt, sowie die Verminderung des Ansehens, das sie durch ihn genossen. War er auch stets sehr fügsam gegen den König gewesen, so hatte er doch der Frau von Maintenon eine gewisse Achtung einzuflößen gewußt und bei allen Intriguen, welche jene gegen seine Gattin angesponnen hatte, sich stets der letzteren in kräftiger Weise angenommen und oft ein drohendes Ungewitter von ihr abgewandt. Jetzt war er todt, jetzt stand sie allein, schutzlos ihrer Feindin preisgegeben, und der König, das hatte sie längst bemerkt, zürnte ihr. Zwar wußte sie noch nicht alles, aber sie wußte wenigstens so viel, daß sich sein früheres Wohlwollen fast in Abneigung umgewandelt hatte. Und nun erinnerte sie sich angstvoll, daß leider in ihrem Ehecontracte festgesetzt war, sie solle entweder im Schlosse Montargis ihren Wittwensitz nehmen oder in ein Kloster treten. Sie, die so lebenslustig war und so vielen Sinn für das bewegte Treiben, die mannigfaltigen Genüsse und Vergnügungen des Versailler Hoflebens besaß, konnte nur mit Abneigung an den einsamen und langweiligen Aufenthalt in einem abgelegenen Schlosse denken; doch weit größer waren ihr Widerwille und ihre Bestürzung, wenn sie daran dachte, daß sie vielleicht ins Kloster werde gehen müssen. Sie war noch immer im Geheimen eine gute Protestantin, und wie überhaupt schon das Dogma und der Ritus des Katholicismus ihren Ansichten und Gefühlen durchaus widerstand, so war ihrem weltlichen und freiheitsliebenden Geiste doch besonders der Zwang, die Stille und die Abgestorbenheit des Klosterlebens im Innersten verhaßt. Sie gerieth daher fast außer sich, wenn sie an die Möglichkeit dachte, in ein solches Leben eintreten zu müssen, und rief, indem sie weinend und in stürmischer Aufregung in ihrem Zimmer auf und abschritt, laut aus: „Kein Kloster; rede man mir nicht vom Kloster; ich will durchaus nicht ins Kloster."

XXIV.

Noch an demselben Tage ließ der König bei ihr anfragen, in welches Kloster sie sich zurückzuziehen gedenke, ob in das Val de Grace oder in die Abtei von Maubuisson. Diese Anfrage mußte ihre Besorgniß nur noch steigern. Aber fest entschlossen, sich nicht eine Existenz aufdringen zu lassen, die ihrem Wesen und Charakter

Digitized by Google

fremd war, ließ sie dem König antworten: „sie hätte die Ehre, dem königlichen Hause von Frankreich anzugehören, sie könnte also keine andere Wohnung haben, als wo der König wäre, und gedächte demnach in Versailles zu wohnen.“ — Wie fest und entschieden aber auch diese Antwort klang, durfte sie wohl hoffen, mit ihr die Gedanken einer Gegnerin umzustimmen, deren feindliche Absichten sich durch die unzarte Eile dieser Anfrage nur zu deutlich verriethen?

Durfte sie wohl hoffen, daß dieselbe diese günstige Gelegenheit, sich nun vollständig an ihr zu rächen und sie für immer zu beseitigen, vorübergehen lassen würde? und mußte sie nicht fürchten, daß der König, der sich in der letzten Zeit so kalt und rücksichtslos gegen sie benommen, und der gewohnt war, den Eingebungen der Frau von Maintenon blindlings Folge zu leisten, ganz nach deren Wunsche über ihr Schicksal verfügen würde? — Sie erkannte, daß ihre Zukunft in den Händen dieser Frau läge, und um demnach wenigstens den Versuch zu machen, die drohende Gefahr von sich abzuwenden, beschloß sie, sich, was es ihr auch kosten möchte, vor ihr zu demüthigen und sie mit sich zu versöhnen.

Sie ließ sie deshalb durch ihre Ehrendame, die Herzogin von Ventadour, um die Ehre ihres Besuches bitten. Frau von Maintenon willigte ein, jedoch nur unter der Bedingung, daß die Herzogin von Ventadour während der ganzen Dauer ihres Besuches zugegen wäre. Als sie in das Gemach Madame's eintrat, empfing diese sie mit sehr ehrenvoller Begrüßung, allein so tief wurzelte in ihr der Stolz ihres Ranges, daß sie auch noch jetzt, wo Alles darauf ankam, jene Frau zu gewinnen und versöhnlich zu stimmen, sich nicht zu einer Schmälerung ihrer Würde zu entschließen vermochte. Sie wartete, bis alle ihre Hofdamen den Saal verlassen, dann erst bot sie der Frau von Maintenon ein Fauteuil an — und auch selbst diese Herablassung konnte ihr nur das Gefühl der dringenden Nothwendigkeit abzwingen. Dann begann sie das Gespräch mit einer Klage über die Gleichgültigkeit, die ihr der König während ihrer Krankheit bewiesen. „Sie wäre sich nicht bewußt, irgend etwas ihm Mißfälliges gethan zu haben, sie hätte solche Ungnade nicht verdient, denn stets wäre es ihr Bestreben gewesen, sich das Wohlwollen des Königs zu erhalten, und lieber noch, als solche kalte Vernachlässigung, würde ihr ein offenes Aussprechen seines Mißfallens sein, sowie der Gründe, die ihm dasselbe einflößten.“

„Sie wäre, unterbrach sie jetzt Frau von Maintenon, beauftragt, ihr von Seiten des Königs mitzutheilen, daß ihr gemeinsamer

Digitized by Google

Verlust jeden Groll in seinem Herzen zum Schweigen bringe, daß er jedoch voraussetze, die Herzogin werde ihm in Zukunft mehr Grund zur Zufriedenheit geben, als sie seit einiger Zeit gethan. Nicht nur in Betreff des Herzogs von Chartres und seiner Gattin habe sie ihm Anlaß zur Unzufriedenheit gegeben, sie habe auch noch hinsichtlich weit wichtigerer Fragen gefehlt, deren er jedoch jetzt keine weitere Erwähnung mehr thun wolle, obwohl sie der wahre Grund der Gleichgültigkeit wären, die er während ihrer Krankheit gegen sie beobachtet."

Bei diesen Worten rief Madame, die sich ganz sicher wähnte, aus: „wenn sie einige Aeußerungen ausnehme, die sie in Betreff ihres Sohnes gethan und die vielleicht zu frei gewesen, die man aber ihrer mütterlichen Liebe zu gute halten dürfe, dann habe sie niemals weder etwas gesagt noch gethan, was auch nur im mindesten dem König habe mißfallen können, und wegen dessen sie eine Verantwortung zu scheuen brauche. Das müsse, fügte sie dann mit etwas anzüglichem Nachdruck hinzu, eine Verleumdung ihrer Feinde sein, die den König durch heimtückische Verlästerung ihr entfremden, ihr seine Gunst und sein Vertrauen rauben wollten; aber sie sei unschuldig, sie werde den König schon davon zu überzeugen wissen." Kaum aber hatte sie diese Worte gesprochen, so zog Frau von Maintenon einen Brief aus ihrer Tasche (den vorerwähnten Brief der Herzogin an die Kurfürstin von Hannover), überreichte ihn ihr und fragte, ob Madame vielleicht die Handschrift kenne? So wie ihn die Herzogin erblickte, erblaßte sie und gerieth in die äußerste Bestürzung. Was sollte sie thun? — sie fing an zu weinen, und Frau von Maintenon, die sich vorgenommen, ihren Triumph in sehr feiner Weise zu genießen, stellte ihr bescheiden vor, daß die Ausdrücke jenes Briefes doch etwas zu stark und maßlos wären; sie hätte doch bedenken müssen, daß sie sich in einem fremden Lande befände, das ihr Vaterland geworden, und das sie, eine dem Throne so nahestehende Frau, doch, ohne fast eines der größten Verbrechen zu begehen, nicht beim Auslande verlästern dürfte. Madame, die der Schreck ganz aus der Fassung gebracht, gab weinend alles zu; sie erkannte an, daß sie Unrecht gethan, sie machte sich selbst Vorwürfe, sie bat um Verzeihung, sie versprach, daß nie in Zukunft dergleichen wieder vorkommen sollte.

Frau von Maintenon hörte diese Betheuerungen mit vornehmer Kälte an, und als jene dann endlich schwieg, nahm sie wieder das Wort und bat Madame, ihr zu erlauben, nachdem sie den Auftrag

Digitized by Google

des Königs erledigt hätte, nun auch noch eine persönliche Angelegenheit zur Sprache zu bringen. Sie müsse sich gleichfalls über sie beklagen; in früheren Jahren hätte sie sie mit ihrer Freundschaft beehrt, sie zu ihrem Vertrauen zugelassen und sich selbst nicht gleichgültig gegen ihre eigene Achtung bewiesen; aber schon seit längerer Zeit hätte sich ihr Benehmen vollkommen geändert.

Madame, die den Bruch von der Frau von Maintenon veranlaßt wähnte, glaubte jetzt gewonnenes Spiel zu haben. Sie wäre sehr erfreut, antwortete sie, daß jene ihr endlich Gelegenheit zu einer Erklärung böte, und um so erfreuter, da sie im Gegentheil Grund hätte, sich über ein verändertes Benehmen der Frau von Maintenon zu beklagen. Sie wäre plötzlich kalt und gleichgültig geworden, hätte sich von ihr zurückgezogen und sie denn auch endlich genöthigt, sich gleichfalls von ihr fern zu halten, nachdem sie sich jedoch noch längere Zeit bemüht, das frühere freundschaftliche Verhältniß wiederherzustellen.

Frau von Maintenon, die die Niederlage ihrer Gegnerin so vollständig wie möglich machen wollte, gewährte sich wiederum das Vergnügen, sie sich in Bedauern, Klagen, ja selbst Vorwürfen erschöpfen zu lassen. Dann erwiederte sie: Allerdings hätte Madame in sofern Recht, daß sie zuerst sich von ihr zurückgezogen hätte. Das hätte sie in der That gethan und hätte es nie wieder gewagt, sich Madame zu nähern, aber aus guten Gründen. Madame verdoppelte ihre Klagen und verrieth Neugierde zu erfahren, was für Gründe denn Frau von Maintenon dazu gehabt haben könnte. — Das wäre, sagte jene, ein Geheimniß, das noch nicht über ihre Lippen gekommen, obwohl sie es schon seit vielen Jahren besäße; schon zehn Jahre wären seit dem Tode derjenigen verflossen, die es ihr gegen das feste Versprechen, nie davon zu reden, anvertraut hätte — und jetzt erzählte sie der Herzogin von Orleans alle die Aeußerungen, die diese gegen die Dauphine (die früher erwähnte Schwiegertochter des Königs) über sie gethan; alle die beleidigenden Bezeichnungen, die sie ihr gegeben; wie sie sie verunglimpft und verspottet, die Dauphine mit feindlichen Gesinnungen gegen sie erfüllt und sich bemüht hätte, deren Streit mit ihr soviel wie möglich zu schüren. Die Dauphine hätte ihr, als sie sich mit ihr versöhnt, Alles Wort für Wort mitgetheilt, und, da sie denn erfahren, wie Madame's wahre Gesinnung gegen sie wäre, so hätte sie es für räthlich erachtet, sich nicht mehr einer Frau zu nähern, die zwar äußerlich freundlich, im Herzen aber ihre erbitterte Feindin wäre.

Digitized by Google

Madame war bei dieser Rede vor Schrecken fast erstarrt, ebenso sehr darüber, daß jene Alles erfahren, was sie über sie gedacht und gesprochen, wie über die unverantwortliche Indiscretion der Dauphine, die sie für ihre Busenfreundin gehalten, und die so schwach gewesen war, mit ihren in der Zwanglosigkeit des Vertrauens gethanen Aeußerungen sich die Versöhnung der Frau von Maintenon zu erkaufen. Eine namenlose Angst ergriff sie, jene, die so lange dies Geheimniß bewahrt, möchte jetzt, da ihre Rache reif geworden, sich beeilen, sie zu verderben. Sie fing wieder an zu weinen, gestand, daß sie allerdings solche Aeußerungen gethan, aber daß sie es längst bereut hätte, und daß sie Frau von Maintenon aufs inständigste um Verzeihung bitte.

Diese genoß mit einer sie entzückenden Freude, mit feinem Lächeln auf den Lippen und kaltem Spott in den Augen die klägliche Erniedrigung ihrer langjährigen Gegnerin. Sie ließ sie sich in ihren Reden verwickeln, ließ sie weinen, laut jammern und die Hände ringen, aber sie that nichts, ihre Verlegenheit und ihre Angst zu mildern. Sie wollte die Frau, die sie als so stolz und besonders sich gegenüber so hochmüthig kannte, zu einem recht empfindlichen Bewußtsein ihrer Demüthigung bringen; sie sollte zu der schmerzlichen Erkenntniß gelangen, daß sie, die Frau von Maintenon, wenn ihr auch der äußere Rang fehlte, doch weit mächtiger als sie selbst wäre, so mächtig, daß ihre ganze fernere Zukunft von der Entscheidung ihres Willens abhinge; und sie sollte dann ihre Verzeihung als eine Gnade empfangen.

Endlich ließ sie sich denn, wie sie beschlossen hatte, von den Thränen und Klagen der Herzogin rühren. Sie sagte ihr: „sie wolle ihr ihr Unrecht vergeben, aber sie hoffe, daß sie sich stets dieses Augenblickes erinnern und ihr künftig durch ihr Benehmen beweisen werde, daß die Versicherungen, welche sie soeben gegeben, auch ihrer wahren Gesinnung entsprächen; umarmte sie dann, versprach ihr vollständiges Vergessen des Vorgefallenen, und beide erneuerten ihre Freundschaft — freilich nicht für lange Zeit. Zur Bekräftigung ihrer Versöhnung gab Frau von Maintenon der Herzogin die Zusicherung, sie würde sich bemühen, auch den König wieder mit ihr auszusöhnen, und ihn bitten, beider Gegenstände, die sie soeben mit einander verhandelt hätten, nie gegen sie Erwähnung zu thun. Das war ein großer Trost für Madame. Wie tief auch der Schmerz über das, was die verflossene Stunde über sie verhängt, in ihrem Busen wühlte,

Digitized by Google

sie fühlte sich doch glücklich, daß ihr wenigstens eine Demüthigung vor dem König erspart ward.

XXV.

Noch an demselben Tage besuchte Ludwig XIV seine Schwägerin. Jedoch hatte er mehrere Stunden verfließen lassen, um ihr Zeit zu gönnen, sich von diesem peinlichen Auftritt zu erholen. Er wußte wohl, daß Frau von Maintenon sie besucht hatte, und was verhandelt worden. Aber er erwähnte, wie jene versprochen, nichts davon und gab in Wort und Miene die frühere Artigkeit kund.

Auch den Herzog von Chartres behandelte er mit vieler Freundschaft, und nachdem in Gegenwart der Drei Monsieur's Testament verlesen worden war, kündigte er dem Herzoge an, was er hinsichtlich seiner verfügt. Er hatte Wort gehalten und die Zukunft seines Neffen mit wahrhaft väterlicher Güte und zugleich königlicher Großmuth bedacht.

Er ertheilte dem nunmehrigen Herzoge von Orleans den ungeschmälerten Besitz des Ranges, der Ehren, Würden und Einkünfte, die sein Vater genossen, ohne die bisher vom Herzoge bezogenen Pensionen zu verringern, so daß Jener, nachdem er das Witthum und das Eingebrachte seiner Mutter ausgezahlt, noch fast zwei Millionen jährlicher Einkünfte behielt, das Palais Royal, Saint Cloud und eine Menge anderer Schlösser und Güter nicht gerechnet. Außerdem verlieh ihm der König die Wache und die Schweizergarde seines Vaters (eine Ehre, die bisher nur den Söhnen der französischen Könige zu Theil geworden war), einen Kanzler, einen Generalprocurator, in dessen Namen er seine Rechtshändel führen könnte, und das Recht, mit Ausnahme der Bisthümer, alle Pfründen seiner Apanagen zu besetzen, und außerdem zu seinen bisherigen Cavallerie- und Infanterieregimentern noch die seines Vaters.

Die Einkünfte von Madame wurden ebenfalls bedeutend erhöht, und zu ihrer unendlichen Freude war weder vom Kloster noch von Montargis die Rede; auch erhielt sie die Gemächer ihres verstorbenen Gatten in Versailles und Marly noch außer den ihrigen und, obschon sie sich um der Trauer willen für einige Zeit der Jagd und öffentlicher Schauspiele enthalten mußte, so war doch der König so artig, ihr zu erlauben, wie gewöhnlich an seinen Soupers Theil zu nehmen, und sie, so oft bei der Frau von Maintenon Schauspiel,

Digitized by Google

Concert oder andere Vergnügungen stattfanden, zu denselben einzuladen. Auch hinsichtlich ihrer Kleidung ertheilte er ihr einige Dispense. Der Sitte jener Zeit gemäß sollte sie eigentlich in Klostertracht, mit einem langen Trauermantel, einem sie dicht verhüllenden Schleier und einer Wittwenbinde erscheinen; aber da ihr jede Art von Vermummung unerträglich war und sie darüber klagte, daß jene Kleidung sie beenge und ihr Kopfschmerz verursache, so gestattete ihr der König, daß sie sich in einfacher Nonnentracht mit einem großen Kreuze auf der Brust öffentlich zeige.

Seinem Neffen einen Heerbefehl und ein Gouvernement anzuvertrauen, — dazu hatte sich jedoch Ludwig XIV noch immer nicht entschließen können; allein er wich doch bald hernach von seiner bisherigen Gewohnheit so sehr zu dessen Gunsten ab, daß er ihm als Prinzen von Geblüt den Zutritt zum Conseil gewährte. Aber der Freimuth, den der Prinz hier kundgab, mißfiel ihm, und die treffende Einsicht, von der manche seiner Bemerkungen zeugten, flößte ihm, der so ruhmsüchtig war, stets und in allen Dingen das beste Urtheil besitzen zu wollen, und der besonders auf seine Kriegskenntnisse sich soviel einbildete, eine Art Eifersucht ein. Noch mehr aber nahm er es ihm übel, daß er sich mit so rückhaltlosem Tadel über die Kriegsführung der meisten seiner Generäle aussprach, und als er erfuhr, daß der Herzog bei der Nachricht von der Verleihung des Gouvernements der Franche Comté an Tallard, der die Schlacht bei Höchstädt verloren hatte und selbst in Gefangenschaft gerathen war, geäußert hätte: „man müsse doch dem Manne, der Alles verloren habe, Etwas wiedergeben," ward er sehr verdrießlich und äußerte ärgerlich: „auch Turenne habe Schlachten verloren, und das Tadeln und Mäkeln sei stets leichter als das Bessermachen."

Digitized by Google

Drittes Kapitel.

Der Krieg in Italien.

I.

Ludwig XIV war während des spanischen Erbfolgekrieges, der nun schon seit länger als drei Jahren entbrannt war, nicht glücklich in der Wahl seiner Feldherren; er ließ sich mehr von Laune, persönlicher Zuneigung, von Fürsprechungen oder Einreden der Frau von Maintenon als von einer einsichtsvollen Erwägung ihrer Fähigkeit bestimmen. Die Folge war fast fortwährendes Unglück. Weil er sie aber einmal gewählt, so wollte er nicht ihrer Unfähigkeit den Verlust der Schlachten beimessen, lieber der Ungunst des Glückes, nicht zu berechnenden Umständen, und wenn sie dann mit ihrem Unglück beladen vor ihm erschienen, nahm er sie fast gnädiger auf als andere, die ihm Lorbeeren heimgebracht.

Aber gegen keinen seiner Generäle übertrieb er diese Schwäche so sehr, wie gegen den Marschall Villeroi. Dieser war mit ihm aufgewachsen, immer in seiner Nähe gewesen und, obgleich höchst unbedeutend an Geist wie Charakter, ihm doch vielleicht eben dieser Unbedeutenheit wegen bequem und durch die Gewohnheit langjährigen Umgangs lieb geworden. — Er war nicht eigentlich ein Freund des Königs; Ludwig XIV war zu stolz, sich gegen irgend einen Mann zur Freundschaft herabzulassen. Solche Vertraulichkeit hätte die Unnahbarkeit seiner hehren Majestät beeinträchtigen können, und er gestattete sie sich daher nur gegen ein Geschlecht, das von Natur schon dem seinigen untergeordnet zu sein schien. Villeroi war aber derjenige von seinen Höflingen, den er am meisten mit seiner Gunst und seinem Vertrauen ehrte, für den er wenigstens das Gefühl, das der Freundschaft zunächst kommt, ein gemüthliches Wohlwollen, eine fast herzliche Anhänglichkeit empfand. Sei es nun, daß ihn seine

Digitized by Google

Zuneigung über Villeroi's Unfähigkeit täuschte, sei es, daß dessen hofmännische Gewandtheit in dem König eine höhere Vorstellung von seiner Begabung erweckte, genug Ludwig XIV wünschte, eben weil er ihn als seinen Günstling betrachtete, daß seine Gunst nicht als unverdient ausgelegt werden, daß jener sich selbst durch rühmliche Thaten auszeichnen möchte, und um ihm dazu Gelegenheit zu bieten, berief er ihn zu den wichtigsten Diensten, vertraute er ihm die höchsten Aemter des Staates an, ohne zu befürchten, daß vielleicht das Glück der Gunst nicht nachfolgen möchte, und fast, weil er der Meinung war, ihn, den er zum Marschall erhoben, auch zum großen Feldherrn bilden zu können.

II.

Seither hatte Catinat in Italien den Oberbefehl geführt, aber Frau von Maintenon, der seine wahrhaft edle und selbstständige Natur nicht zu schmeicheln vermochte, war ihm nicht günstig gesinnt. „Catinat", sprach sie zum König, „versteht wohl seinen Beruf, aber er weiß nichts von Gott. Sie dürfen Ihre Interessen nicht Männern anvertrauen, die unfromm sind."

Ueberdies ward er vom Statthalter und Generalcapitän des Mailändischen, Vaudemont, sowie dem Generallieutenant Tessé (die sich beide der Gewogenheit der Frau von Maintenon in hohem Grade erfreuten) mit jeder Art von Intriguen umgarnt, durch absichtlich hervorgerufene Schwierigkeiten belästigt und in allen seinen Operationen gehindert. Vaudemont war noch unter Karl II von Spanien auf eine Empfehlung des Kaisers Leopold hin mit der Statthalterschaft des Mailändischen belehnt worden und früher ein heftiger Widersacher Frankreichs gewesen. Auch dienten sein Sohn und Neffe sogar noch jetzt unter Eugen, und obschon er selbst sich zur Zeit, äußerlich mindestens, befliß, einen hingebenden Eifer für die französische Sache zur Schau zu tragen, so gab er doch durch verschiedene Zweideutigkeiten Veranlassung, daß Catinat gegen ihn den Verdacht geheimen Einverständnisses mit den Oesterreichern hegte. Dieser konnte wenigstens keinen Plan entwerfen, keine Expedition anordnen, ohne daß die Oesterreicher auf der Stelle davon Kenntniß gehabt hätten, und ohne daß man bei fast jeder Unternehmung auf einen doppelt so starken Feind gestoßen wäre.

Er beklagte sich darüber. Er meldete es dem Hofe, aber Nie-

Digitized by Google

mand unterstützte ihn dort, und so blieben seine Klagen nicht blos unbeachtet, sondern mehrere seiner speciell an den König abgestatteten Berichte wurden diesem auf Befehl der Frau von Maintenon vom Kriegsminister völlig vorenthalten. Weil er aber beim Heere nicht beliebt war, denn er war strenge, verschlossen, trocken und wortkarg, und hielt mit fast peinlicher Genauigkeit auf Ordnung und Mannszucht, so benutzte Tessé, der gern an seiner Stelle den Oberbefehl erlangt hätte, diesen Umstand, um dem Hofe alles mögliche Nachtheilige über ihn zu melden, ihn als einen ungeschickten Feldherrn darzustellen, und fand mehr Glauben. Vaudemont, mit jenem im Einverständniß, war noch feiner. Er gab nur leise Winke, Nichts und Alles sagende Andeutungen, ohne sich offen über irgend etwas Bestimmtes auszulassen. Er stellte sich, als wolle er einen so berühmten Feldherrn schonen, als wünsche er Unrecht zu haben, und rief durch diese listige Zurückhaltung gerade die allerungünstigste Meinung hervor.

Catinat aber, mit Mißtrauen vom Hofe behandelt und mit künstlich in den Weg gelegten Hindernissen, wo nicht mit Verrath kämpfend, konnte zu keiner erfolgreichen Wirksamkeit gelangen. Wie vorsichtig er auch seine Truppen ordnete, wie gute Pläne er auch entwarf, er war gelähmt und mußte den Oesterreichern, die anfangs nur in schwacher Anzahl und weit entfernt waren, Zeit lassen, sich zu verstärken, vorzurücken und fast alle Flüsse ohne Schwierigkeit zu passiren, ja er mußte sich sogar, nachdem eine 10,000 Mann starke Abtheilung seines Heeres bei Castagnaro geschlagen und dadurch Carpi gefallen war, hinter den Mincio zurückziehen.

Er ward, sowie dem König die Nachricht von jener Schlappe und seinem Rückzug zugekommen war, auf der Stelle abberufen, und Villeroi, der damals an der Mosel stand, mit dem ihm abgenommenen Commando betraut. Als dieser letztere in Marly eingetroffen war und man erfahren, daß er erwählt worden, die Fehler Catinat's wieder gutzumachen, war das Erstaunen des Hofes groß. Jedoch der Höflingsgeist, der sich jedem Belieben des Königs fügte, versöhnte sich auch bald mit dieser Anordnung und ergoß sich in Complimenten und Lobeserhebungen. Nur der Herzog von Duras, des Königs Oberkammerherr, schüttelte das Haupt, und da er gerade im Dienst hinter dem König stand, sagte er so laut, daß dieser es deutlich hörte, zu dem in stolzer Gespreiztheit heranrauschenden Marschall: „Herr Marschall, der Hof beglückwünscht Sie zwar schon jetzt; ich aber werde mir erlauben, mit meinem Glückwunsch bis nach

Digitized by Google

Ihrer Rückkehr aus Italien zu warten." Villeroi ward fast verlegen, die Umstehenden lächelten und der König that, als hätte er nichts gehört.

III.

In Italien stand der Marschall unter dem Herzog von Savoyen, der, damals mit den Franzosen alliirt, als Generalissimus Frankreichs und Spaniens fungirte. Dieser war jedoch unruhig und aufstrebend und hielt nur so lange einen Anschluß an Frankreich für vortheilhaft, als in Italien ein entgegengesetztes Gewicht vorherrschend war. Ueberdies begann er zu fürchten, Ludwig XIV möchte beim einstigen Friedensschluß auf seine Kosten Concessionen machen; und da er überhaupt die Allianz mit Frankreich weniger aus tiefer Politik als um lockender Vortheile willen geschlossen, so hatte er sich schon seit einiger Zeit im Geheimen den Alliirten genähert, deren Anerbietungen ihm mehr Vortheile zeigten, da sie ihm 80,000 Thaler monatlich boten, während er von Frankreich und Spanien nur 50,000 Thaler erhielt. Er fing deshalb schon an, sich eine etwas freiere Stellung vorzubereiten, und sehr lästig war es ihm nun, daß ihm der Marschall Villeroi so oft seine Nähe aufdrängte. Auch glaubte dieser, als Oberfeldherr der französischen Truppen und als Liebling des Königs, sich dem Herzoge von Savoyen gegenüber größere Freiheiten herausnehmen zu dürfen, als ihm zukamen. Ueberhaupt mißfiel dem Herzog Villeroi's ganze hohle Persönlichkeit auf das äußerste, und er wartete daher schon seit längerer Zeit auf eine passende Gelegenheit, den Marschall recht fühlbar zu demüthigen und dadurch möglichst von sich zu entfernen.

Als er eines Tages in der Mitte aller Generäle stand, öffnete er plaudernd seine Tabatiere, um eine Prise zu nehmen. Villeroi, der ihm zur Seite stand, streckte gleichfalls seine Hand aus und bediente sich, ohne auch nur ein Wort der Bitte oder der Entschuldigung zu sprechen. Der Herzog ward glühendroth vor Zorn über eine so geckenhafte Unverschämtheit, ließ sofort die Dose fallen und rief einen Diener: er solle ihm anderen Tabak bringen. Dann blickte er den ganz bestürzten Marschall einen Augenblick mit spöttischem Lächeln an und nahm, als wäre nichts vorgefallen, den Faden der Unterhaltung wieder auf.

Auch als Feldherr war Villeroi nicht glücklicher. Er ward

Digitized by Google

gleichfalls vom Prinzen Eugen hinter den Oglio zurückgetrieben und vermochte nicht zu hindern, daß dieser unter den Mauern von Chiari eine feste, die Verbindung mit Tyrol sichernde Stellung einnahm. Catinat, der noch kurze Zeit beim Heere verblieben, erkannte die Unmöglichkeit, den Prinzen aus so vortheilhafter Position zu verdrängen, und warnte deshalb Villeroi, der diesen Plan gefaßt, nachdem sein Heer um 20,000 Mann verstärkt worden war. Allein viel zu stolz und selbstgefällig, um auf die Rathschläge eines Mannes zu hören, dessen Fehler zu verbessern er berufen worden war, erwiederte Villeroi mit prahlerischem Dünkel: Die Zeit bloßer Klugheit und Fachkenntniß wäre vorüber; jetzt käme es auf Kühnheit und rasche Entschlossenheit an. „Auch fehlt mir die so hoch gerühmte Eigenschaft der Vorsicht, zumal wenn ich stärker bin als der Feind.“ Er stürmte denn auch, aber die Folge seiner unklugen Zuversicht war eine klägliche Niederlage.

Und im nächsten Jahre ging es ihm noch schlimmer. Er ließ sich, als Eugen am 1. Februar 1702 einen nächtlichen Ueberfall auf Cremona ausführte, schmachvoll überrumpeln und gerieth selbst in Gefangenschaft, während die schon verlorene Stadt vom französischen Heere zurückerobert ward.

Jetzt hielt der Hof seinen Tadel nicht mehr zurück. Laut und in bitterster Weise sprach er sich über die vollkommene Unfähigkeit des Marschalls (eine Unfähigkeit, die er nicht blos jetzt, sondern auch schon früher, die er in allen Feldzügen, an denen er Theil genommen, verrathen hatte), sowie über den Nachtheil, den seine Kriegsführung Frankreich zufügte, aus. Aber Ludwig XIV litt solchen Tadel durchaus nicht. Er sagte, man wäre nur deshalb gegen Villeroi so strenge, weil man eifersüchtig auf ihn wäre und ihm seine, des Königs, Gunst und Freundschaft mißgönnte; ja er ging sogar so weit, daß er, theils um den Alliirten jeden Verdacht zu benehmen, theils um ihnen einen Beweis seiner Achtung und Freundschaft für den Marschall zu geben, einen offenen Brief an diesen richtete, worin er sein unerschütterliches Wohlwollen aussprach und ihn in der herzlichsten Weise über sein erlittenes Unglück tröstete.

Um dem Könige eine Artigkeit zu erzeigen und auch vielleicht weil sie glaubten, Frankreich mehr Schaden zuzufügen, wenn sie den Marschall zurücksendeten, als wenn sie ihn behielten, gaben ihn die Oesterreicher ohne Lösegeld frei, und in der That — die Niederlage von Ramillies war das Resultat dieser Großmuth.

Digitized by Google

IV.

Trotzdem man doch nun hätte glauben sollen, Ludwig XIV wäre endlich zu der Einsicht gelangt, daß für das Wohl seiner Heere in Villeroi's Händen schlecht gesorgt wäre, war er doch zu hartnäckig und zu selbstgenügsam, um nicht gegen die allgemeine Stimme Recht behalten zu wollen, und um eines Vorurtheils, einer Laune willen fast die Zukunft seines Reiches auf das Spiel zu setzen.

Villeroi, der endlich auch anfing, an seinem Feldherrnglücke zu zweifeln oder Mißtrauen in seine Fähigkeiten zu setzen, bat ihn sogar selbst, die ihm zugedachte Ehre des Commando's über die flandrische Armee auf einen Andern zu übertragen, und ihm zu erlauben bei Hofe zu verbleiben; allein der König wollte nicht.

Er wünschte eine entscheidende Schlacht in den Niederlanden zu liefern und wollte Alles aufbieten, sich den Sieg zu sichern. Die Last des Krieges fing schon an, ihn zu drücken; er wünschte ihn zu beendigen, aber er wollte den Frieden ertheilen, nicht ihn empfangen. Er hatte deshalb ganz außerordentliche Kriegsrüstungen gemacht, und da die Dinge in Italien und am Rheine gut standen, so hoffte er, daß diese Erfolge auch auf seine übrigen Unternehmungen günstig einwirken würden, und Villeroi war es, dem er die Gunst zugedacht, die Lorbeeren, die er sich von allen diesen Anstrengungen versprach, zu pflücken. Der Marschall mußte also gehorchen und sich zur Armee nach Flandern begeben.

Noch vor seiner Abreise ertheilte ihm jedoch der König den bestimmten Befehl, nicht eher die Schlacht, mit der er den Feldzug eröffnet wünschte, zu liefern, als bis Marsin, der bis jetzt am Rheine gestanden, sich mit ihm vereinigt, und dadurch sein Herr um achtzehn Bataillone und vierzig Schwadronen verstärkt hätte.

Da ihm aber auch der König zu wiederholten Malen seinen Wunsch ausgesprochen hatte, daß er schnell eine Schlacht liefern möchte, so glaubte Villeroi diesen Wunsch mehr berücksichtigen zu müssen als jenen Befehl, erst die Vereinigung mit Marsin abzuwarten.

Schon aus der ersten Depesche, die ihm der Marschall übersandt, erkannte Ludwig XIV diese Absicht, und da er die verderblichen Folgen einer übereilten Schlacht, die alle seine Anstrengungen vergeblich machen könnte, fürchtete, so sandte er nach einander vier Couriere an Villeroi ab, mit dem ausdrücklichen Verbot, sich vor

Digitized by Google

dem Eintreffen der Verstärkung auf irgend eine Unternehmung einzulassen.

Doch Villeroi besaß einen zu kurzen Blick, um die Nothwendigkeit dieser Anordnung einzusehen, und er war zu eitel und hochmüthig, um sich nicht von diesen wiederholten Befehlen verletzt zu fühlen. Als ihm früher der König so dringend anempfohlen hatte, so bald wie möglich eine Schlacht zu liefern, hatte er geglaubt, der König spräche diesen Wunsch so oft aus, weil er an seinem Muthe zweifle und es für nöthig halte, ihn anzuspornen; da er jetzt wieder von ihm verlangte, er solle erst Marsin's Ankunft abwarten, so meinte er, der König mißtraue seinen Talenten. Um ihm daher zu beweisen, wie ungegründet in beider Hinsicht sein Verdacht wäre, beschloß er so schnell wie möglich eine Schlacht zu wagen.

Der Zahl nach war sein Heer dem des heranziehenden Marlborough weit überlegen, und wie bei Chiari flößte ihm diese äußere Stärke so große Zuversicht ein, daß er durchaus nicht an dem Erfolg zweifelte und mit keinem Andern die Ehre des schon als gewiß erträumten glänzenden Sieges zu theilen Willens war. Er ließ sich daher voreilig, ohne Marsin's Ankunft abzuwarten, durch ein absichtlich von Marlborough verbreitetes falsches Gerücht aus seinen Linien locken und faßte bei Ramillies Posto.

V.

Bevor er jedoch diese Stellung eingenommen, hatte er dem König durch einen Courier gemeldet, wo er sich festzusetzen und in welcher Weise er seine Truppen aufzustellen gedenke.

Schon oft hatte sich der Herzog von Orleans im Conseil zum Verdrusse des Königs spöttisch und ungehalten über seine Generäle geäußert, und besonders nach der letzten Ernennung Villeroi's zum Oberbefehlshaber der flandrischen Armee dem Könige zu verstehen gegeben, daß er doch Unrecht thäte, sich an dessen schon so oft erprobte Unfähigkeit zu wenden, anstatt auch nur den Versuch zu machen, einmal seiner Kraft und seinem guten Willen zu vertrauen.

Um daher zu prüfen, ob wirklich (wie er kaum glaubte) den Reden des Herzogs mehr als nur ein ungestümer Drang nach Thätigkeit und die Verstimmung über dessen Nichtbefriedigung zu Grunde läge, forderte ihn Ludwig XIV auf, seine Ansicht über Villeroi's Plan, bei Ramillies Posto zu fassen, auszusprechen. Der Herzog

Digitized by Google

gab sie unverhohlen; er zeigte dem Könige das Fehlerhafte dieser Wahl und sagte, der Marschall würde unfehlbar geschlagen werden, beharre er in dieser Position. „Der Marschall von Luxembourg hätte sich niemals auf jenem Terrain aufstellen, noch dort eine Schlacht annehmen wollen. An Ort und Stelle hätte sich derselbe gegen ihn selbst auf das ausführlichste über die Nachtheile dieser Position ausgesprochen und die stichhaltigsten Gründe für diese Ansicht angeführt. Auch Villeroi wäre zugegen gewesen, hätte selbst vernommen, was alles der Marschall gegen jenes Terrain geäußert, und würde jetzt zu seinem und Frankreichs Schaden erfahren, daß es nicht gut wäre, zu vergessen, was einer der ersten Feldherren seiner Zeit geäußert, oder vielleicht klüger als dieser sein zu wollen." — Der König hörte mit einem ungläubigen Lächeln zu, erwiederte jedoch kein Wort. Der Erfolg rechtfertigte nur zu sehr die Voraussage des Prinzen, und Ludwig XIV überzeugte sich leider zu spät von den strategischen Talenten seines Neffen.

Villeroi hatte nicht nur ein schlechtes Terrain gewählt, sondern auch noch die natürlichen Nachtheile der Oertlichkeit durch eine zum Erstaunen fehlerhafte Schlachtordnung verdoppelt. Seinen linken Flügel hatte er vor einen Morast aufgestellt und dadurch vollkommen unfähig gemacht, zu agiren. Marlborough's scharfes Auge entdeckte sogleich den groben Fehler seines Gegners. Er erkannte, daß ihn der Morast vollständig vor dem linken Flügel der Franzosen deckte, warf sich daher mit seiner ganzen Macht auf deren Centrum und rechten Flügel und sicherte sich in rascher Entscheidung einen so vollständigen Sieg, daß dessen Glorie nur ein talentvollerer Gegner fehlte.

Villeroi war persönlich tapfer, aber das war auch Alles. Gleich nach dem ersten Angriff hatte er die Fassung verloren, eilte bald hierhin, bald dorthin, je nachdem ihm die Adjutanten die Schlag auf Schlag von allen Seiten hereinbrechenden Unfälle meldeten; aber für nichts wußte er Rath, und war nicht blos unfähig, in rascher Geistesgegenwart die jetzt nur zu deutlich gewordenen Fehler seiner Aufstellung soviel wie möglich zu verbessern, sondern vermochte nicht einmal seine Fassung soweit zu gewinnen, daß er auch nur den einfachsten Befehl hätte ertheilen können; er sah nichts, hörte nichts, dachte nichts, es war fast als hätte er die Besinnung verloren.

So ward die Niederlage vollständig; die Franzosen büßten auf dem Schlachtfelde über 13,000 Mann ein und 7000 Mann wurden gefangen; außerdem fielen dem Feinde ihre ganze Bagage, alle ihre

Digitized by Google

Fahnen und achtzig Kanonen in die Hände. Aber die Folgen waren noch weit verderblicher; die ganzen spanischen Niederlande wurden eine Beute der Alliirten.

VI.

Beim Empfang der Nachricht gerieth Ludwig XIV fast außer sich vor Zorn über Villeroi's Ungehorsam und vor Schmerz über den Verlust einer Schlacht, auf die er so große Hoffnungen gebaut und für deren Gewinn er alle Kräfte seines Reiches auf das äußerste angestrengt hatte. Er gebehrdete sich fast wie August, der vom Varus seine Legionen zurückverlangt. Frau von Maintenon, der sich Villeroi stets sehr ergeben und sogar nützlich erwiesen, suchte ihn zu entschuldigen und sagte, indem sie den König tröstete: „Sire, Sie müssen Ihren Kummer auf den Altar des Herrn legen." „Ach, Madame", erwiederte der König, „dreißig Bataillone Kriegsgefangener, welch ein Opfer!"

Gleichwohl verstand es Frau von Maintenon, seinen Unwillen zu beschwichtigen, aber er sah ein, daß es jetzt Zeit wäre, die Gunst dem Glücke weichen zu lassen. Er beschloß die Abberufung Villeroi's. Indessen war er diesem noch immer so zugethan, daß er die möglichst schonende Form wählte. Oeffentlich beklagte und vertheidigte er ihn, und ihm selbst schrieb er einen sehr freundlichen Brief, worin er unter anderem sagte: „das Glück wäre ihm im Kriege nicht hold, er riethe ihm und bäte ihn als sein Freund, bei ihm, dem König, um Enthebung vom Oberbefehl einzukommen. Er wünsche, daß es schiene, als hätte er ihn nur auf seine, des Marschalls, eigene, dringende Bitten abberufen. Er würde ihn mit größerer Freundschaft denn je wieder bei sich aufnehmen, sowie der Marschall sich versichert halten dürfte, daß er sich für ein Opfer erkenntlich zeigen würde, das ihm, dem Könige, sicher nicht weniger schwer fiele als dem Marschalle selbst, das aber die augenblickliche Lage der Dinge nothwendig erheischte. Niemand würde erfahren, daß er, der König, ihn zu diesem Schritte veranlaßt; er verspräche ihm, daß alle Welt überzeugt sein sollte, nur durch wiederholte Bitten hätte ihm der Marschall die Erlaubniß, den Heerbefehl niederlegen und an den Hof zurückkehren zu dürfen, abgenöthigt."

Doch Villeroi's Eitelkeit vermochte sich nicht zu einem solchen Opfer zu entschließen. Er würde sich entehren, behauptete er, wenn

Digitized by Google

er jetzt, nach dem Unglück das ihn getroffen, das Heer verlassen wollte. Vielleicht war es auch in der That ein gewisses Ehrgefühl, das ihm diese Ansicht einflößte; allein er hätte bedenken müssen, daß der Nachtheil, den seine Ehre erlitte, wenn er das Heer verließe, doch bei weitem nicht so groß wäre als der Schaden, den sein Verbleiben an der Spitze desselben dem Könige und Frankreich zufügte. Vier Jahre einer unglücklichen Kriegführung, in denen er fortwährend seine Unfähigkeit verrathen, die Verhöhnung des Hofes und aller Welt, die Spottlieder, welche seine eigenen Soldaten auf ihn sangen, die Bitte des Königs, der sich doch stets so sehr auf sein Bestes bedacht gezeigt — das alles hätte ihn lehren müssen, daß es jetzt Zeit wäre, freiwillig einer Stellung zu entsagen, für die es ihm an jeder Befähigung gebrach.

Aber er war verblendet. Jenen eigenhändigen Brief, womit ihn der König in seiner traurigen Lage geehrt, betrachtete er als eine ganz außerordentliche Gunst und diese Gunst machte ihn eitel. Er glaubte, daß Ludwig XIV, der ihn mit einer Güte und Freundschaft behandelt, wie sie kaum dessen nächsten Anverwandten gegenüber hätte größer sein können, ihm niemals gegen seinen Willen seinen Commandostab entreißen würde. Er antwortete daher dem König: „er hätte seinen Verstand noch nicht verloren, er wäre auch nicht verwundet, nicht krank, er wäre nur unglücklich, aber er glaubte sein Unglück durch keinen Fehler verschuldet zu haben. Er könnte unter keinem auch nur einigermaßen wahrscheinlichen Vorwand seine Entlassung fordern; er würde sich entehren, wenn er sich selbst des Commando's, mit dem ihn das königliche Vertrauen beehrt, für unwürdig erkläre, und würde dadurch sogar der Einsicht des Königs die größte Beleidigung zufügen."

VII.

Ludwig XIV war über diese Antwort etwas ärgerlich, doch nahm er sie nicht gerade übel, denn er trug der unangenehmen Lage Villeroi's Rücksicht. Aber er wollte und konnte dem Marschall doch jetzt nicht länger sein, seiner Heere und seines Staates Wohl preisgeben; er hatte fest beschlossen, ihm das Commando zu entziehen. Doch wollte er ihn noch immer schonen und schrieb ihm daher einen zweiten Brief, der mit denselben freundschaftlichen Worten dieselbe Bitte aussprach. Villeroi's Antwort aber war die nämliche und

Digitized by Google

so groß war die langmüthige Güte des Königs, daß sich dies sogar noch zweimal wiederholte. In seinem letzten Briefe schrieb Villeroi, der noch immer fest auf das unwandelbare Wohlwollen und die endliche Nachgiebigkeit Ludwig's XIV baute: Der König wäre Herr, er könne ihm sein Commando nehmen und aus ihm machen, was ihm beliebe. In ehrerbietiger Unterwürfigkeit würde er gehorchen und sich nicht beklagen. Das aber dürfe der König von ihm weder verlangen noch erwarten, daß er selbst etwas zu seiner eigenen Schande beitrüge.

Jetzt verlor der König endlich die Geduld. Er sah ein, daß er vergebens gehofft, einen so gedankenlosen Menschen seiner Verblendung zu entreißen. Er berief ihn ab und ertheilte den ihm entzogenen Oberbefehl dem Herzog von Vendome.

Wie ärgerlich er auch über Villeroi's thörichte Hartnäckigkeit war, hatte er dennoch die Güte, am Abend bei seinem Coucher dem Hofe anzukündigen: „der Marschall Villeroi hätte ihn so dringend um die Erlaubniß zur Rückkehr an den Hof gebeten, daß er ihm sein Gesuch nicht hätte abschlagen mögen." Als Jener dann am Hofe erschien, ging ihm der König bis an die Schwelle seines Cabinets entgegen, und als müßte er ihn über seine Unfälle trösten, sagte er zu ihm in wahrhaft zarter und liebenswürdiger Weise: „Herr Marschall, man ist in unserm Alter nicht mehr glücklich."

Aber auch selbst diesen äußersten Beweis gütigen Wohlwollens wußte Villeroi in seiner Thorheit nicht zu würdigen. Er war erbittert darüber, daß ihn der König wider seinen Wunsch abberufen; er fühlte sich in seiner Ehre gekränkt und wollte die Rolle des unschuldig Leidenden spielen.

Er konnte deshalb auch durchaus nicht zum Eingeständniß der von ihm begangenen Fehler und seines groben Ungehorsams gebracht werden. Er beklagte sich im Gegentheil laut und hochmüthig über den Kriegsminister Chamillart, dessen widersprechende Anordnungen allein seine Unfälle verschuldet hätten. Nun waren aber diese Anordnungen vom Könige selbst ausgegangen und vollkommen folgerichtig gewesen. Nur weil Villeroi Alles übereilt und verkehrt angefaßt hatte, war der von ihnen erwartete Erfolg ausgeblieben.

Diese Beschuldigungen verletzten daher das Selbstgefühl des Königs und dieses war zu empfindlich, als daß nicht jetzt seine langmüthige Nachsicht ein Ende gehabt hätte; er ließ den Marschall

Digitized by Google

fallen. So gütig wie er bisher gewesen, so kalt und gleichgültig ward er von nun an.

Villeroi merkte bald, daß er dem Wohlwollen Ludwig's XIV allzuviel zugemuthet. Er mußte empfinden, daß ihm der König zürne, daß er demselben lästig falle, und er, dem nur die Gnade des Königs die selbstgefällige Haltung und vornehme Wichtigkeit, womit er bisher dem Hofe imponirt, verliehen hatte, sank plötzlich zu der kläglichen Figur eines außer Gunst gerathenen Höflings herab. Bald darauf verließ er den Hof, zeigte sich nur selten dort und blieb, wenn er erschien, stets unbeachtet. Der König blickte ihn kaum an und ehrte ihn nie mit einer Anrede. Nur mit Frau von Maintenon unterhielt er im Geheimen einige Verbindung, und bis diese (wozu sie freilich fast sechs Jahre bedurfte) den König wieder zu seinen Gunsten umzustimmen vermochte, verweilte er fast beständig auf seinen Gütern.

VIII.

Ludwig XIV hätte jetzt gerne an des aus Italien abberufenen Marschalls Vendome Stelle den Herzog du Maine ernannt. Aber dieser war, wie sich der König mit Bedauern selbst gestehen mußte, nicht geeignet für den Oberbefehl. Früher war es sein Lieblingswunsch gewesen, einen großen Feldherrn aus ihm zu machen; er hatte ihn deshalb noch ganz jung zu den höchsten militärischen Würden befördert und schon im vierundzwanzigsten Jahre zum Generalfeldzeugmeister ernannt. Allein er hatte leider schon seit langer Zeit erfahren, daß der Herzog für den Krieg nicht tauge, daß es ihm dazu an den ersten, nothwendigsten Eigenschaften, an Muth und Tapferkeit gebreche.

Als der Herzog bei der Belagerung von Namur den linken Flügel der französischen Armee commandirte, sollte er eine feindliche Heeresabtheilung, die sich in die belagerte Stadt zu werfen beabsichtigte, und die man ihrer weit geringeren Stärke wegen zu umzingeln hoffte, angreifen. Allein unter allerlei Vorwänden suchte er sich dieser Expedition zu entziehen. Zuerst wollte er recognosciren lassen, dann mußte er beichten, dann seine Truppen ordnen, obwohl sie längst in aller Ordnung aufgestellt waren und ungeduldig auf den Befehl zum Angriff harrten — kurz vier- bis fünfmal ward ihm vom Marschall Villeroi, der das Obercommando führte, der immer

Digitized by Google

dringendere Befehl zugesandt, sich doch endlich in das Treffen einzulassen; aber er war nicht zu bewegen und ließ in der That die günstige Gelegenheit ungenützt vorübergehen.

Der Vorfall erregte Aufsehen. Die Holländer machten sich darüber lustig. In der Amsterdamer Zeitung ward die Schlacht geschildert und besonders erwähnt, daß der linke Flügel des französischen Heeres sich vorzugsweise ausgezeichnet hätte: „der Herzog du Maine hätte ihn befehligt und das Beispiel seiner außerordentlichen Tapferkeit hätte seine Truppen zur Bewunderung und Nacheiferung entflammt; nur durch seine Verwundung wäre der Erfolg gelähmt worden; man hätte ihn auf einer Sänfte aus der Schlacht tragen müssen."

Ludwig XIV ließ sich stets die holländischen Zeitungen vorlesen und er war daher sehr verwundert über alle diese Nachrichten, von denen die Depeschen Villeroi's auch kein Wort erwähnt hatten. Allein schon die nächste Nummer brachte ihm die ärgerliche Aufklärung: sie widerrief mit spöttischen Seitenblicken auf den Herzog du Maine den Kampf, den sie geschildert, und fügte hinzu, der linke Flügel wäre gar nicht zur Action gekommen, folglich der Herzog du Maine auch nicht verwundet worden. Der König ärgerte sich sehr über diesen Spott, und um nur seinen Unmuth auszulassen, schlug er einen Diener, den er einige Leckerbissen vom Nachtisch entwenden sah, so derbe mit seinem Rohr auf den Rücken, daß es zerbrach.

An den Herzog du Maine durfte er also jetzt nicht denken, und so entschloß er sich denn endlich, da ihm die durch den Erfolg so sehr bestätigte Voraussage des Herzogs von Orleans noch in der Erinnerung geblieben war, und da ja auch überdies die Zahl seiner fähigen Feldherren sich so sehr verringert hatte, seinen Neffen zu verwenden.

IX.

Längst hatte Philipp von Orleans der Hoffnung auf einen Heerbefehl entsagt und war daher auf das höchste überrascht, als der König noch an demselben Abend, als er verkündet, daß Villeroi seinen Abschied genommen, und nachdem er dem Hofe eine gute Nacht gewünscht, ihn aufforderte, noch einen Augenblick zu verweilen. Als sie dann allein waren, sprach er zum Herzog, er hätte die Absicht, ihm den Oberbefehl über das italienische Heer anzuvertrauen;

Digitized by Google

der Herzog von Vendome würde ihn in Italien erwarten und sogleich nach seiner Abkunft abreisen, um das Commando über die flandrische Armee zu übernehmen. Jedoch, fügte er hinzu, ernenne er ihn nur unter der Bedingung zum General, daß er nichts ohne die Zustimmung des Marschalls Villars, der unter ihm befehligen werde, unternehmen dürfe; er müsse ihm das mit seinem Ehrenwort versprechen.

Der Herzog empfand eine zu lebhafte Freude, sich endlich, ohne daß er darum gebeten, und nachdem er schon so lange die Hoffnung aufgegeben hatte, am Ziele aller seiner Wünsche zu sehen, als daß er großen Anstoß an jener Bedingung hätte nehmen können. Er bedachte nicht, mit wie hemmenden Fesseln ihn diese Verpflichtung belaste, daß er dadurch seine Selbstständigkeit preisgäbe und gerade dem entsagte, was allein der ihm übertragenen Würde Reiz und Werth verlieh. Er sah nur die Erfüllung seiner Wünsche, den glänzenden Wirkungskreis der sich ihm aufthat, das frische, bunte, thatenvolle Leben, die Ehre und den Ruhm, die ihm winkten — und er versprach gerne Alles, was der König von ihm verlangte.

Villars wollte indessen nicht unter dem jungen Prinzen dienen; er antwortete, als ihm der König den Befehl zusandte, nach Italien abzureisen: „der König hätte zu gebieten; er könnte ihm das Commando der Rheinarmee nehmen, ihn verwenden oder nicht verwenden; aber nach Italien zu gehen vermöchte er sich nicht zu entschließen, und er bäte daher den König, ihn in Gnaden von dieser Verfügung zu entbinden." Nur der stets so glückliche Villars durfte sich das herausnehmen. Ein anderer wäre nach solcher Antwort verloren gewesen; an ihn aber ward derselbe Courier, den er geschickt, mit der Weisung zurückgesandt, an der Spitze der Rheinarmee zu verbleiben und Marsin an seiner Statt nach Italien abgehen zu lassen. Auch hinsichtlich dieses Generals nahm der König seinem Neffen dasselbe Versprechen ab, das dieser ihm schon vorher in Betreff Villars' gegeben hatte.

X.

Die Ernennung des Herzogs hatte am Hofe wie in Paris allgemeinen Beifall gefunden; jedoch trübte sein Leichtsinn noch vor seiner Abreise diese Freude durch eine ebenso allgemeine Verstimmung.

Schon seit längerer Zeit stand er in galanten Beziehungen zu

Digitized by Google

Mademoiselle de Séry, ebenderselben, um derentwillen Monsieur's letzter Streit mit dem König entstanden war. Sie war Ehrendame der Mutter des Herzogs und besaß außer einem anziehenden Aeußeren einen sehr lebhaften und pikanten Geist, der ganz geeignet war, den sonst so sehr flatterhaften Herzog durch immer neue Reize fortwährend zu bezaubern und zu fesseln. Er hatte einen Sohn von ihr, und als seine Mutter, die über eine so unziemliche Verbindung auf das heftigste erzürnt war, sie aus ihren Diensten entlassen, nahm er sie zu sich ins Palais Royal, wo sie zum großen Aerger der Gemahlin des Herzogs bald die Herrscherin zu spielen verstand und, während jene fast einsam und verlassen lebte, sich mit einem kleinen, aber gewählten Kreise der anmuthigsten Gesellschaft umgab.

Schon längst hatte sie gewünscht, daß der Herzog von Orleans ihren Sohn, den wir unter der Regentschaft als Großprior von Frankreich und General der Galeeren wiederfinden werden, anerkennen möchte. Jedoch um nicht den Unwillen des Königs, dem dies Verhältniß schon um der ewigen Klagen seiner Tochter willen sehr zuwider war, noch mehr zu reizen, hatte Jener sich bisher immer noch geweigert. Da er indessen jetzt nach seiner Ernennung zum General des Königs Gunst zu besitzen schien, so drang seine Maitresse so lange in ihn, bis er sich endlich dazu verstand und auch die Zustimmung des Königs erwirkte.

Allein Mademoiselle de Séry fand es nicht schicklich, öffentlich als Mutter zu gelten und doch noch Mademoiselle de Séry zu heißen. Sie bewog deshalb den Herzog, ihr das Gut Argenton zu schenken und den König um einen Bestallungsbrief anzugehen, der ihr erlaubte, sich künftig Madame und Gräfin von Argenton zu nennen. Ludwig XIV versagte anfangs seine Einwilligung. Schon aus Rücksicht auf seine Tochter schien es ihm unpassend, das Werkzeug einer solchen Beförderung zu sein. Allein der Herzog bat so inständig und so lange, daß er ihm endlich, wenn auch sehr widerwillig, seinen Wunsch gewährte, und da vorher schon der erste Präsident des Parlamentes sowie der Generalprocurator gewonnen waren, so fand auch hinsichtlich der Eintragung in die Parlamentsprotocolle keine weitere Schwierigkeit statt.

Allein im Publicum erregte dieser Vorfall eine allgemeine Mißstimmung. Zum ersten Mal erklärte sich die öffentliche Meinung, die sich bisher noch wenig um die Thorheiten des Herzogs bekümmert hatte, unzufrieden mit seinem Benehmen.

Digitized by Google

XI.

In Italien, wohin wir ihm jetzt folgen, drehte sich alles um die Belagerung von Turin.

Der Herzog von Savoyen war endlich offen von Frankreich abgefallen. Die Fortschritte der Kaiserlichen in den Jahren 1702 und 1703 hatten für seine schon so lange schwankende doppelseitige Politik den Ausschlag gegeben. Der Augenblick war ihm zu günstig erschienen, um sich noch von den Rücksichten seiner nahen verwandtschaftlichen Beziehungen zum Bourbon'schen Königshause zurückhalten zu lassen; und als eben Vendome mit einer beträchtlichen Heeresabtheilung zur Unterstützung der bairisch-französischen Macht sich der bairischen Grenze genähert, hatte er insgeheim mit Oesterreich abgeschlossen und war somit der großen Allianz beigetreten.

Wie geschickt er indessen auch seine Maßregeln getroffen, so waren doch die unmittelbaren Folgen seines Abfalles ihm nicht günstig gewesen.

Der französische Gesandte in Turin, Graf Philippeaux, hatte schon lange seine Aufrichtigkeit beargwöhnt und durch seine Berichte vorzugsweise darauf eingewirkt, daß dem Herzoge gegen den Allianzvertrag das Obercommando über das französisch-spanische Heer entzogen worden war. Er hatte es auch jetzt verstanden, das Geheimniß der Conferenzen, die der Herzog seit einiger Zeit nächtlicher Weile in einem Landhause vor Turin mit dem Grafen Auersperg, dem kaiserlichen Bevollmächtigten, gehalten, zu durchdringen, und hatte den Versailler Hof aufs schleunigste von seinen Entdeckungen in Kenntniß gesetzt.

Ohne die offene Abfallserklärung abzuwarten, hatte darauf Ludwig XIV dem Marschall Vendome befohlen, von den beim französisch-spanischen Heere stehenden savoyischen Truppen die Offiziere verhaften zu lassen und die Mannschaft seinen Reihen einzuverleiben. — Dem Herzoge selbst hatte er dann in einem lakonischen Briefe verkündigt, welche Rache er für seinen Verrath an ihm zu nehmen gedenke. — „Weil", hatte er ihm geschrieben, „Religion, Ehre, Nutzen, Bündnisse und selbst Ihre eigene Unterschrift Nichts zwischen Uns festzustellen scheinen, so wird der Herzog von Vendome an der Spitze meiner Heere Ihnen meine Absichten mittheilen."

Diese Absichten waren: die Eroberung Savoyens und seine Einverleibung in Frankreich; und es hatte anfangs allen Anschein,

Digitized by Google

als sollten sie gelingen. Vendome war auf der Stelle zurückgeeilt; ein zu seiner Verstärkung abgesandtes und vom Marschall Tessé befehligtes Heer war in Eilmärschen durch Savoyen gezogen, und binnen kurzem waren alle hauptsächlichsten Plätze, welche die Päße in die Lombardei beherrschten, erobert. Der Herzog von Savoyen wäre jetzt seiner wankelmüthigen Politik zum Opfer gefallen, wenn nicht der österreichische General Staremberg mitten im Winter seine Quartiere aufgebrochen und sich nach einem schnellen, meisterhaften Zuge mit ihm vereinigt hätte. Jedoch waren sie Beide immer noch nicht stark genug, um den siegreich vordringenden Franzosen mit Erfolg Widerstand zu leisten.

Nizza und Villafranca fielen, ohne daß sie es verhindern konnten, Montmelione ward blokirt und die Kaiserlichen selbst in ihren Quartieren überrascht und hinter die Etsch zurückgeworfen. Und nachdem so die Feinde vertrieben und Montmelione, das einen Weg durch Savoyen ins Centrum von Piemont öffnete, nach achtzehnmonatlicher Blokade eingenommen war, befanden sich mit Ausnahme Turins, in das sich der Herzog, mit banger Ungeduld der verheißenen Ankunft des Prinzen Eugen entgegensehend, geworfen hatte, alle seine übrigen Besitzungen in den Händen der Franzosen. Diese waren daher eifrig bemüht, eine Festung zu erobern, die das einzige Hinderniß war, das noch der Befestigung ihrer Macht jenseit der Alpen entgegenstand. Man eröffnete demnach so eilig wie möglich die erforderlichen Verbindungswege; Verstärkungen wurden durch die Alpen herangezogen, und als dann alle die Vorbereitungen getroffen waren, die der Wichtigkeit der beabsichtigten Unternehmung entsprachen, schritt man zur Belagerung der Stadt.

Diese war übrigens gut befestigt, hinlänglich mit Proviant versehen, und unter dem Commando eines sehr tüchtigen Generals, des Grafen Daun, vertheidigte sie ein Heer von zehntausend Mann. Aber die großartigen Anstalten, die die Franzosen für diese Belagerung getroffen, würden dennoch sicher binnen kurzem vom glänzendsten Erfolg gekrönt worden sein, wären sie nicht leider durch die Unfähigkeit des Generals, der diese Unternehmung vorzugsweise leitete, alle vereitelt worden. Es war der Herzog de la Feuillade.

Auch er gehörte zu jenen Generälen, die der launenhafte Eigensinn Ludwig's XIV mit einer Aufgabe betraute, der ihre Fähigkeiten bei weitem nicht gewachsen waren. Er war der Schwiegersohn des in hoher Gunst stehenden Kriegsministers Chamillart; und weil sich

Digitized by Google

dieser für ihn verwandt, legte der König, obschon la Feuillade sich noch bei keiner Gelegenheit hervorgethan hatte, das Schicksal einer Unternehmung in seine Hände, die für die Wendung des Krieges von der größten Bedeutung war, auf die in diesem Augenblick ganz Europa mit gespannter Erwartung blickte.

Der Marschall Vauban hatte sich um das Commando beworben; allein obschon dreiundfünfzig glücklich ausgeführte Belagerungen wohl hinreichend für die Berechtigung seiner Bitte sprachen, obwohl der König ihm im Allgemeinen sehr wohlwollte und stets ein großes Vertrauen bewiesen hatte, obschon endlich Vauban in früherer Zeit (der Herzog von Savoyen hatte ihn sich von Ludwig XIV erbeten) die Festungswerke von Turin selbst vollendet hatte und also sicher der allergeeignetste General für deren Belagerung gewesen wäre, ward er dennoch übergangen.

Er bat darauf den König, unter jenem jungen Generale als Freiwilliger dienen und dessen Unerfahrenheit mit seinem Rathe beistehen zu dürfen, er wolle gern einstweilen seinen Marschallsstab „hinter die Thüre stellen", wie er sich ausdrückte. Er unterstützte diese Bitte mit einem Entwurf seines Angriffsplans, sprach sich mit einsichtsvoller Ausführlichkeit und mit Anführung der ihn bestimmenden Gründe darüber aus und machte sich mit seiner Ehre anheischig, die Belagerung zu einem glücklichen Ende zu führen. Der Kriegsminister, der der Geschicklichkeit seines Schwiegersohnes einer so schwierigen Unternehmung gegenüber nicht allzusehr vertraute, befürwortete selbst Vauban's Gesuch, allein dennoch schlug ihm der König auch diese Bitte ab. Man müßte, meinte er, auch den jüngeren Leuten Gelegenheit geben, sich auszuzeichnen; die alten Generäle sollten sich mit ihren erworbenen Lorbeeren begnügen.

XII.

La Feuillade ward also allein mit der Belagerung betraut. Statt dieselbe jedoch energisch anzugreifen, überließ er sich einer trägen Lässigkeit und verrieth bald durch die verkehrtesten Anordnungen, wie wenig er dieser Unternehmung gewachsen. Er griff zuerst die Citadelle von Turin, gerade den stärksten Punkt, an, und da er nicht die ganze Stadt umzingelt hatte, so konnte alle mögliche Hülfe, Lebensmittel und Munition hinein-, und der Herzog von Savoyen herauskommen. Sobald er dann erfahren, der Herzog

Digitized by Google

habe mit einiger Cavallerie Turin verlassen, unterbrach er die Belagerungsarbeiten und vergeudete, obschon durch das Herannahen Eugen's jede Stunde kostbar geworden war, die Zeit mit der Verfolgung des Herzogs, der sich in das Thal von Lucerna und die Schluchten der Alpen geworfen hatte und, besser als er mit dem Terrain vertraut, ihm stets entging.

Ludwig XIV ward unzufrieden und schickte Courier auf Courier mit dem Befehle ab, la Feuillade möchte sich doch ernstlicher der ihm bestimmten Aufgabe widmen und nicht einem Phantome nachjagen, das sich ihm nur zeige, um ihn von Turin fortzulocken und dem Prinzen Eugen Zeit zum Herankommen zu gewähren. — Er kehrte dann auch zur Belagerung zurück, allein die verlorene Zeit ließ sich nicht wieder einbringen.

Als der Herzog von Orleans angelangt war, führte la Feuillade ihn mit großem Selbstgefühl zu den Angriffswerken, zeigte ihm alle Schanzarbeiten und bildete sich viel darauf ein, die Sache schon so weit gefördert zu haben, allein der Herzog konnte mit nichts zufrieden sein. Er erkannte, daß man die Angriffswerke durchaus nicht an den passenden Punkten angebracht, und Catinat sowie Vauban, denen er seine Ansichten schriftlich mittheilte, stimmten vollkommen mit ihm überein. Gleichwohl glaubte er in la Feuillade den Schwiegersohn des Kriegsministers schonen zu müssen, aber er wollte ihm doch auch nicht den Erfolg der Unternehmung aufopfern. Er ließ deshalb vielfache Veränderungen vornehmen und befahl die Ausführung noch mehrer. Allein kaum war er abgereist, um mit Vendome zusammenzutreffen, so ließ la Feuillade alles wieder in den vorigen Stand herstellen und betrieb nach wie vor die Belagerung nach seinem einmal festgesetzten Plane.

Tapferkeit ließ sich ihm nicht absprechen; aber er war kein Feldherr. Die Phantasie beherrschte seinen Verstand und er zersplitterte seine Kräfte, weil er nicht fähig war, mit ruhiger Geduld einen festen Plan zu verfolgen. Da er überdies stets unüberlegt seinen augenblicklichen Einfällen nachgab, so fehlte es, wie er sich selbst nicht zu concentriren vermochte, auch seiner Wirksamkeit an Einheit. Außerdem war er herrisch, anmaßend, von maßlosem Ehrgeiz erfüllt, unfähig von Anderen zu lernen und viel zu stolz, deren Rath anzunehmen oder seinen Fehlern mit ihrer Einsicht abzuhelfen. Sein abstoßender, unzugänglicher Hochmuth, der die Offiziere zurückscheuchte, die Rücksichtslosigkeit, mit der er sich alles erlauben zu dürfen glaubte, seine launische Strenge machten ihn dem Heere beinahe

Digitized by Google

verhaßt. Die Fehler, die täglich begangen wurden, die Erfolglosigkeit alles dessen, was man bisher ausgeführt, raubten die Hoffnung auf ein endliches Gelingen. Man arbeitete daher nicht mit freudigem Muthe, war lässig und verdrossen im Dienst und that nur, was die unmittelbare Pflicht erheischte.

Eugen rückte immer näher, aber die Belagerung schritt nicht weiter fort; dann und wann wurden zwar einige Außenwerke genommen, aber es war mit Sicherheit vorauszusehen, daß die Kaiserlichen noch vor gänzlicher Vollendung der Umschanzungslinien zum Entsatze herbeigeeilt sein würden.

XIII.

Auch Vendome hatte sich Fehler zu Schulden kommen lassen. Er hatte im Jahre zuvor während der Abwesenheit Eugen's die Oesterreicher aus allen Stellungen zwischen Etsch und Po vertrieben, fast ganz Savoyen eingenommen und die Zugänge gesperrt. Aber jetzt war Eugen mit Hülfsvölkern herbeigeeilt, hatte den Rückzug des Ueberrestes der von Vendome zerstreuten österreichischen Armee, der aus 10,000 Mann bestand, gedeckt und nach der Ankunft von Verstärkungen einen Meisterzug gegen die Quellen der Brenta ausgeführt, war dann ins Veronesische gedrungen, hatte, um seine Verbindungswege zu sichern, ein Corps in San Martino gelassen, und nach dem Heranziehen successiver Verstärkungen hatte er alle Vertheidigungsanstalten der Franzosen vereitelt, sie durch verstellte Angriffe beschäftigt und den Uebergang über die Etsch erzwungen. Sofort war er darauf gegen den südlichen Theil des Po marschirt und hatte zwölf Bataillone, die jenseit des Po standen, gefangen genommen, sowie aller Fahrzeuge, welche die Franzosen auf diesem Flusse hatten, sich bemächtigt.

Durch mannigfache Fehler hatte Vendome ihm diese Vortheile erleichtert und war daher froh, seinen Nachfolgern die Folgen derselben aufbürden zu können. Er erwartete daher mit Ungeduld die Ankunft Marsin's, um dann sogleich nach Flandern abreisen zu können.

Doch besaß der Herzog von Orleans Einsicht genug, um nach kurzem Ueberblick den mißlichen Stand der Dinge zu erkennen. Er machte Vendome auf verschiedene Umstände aufmerksam, die noch jetzt vortheilhaft gegen den herandringenden Feind benutzt werden

Digitized by Google

könnten, und bat ihn unter anderem, bei Cremona eine Brücke zerstören zu lassen, die auf Vendome's Geheiß dort unnöthiger Weise über den Po geschlagen worden, und die jetzt nur dazu dienen konnte, den Feinden den Uebergang zu erleichtern. Vendome versprach es und reiste ab, nachdem er noch vorher mit dem Herzoge ein abermaliges Zusammentreffen in Mantua verabredet hatte.

Marsin war mittlerweile angekommen und der Herzog von Orleans versuchte mit einem Theile der von jenem herbeigeführten Truppen sich auf einer andern Seite dem Marsche der Oesterreicher zu widersetzen. Aber gerade als er zum Entsatze Goito's heraneilte, ergab sich dieses und der Plan war vereitelt.

Jetzt eilte er, mit Vendome in Mantua zusammenzutreffen. Das Erste, wonach er sich erkundigte, war, ob Jener die Brücke bei Cremona hätte abbrechen lassen. Es war nicht geschehen. Vendome glaubte den Prinzen Eugen noch weit entfernt. Vergebens berichtete ihm der Herzog, er wüßte ganz bestimmt, daß jener schon den weißen Canal überschritten hätte und sich Piemont näherte; es wäre vorauszusetzen, daß er mit derselben Leichtigkeit, mit der er über die übrigen Flüsse gedrungen, auch den Po passiren würde. Vendome wollte ihm nicht glauben. Allein noch während ihrer Unterredung traf die Nachricht ein, daß ein kleiner Trupp Feinde wirklich über den Po gesetzt wäre. Vendome meinte, es wäre möglich, daß vier oder fünf Soldaten hinübergelangt wären, aber die ganze kaiserliche Armee würde sich niemals über den Po wagen. Nach einigen Stunden traf indeß auch diese Nachricht ein. „Nun wohl," rief Vendome mit seiner gewöhnlichen Unverschämtheit aus, „sie sind herüber; ich habe es nicht hindern können. Was macht es denn auch? Sie werden noch ganz andere Schwierigkeiten zu überwinden haben, bevor sie in Piemont eindringen können." Dann sagte er plötzlich, indem er sich zum Herzog wandte: „Ihre Befehle, mein Herr! Ich habe hier nichts mehr zu thun, ich reise morgen ab."

Der Herzog wagte zwar nicht, dem Marschall Vorwürfe zu machen, aber er sagte ihm: da er ihn nun einmal durch seine Halsstarrigkeit in so gefährliche Lage gebracht hätte, indem er immer die Unmöglichkeit jenes Ueberganges behauptet, so möchte er doch wenigstens jetzt noch einige Zeit verweilen, um ihm mit seinem Rathe beizustehen, und ihn so gut wie möglich dieser durch seine Unvorsichtigkeit verschuldeten Verlegenheit zu entreißen.

Vendome besaß bei nicht zu bestreitenden Feldherrntalenten eine zu große Neigung zum Phlegma, die er nur im Augenblick der

Digitized by Google

Noth überwand. Nur in der Gefahr, in der Schlacht war er tüchtig, sonst lässig, indifferent und unvorsichtig. Außerdem war er cynisch schmutzig in physischer wie in moralischer Beziehung und doch höchst eitel, stolz und übermüthig, sobald er es ungestraft sein konnte, und hartnäckig bis zur Starrheit. Der Herzog von Orleans hatte ihm ein Handschreiben des Königs überbracht, worin dieser ihm meldete, daß er ihm den Vorrang vor allen übrigen Marschällen zuerkannt, sowie bestimmt hätte, daß diese überall seinen Befehlen Folge leisten sollten. Diese Erhöhung hatte sein schon vorher sehr starkes Selbstgefühl (er hielt sich für den ersten Feldherrn Europa's) noch mehr verstärkt, und da er überdies wußte, daß dem Herzoge nur eine sehr beschränkte Autorität vom Könige bewilligt worden wäre, ja daß er über nichts selbstständig entscheiden dürfte, so behandelte er ihn ziemlich ungezwungen, fast rücksichtslos. Deshalb hatte er auch, um ihm zu zeigen, daß, so lange er sich in Italien befände, er zu befehlen hätte, des Herzogs Bitten und Rathschläge so wenig beachtet, und daher war er auch jetzt nicht geneigt, seinem Wunsche, daß er noch länger verweilen möchte, nachzugeben. Nur nach längerem Drängen gewährte er ihm endlich noch vierundzwanzig Stunden, aber eine so kurze Frist reichte nicht aus, um für Alles, was versäumt worden und in rascher Eile ausgeführt werden mußte, Sorge zu treffen. Er besuchte einige Wachtposten, gab einige Anordnungen, und als dann die vierundzwanzig Stunden abgelaufen waren, verweilte er keinen Augenblick länger, die ganze folgenschwere Last seiner Fehler auf den Herzog werfend.

Dieser, der Vendome beim Könige aufs beste angeschrieben, sowie vom Dauphin und dem Herzog du Maine unterstützt wußte, hütete sich wohl, sich in seinen Depeschen über ihn zu beklagen; aber er verbarg doch auch nicht, in welcher kritischen Lage jener ihn verlassen hätte.

Er erwartete in Mantua la Feuillade, den er dorthin bestellt, um mit ihm verschiedene Maßregeln zu verabreden, sowie die Anzahl der Truppen zu bestimmen, die jener ihm vom Belagerungsheere überlassen sollte. Allein la Feuillade, der, statt von seinem Heere noch etwas abzugeben, die gesammte Armee um Turin vereinigt wünschte, entschuldigte sich mit seiner dringend erforderlichen Anwesenheit bei der Belagerung und bestimmte auch Marsin, nicht auf die Pläne des Herzogs einzugehen, sondern sich so eilig wie möglich Turin zu nähern.

Digitized by Google

XIV.

Der Herzog hatte, nachdem er die Feinde einige Tage beobachtet, beschlossen, zwischen Alessandria und Valencia eine feste Stellung zu nehmen, um die Kaiserlichen an der Ueberschreitung des Tanaro zu hindern oder, da dies der einzige Punkt war, von wo sie in Piemont hätten eindringen können, sie zum Kampfe zu zwingen. Er setzte Marsin von diesem Plan in Kenntniß und bat ihn, der sich demselben abgeneigt zeigte, auf das inständigste, auf seinen Vorschlag einzugehen. Er zeigte ihm, daß, wenn die Feinde nicht versuchen würden, jenen Punkt zu forciren, sie dadurch Turin preisgeben würden, und daß, wenn sie es wagen sollten vorzudringen, sie sich einem so ungünstigen Kampf aussetzen würden, daß fast gar keine Wahrscheinlichkeit des Erfolges für sie wäre. Allein mit allen möglichen Gründen, die er anführte, vermochte er Jenen doch nicht zu überzeugen. Marsin hatte la Feuillade sein Wort gegeben, nach Turin zu eilen, und wollte sich deshalb auf keine weitere Unternehmung einlassen.

Marsin besaß nur geringe Begabung; er war leichtsinnig, flüchtig und urtheilslos und immer nur mit seinem Vortheile beschäftigt. Er war mehr Höfling als Feldherr und kam jetzt, wo er sich dem Prinzen, dem er wegen seines hohen Ranges gerne jede mögliche Ehre erwiesen hätte, widersetzen sollte, recht sehr ins Gedränge. Allein sein erstes Gesetz war stets, sich um die Gunst derer zu bemühen, die ihm am meisten dienen oder schaden konnten; und da er dem Schwiegersohn des Kriegsministers, la Feuillade, dem sich erst neuerdings der König so gnädig bewiesen, daß er ihn Vauban vorgezogen, einen größeren Einfluß beimaß als dem Herzog von Orleans, so folgte er seiner Berechnung und brachte seine Neigung zum Schweigen.

Aber hätte er nur etwas tieferen Blick besessen, so müßte er erkannt haben, daß er gerade dann, wenn er auf den Plan des Herzogs einginge, la Feuillade den wesentlichsten Dienst leisten würde. Denn dadurch wäre den zum Entsatz Turins herbeieilenden Oesterreichern der Zugang abgeschnitten, damit alles gewonnen und auch der Erfolg der Belagerung gesichert worden.

Der Herzog von Orleans mußte also, da er dem Willen Marsin's vollkommen untergeordnet war, nachgeben, und beide langten am 28. August mit den von ihnen befehligten Truppen vor Turin an.

Digitized by Google

XV.

La Feuillade war durchaus nicht geneigt, sich der Autorität des scheinbaren Oberbefehlshabers zu beugen, er bedurfte nur Marsin's, und da er den gewonnen hatte, so wußte er den Prinzen gefesselt und sich im factischen Besitze der alleinigen Autorität. Indeß wollte sich der Herzog nicht so gutwillig jedes Einflusses berauben lassen. Er kämpfte mit aller Hartnäckigkeit, die er nur aufbieten konnte, gegen die Anmaßung la Feuillade's und die Schwäche Marsin's an. Aber das Ende aller dieser Streitigkeiten war doch immer, daß er, trotzdem er fast immer im Rechte war, nachgeben und sich eingestehen mußte, er habe sich selbst durch sein dem Könige gegebenes Versprechen jeder thatsächlichen Willensäußerung beraubt. Wenn er indessen auch fühlte, daß er im Grunde auf nichts weiter als auf die äußere Ehre des scheinbaren Anführers Anspruch machen dürfte, so hielt er es doch für seine Pflicht, bei der sich täglich deutlicher offenbarenden Einsichtslosigkeit jener Generäle so viel wie möglich wenigstens durch Rath und Vorstellungen auf ihr Urtheil einzuwirken. Allein je weniger Geist und Urtheilskraft Jemand besitzt und je reichlicher er sich mit beiden ausgestattet wähnt, desto leichter wird er starrsinnig. Je mehr sich daher der Herzog von Orleans bemühte, Jenen die Fehlerhaftigkeit ihrer Ansichten darzulegen, um so fester waren sie, besonders la Feuillade, entschlossen, auf denselben zu bestehen.

Nie fand daher zwischen den beiden Parteien eine Uebereinstimmung statt. Der gemeinsame Plan war zwar die Einnahme Turins und die Abwehr der herandrängenden Oesterreicher, doch hinsichtlich der Mittel und Maßregeln herrschte beständiger Zwiespalt. Bei jedem Plane, den der Herzog vorschlug, durfte er auf hartnäckigen Widerstand rechnen, und wie geneigt er auch war, seine persönliche Ansicht dem Wohle der Sache zu opfern, er konnte fast nie gut heißen, was Jene in Vorschlag und zur Ausführung brachten.

Gleich anfangs war er mit Recht erzürnt über la Feuillade's willkürliches Verfahren, der alles, was er, der Herzog, früher an den Belagerungsanstalten hatte abändern lassen, oder dessen Abänderung er angeordnet hatte, wieder in seinen früheren Zustand zurückversetzt oder unausgeführt gelassen hatte. Es schien ihm aber so wesentlich den Erfolg der Belagerung zu bedingen, daß er es, wenn auch erst nach dem heftigsten Widerspruch la Feuillade's, wiederherstellen ließ. Außerdem fand er die Belagerung auch nicht im Mindesten weiter

Digitized by Google

vorgeschritten, ja es waren sogar mehre Bollwerkswehren, deren Einnahme viele Anstrengungen und große Menschenopfer gekostet hatte, wieder verloren gegangen — kurz in Allem war der Stillstand so sichtbar, daß es fast schien, als wäre dem General sowohl wie seinem ebenso unerfahrenen Oberingenieur Tardif jeder Plan und jeder Rath, wie die Sache weiterzufördern, ausgegangen.

La Feuillade, dessen stets launenhaftes Temperament durch seine Verstimmung über die Erfolglosigkeit aller seiner Unternehmungen nur noch bitterer und zurückstoßender geworden war, hatte sich den Haß der höheren und der unteren Offiziere, wie der Soldaten in solchem Grade zugezogen, daß schon um seinetwillen sich Niemand mehr um das Gelingen kümmerte. Denn von keiner Nation gilt so sehr wie von den Franzosen, daß nur der gute Anführer den guten Soldaten macht. Der Franzose ist für gute Leitung außerordentlich empfänglich; sie erfüllt ihn mit Muth und siegesfreudiger Zuversicht. Merkt er dagegen seinem Generale Schwächen und Fehler ab, so wird er nachlässig, läßt die Hoffnung sinken und verfällt in Zuchtlosigkeit.

XVI.

Je mehr der Herzog von Orleans diesen mißlichen Stand der Dinge erkannte, um so größer war der Eifer, mit dem er sich der ihm gebliebenen Aufgabe widmete. Unausgesetzt besuchte er die Belagerungswerke, untersuchte die Verschanzungen und nahm das Terrain in Augenschein, auf dem Prinz Eugen wahrscheinlich heranrücken und den Entsatz versuchen würde; allein mit allem, was er von den Belagerungsanstalten wahrnahm, mußte er unzufrieden sein. Die Verschanzungen waren schlecht angelegt, viel zu weitläufig, unvollkommen ausgeführt und sehr schlecht bewacht. Und doch wäre die äußerste Sorgfalt und Wachsamkeit dringend nothwendig gewesen. Von allen Seiten kamen dem Herzoge Nachrichten zu, daß das kaiserliche Heer heranrücke und fest entschlossen scheine, den Entsatz zu versuchen.

Der Herzog faßte daher den Plan, dem Prinzen Eugen entgegenzueilen, sich des Ueberganges über die Dora zu bemächtigen und (was freilich hier weit weniger sicher als am Tanaro zu hoffen war) zu versuchen, dem Feinde die Zugänge nach Turin abzuschneiden. Jedoch war dieser Plan immer noch besser, als innerhalb der

Digitized by Google

Umschanzungslinien zu bleiben, da sie viel zu ausgedehnt und zu schlecht aufgeworfen waren, als daß auch nur mit der geringsten Wahrscheinlichkeit darauf zu rechnen gewesen wäre, sie überall schützen und halten zu können.

Allein auch diesen Plan vereitelte derselbe starrsinnige Widerstand. Marsin behauptete, wenn man die Belagerung unterbräche, würden die Feinde in Turin, das schon Mangel an Munition zu leiden begann, Pulver werfen; daran ließe sich um so weniger zweifeln, als man schon mehrere mit Pulver angefüllte Schläuche auf dem Po aufgefangen hätte, die die Feinde in der Hoffnung hineingeworfen, der Strom des Wassers würde sie den Belagerten zuführen.

Das Factum mochte wahr sein. Sollte es denn aber auch wirklich gelingen, Turin mit etwas Pulver zu versorgen, so würde doch darum, wenn nur der Entsatz der Oesterreicher verhindert ward, die Eroberung zwar etwas weiter hinausgeschoben, aber nicht unmöglich geworden sein; während man, wenn man die Ankunft der Feinde abwartete, zwischen zwei Feuer gerieth und mit weit geringerer Sicherheit auf einen günstigen Ausgang rechnen durfte.

Doch Marsin wollte nun einmal nicht nachgeben. Wenigstens sollte man doch, verlangte darauf der Herzog, aus den unmöglich zu haltenden Umschanzungslinien hinaustreten und dem Prinzen Eugen mit allen den Vortheilen eine Schlacht anbieten, die man verlöre, wenn man innerhalb der Schanzen verbliebe, die erst seit kurzer Zeit aufgeworfen, noch gar nicht ganz fertig und so weitläufig wären, daß sie sich unmöglich vertheidigen ließen. Der Prinz Eugen marschire schon lange Zeit durch vollständig zu Grunde gerichtete Länder, er hätte die außerordentlichsten Schwierigkeiten zu überwinden gehabt; sein Heer wäre durch Mangel und Anstrengungen erschöpft; wenn daher das wohlerhaltene und im Vollgefühl seiner Kraft befindliche französische Heer in raschem Angriff auf die ermüdeten Oesterreicher eindränge, so wäre ein Sieg kaum zweifelhaft.

Obwohl Marsin innerlich mit dem Herzoge übereinstimmte, so hatte er sich doch einmal vorgenommen, nur im Einverständniß mit la Feuillade zu handeln, und da er diesen vollkommen entgegengesetzter Ansicht wußte, so lehnte er auch diesen Vorschlag des Herzogs ab. Indessen willigte er in die Zusammenberufung eines Kriegsrathes, zu dem alle Generallieutenants hinzugezogen wurden. Außer la Feuillade und Marsin waren noch Albergotti, Saint Frémont, d'Estaing und einige andere höhere Offiziere zugegen. „Meine

Digitized by Google

Herren," redete sie der Herzog von Orleans an, „wenn wir innerhalb der Verschanzungslinien bleiben, so verlieren wir die Schlacht. Unsere Circumvallation hat einen Umfang von fünf Meilen; es ist unmöglich alle diese Schanzen zu vertheidigen; an einigen Stellen würden die Truppen nur zwei Mann hoch stehen, andere würden gänzlich entblößt sein. Ueberdies läuft die Dora durch unser Lager; sie wird unsere Truppen hindern, sich gegenseitig zur Hülfe zu eilen, und endlich bitte ich Sie zu bedenken, daß, wenn die Franzosen warten müssen, bis man sie angreift, sie ihre größten Vortheile verlieren, nämlich jene ersten Augenblicke eines ungestümen und stürmischen Andringens, die oft den Gewinn der Schlacht entscheiden. Glauben Sie mir, meine Herren, wir müssen dem Feinde entgegeneilen."

Allein diese einsichtsvollen Worte verhallten wirkungslos; theils aus Furcht vor dem Einflusse la Feuillade's, theils weil man Marsin mit geheimen, dem Vorschlage des Herzogs widersprechenden Instructionen versehen glaubte, wagte es Niemand, dem Herzoge beizupflichten. Nur ein einziger, d'Estaing, trat seinen Ansichten bei, alle anderen stimmten gegen ihn.

Erbittert über die Verblendung oder den Eigennutz der Offiziere, protestirte jetzt der Herzog feierlich gegen alles Unglück, das unfehlbar aus diesem unheilvollen Beschlusse hervorgehen würde, und erklärte sodann, wenn er so wenig Autorität besäße, daß sein Rath und Wille gar nichts gelten sollten, wäre es auch nicht gerecht, daß er den Schimpf der bevorstehenden Niederlage mit erlitte. Er verlangte darauf seinen Reisewagen und wollte augenblicklich abreisen. Jetzt geriethen Marsin, la Feuillade und die übrigen Generäle in Bestürzung. Sie baten den Herzog auf das dringendste, doch von einem so übereilten Entschlusse abzustehen und nicht sie und sich selbst dadurch zu entehren, daß er Angesichts der Feinde wegen Meinungsstreites mit ihnen das Heer verließe. Der Herzog hatte wahrscheinlich nur eine Drohung aussprechen wollen, und weil er zufrieden war, sich fest gezeigt und so offen ausgesprochen zu haben, daß die bevorstehenden Ereignisse nicht ihm Schuld gegeben werden dürften, ließ er sich zwar erst noch ein wenig bitten, endlich aber doch zum Bleiben überreden. Allein er erklärte, daß er sich fortan durchaus nicht um den Heerbefehl bekümmern, und selbst nicht einmal die Parole ertheilen wolle, und Alles la Feuillade und Marsin überlasse. Er hielt Wort und ließ sich durch Nichts von diesem Entschlusse abbringen.

Digitized by Google

XVII.

Der eigentliche Grund, warum sich la Feuillade so hartnäckig den Vorschlägen des Herzogs widersetzte, war die thörichte Hoffnung, daß Prinz Eugen die Umschanzungslinien nicht angreifen und sich zurückziehen, daß dann Turin fallen und der Ruhm der Eroberung nicht dem Herzoge von Orleans, sondern ihm, der die Belagerung geleitet, zu Theil werden würde. Marsin hatte zwar nicht diesen Grund, aber wenn er dennoch die Absichten des Herzogs nicht unterstützte, so that er es, theils weil er sich, wie wir gesehen, nicht la Feuillade's Feindschaft zuziehen wollte, theils weil er wirklich vom Kriegsminister, den die in den letzten Jahren so häufig gewordenen Niederlagen eingeschüchtert hatten, die Weisung empfangen hatte, sich möglichst auf die Defensive zu beschränken, und nur im äußersten Falle eine Schlacht anzunehmen. Allein er handelte, indem er diesem Befehle folgte, gegen seine innere Ueberzeugung. Wenn er auch die Annäherung Eugen's nicht so nahe bevorstehend glaubte, als er bei größerer Umsicht und sorgfältigerer Erwägung der täglich einlaufenden Nachrichten hätte annehmen müssen, so war er doch nicht so verblendet wie la Feuillade, um nicht die ungeheuren Nachtheile zu erkennen, denen sich die Franzosen durch die Vertheidigung der weitläufigen und auf den verschiedensten Punkten angreifbaren Verschanzungslinien aussetzen würden. Er war jedoch viel zu wenig urtheilsfähig, um zu verstehen, einen allgemein gehaltenen Befehl nach Zeit und Umständen zu modificiren, und um nur blindlings zu gehorchen, gab er ein Heer von 60,000 Mann einer wahrscheinlichen Niederlage preis.

XVIII.

Nachdem der Herzog von Orleans freiwillig dem Oberbefehl entsagt hatte, verweilte er fast beständig in seinem Zelte. Er schrieb an den König und beklagte sich in den stärksten Ausdrücken über Marsin und la Feuillade; gab ihm dann einen genauen Bericht von allem Vorgefallenen, schilderte ihm seine Pläne, deren Ausführung der Starrsinn Jener verhindert hätte, und theilte ihm endlich auch mit, daß er sich freiwillig vom Commando zurückgezogen hätte. Diesen Brief übergab er Marsin, ließ diesen ihn lesen und befahl ihm, ihn

Digitized by Google

dem ersten Courier, den er an den König absenden würde, mitzugeben; „er wolle ihn nicht selbst abschicken, da er ja dem Commando entsagt und nichts mehr bei der Armee zu bedeuten habe.“

In der Nacht vom 6. auf den 7. September (die der Schlacht vorherging) überbrachte man ihm, als er im tiefsten Schlafe lag, ein Schreiben von einem Parteigänger. Obwohl er Befehl gegeben hatte, ihn durchaus nicht mehr mit Angelegenheiten des Heeres zu behelligen, so wußten seine Diener doch, mit welcher leidenschaftlichen Spannung er allen Vorgängen folgte. Sie wagten es daher, ihn zu wecken, und sowie er das Billet gelesen, sprang er auch trotz seiner Erbitterung und seines früheren Entschlusses rasch aus dem Bette, kleidete sich an und eilte zu Marsin. Ihm war nämlich gemeldet worden, daß Prinz Eugen das Castell Pianezza angriffe, um den Uebergang über die Dora zu erzwingen, und daß man sicher darauf rechnen dürfte, daß, sobald ihm dies gelungen, er zum Angriff auf das französische Lager heranrücken würde.

Er fand, als er in Marsin's Zelt getreten, diesen ruhig schlafend. Er weckte ihn, zeigte ihm das Schreiben und forderte ihn auf, sofort dem Feinde entgegenzueilen, ihn anzugreifen, seine Ueberraschung zu benutzen und ihn wenigstens, falls Pianezza schon gefallen wäre, an der Ueberschreitung der Dora zu hindern. In demselben Augenblicke langte auch ein Adjutant Marsin's an, der die Nachricht des Parteigängers bestätigte und des Herzogs Vorschlag unterstützte. Allein der Marschall war unerschütterlich und wollte die Linien durchaus nicht überschreiten. Er behauptete, daß jene Nachricht falsch, daß ein so schnelles Herannahen des Prinzen Eugen unmöglich wäre, und rieth dem Herzog von Orleans, sich wieder zur Ruhe zu begeben; genug er wollte sich auch nicht zu der geringsten Anordnung verstehen.

Der Herzog war empört über solche verblendete Hartnäckigkeit. Ohne Marsin noch eines Wortes zu würdigen, begab er sich in sein Zelt zurück und beschloß fest, sich von jetzt an auch um gar nichts mehr zu bekümmern, da er es ja doch mit Tauben und Blinden zu thun hätte, die weder hören noch sehen wollten.

Kaum war er in sein Zelt getreten, so trafen von allen Seiten Nachrichten ein, daß Prinz Eugen sich nähere. Allein er wollte gleichgültig bleiben und sich durch nichts aus seiner Ruhe reißen lassen. Mehrere von den höheren Offizieren eilten zu ihm, unter anderen d'Estaing, der während des Kriegsrathes allein seinen Vorschlägen beigestimmt hatte. Sie baten ihn, doch jetzt seine erkünstelte

Digitized by Google

Gleichgültigkeit aufzugeben; sie beschworen ihn, sich den Truppen zu zeigen und denselben durch seine Gegenwart Muth einzuflößen; aber er wollte nicht und sie mußten ihn fast zwingen, zu Pferde zu steigen. Nachlässig ritt er dann im Schritt an der Lagerfronte auf und ab.

Alles, was zwischen ihm und den anderen Generälen während der letzten Tage vorgefallen war, hatte zu viel Aufsehen gemacht, als daß sich nicht die Kunde davon unter das ganze Heer verbreitet hätte. Sein hoher Rang, seine oft bewiesene Einsicht, sein Eifer und der sorgfältige Umblick, den er überall verrathen, seine Pläne und die wiederholten Vorschläge, die von ihm bekannt geworden, der Tadel, mit dem er sich über die fehlerhaften Anordnungen des unbeliebten Generals geäußert, die Festigkeit, die er im Kriegsrath gezeigt, sein kriegerischer Ruf, der sich seit Steenkerken und Neerwinden unter den Heeren verbreitet hatte (einzelne Soldaten waren selbst noch Zeugen seiner damals bewiesenen Tapferkeit gewesen), endlich sein ritterliches und freundliches Wesen hatten die Soldaten zu seinen Gunsten eingenommen, und sie murrten darüber, daß er das Heer nicht befehligen wolle.

Während er also an der Fronte des Lagers auf und ab ritt, bildeten sich zahlreiche Gruppen, die ihm zuschauten, und ein Soldat trat aus ihnen heraus, rief den Herzog bei seinem Namen und fragte ihn: „ob er denn wirklich ihnen seinen Degen versagen wolle?" Diese einfache Frage that mehr als alles Zureden und Bitten der Offiziere. Der Herzog antwortete dem Soldaten: „er spräche seine Bitte zu freundlich aus, als daß er sie ihm abschlagen könne"; und in demselben Augenblick unterdrückte er jede Erinnerung an die kränkenden Beleidigungen, die man ihm so vielfach zugefügt, vergaß seinen Groll und Unwillen und beschloß, selbst wider den Willen der anderen Generäle zu versuchen, ob er das Heer retten könnte.

Aber es war nicht mehr möglich, selbst wenn Jene auch ihre Zustimmung gegeben hätten, die Linien zu verlassen. Das feindliche Heer fing an sich zu zeigen und rückte in acht Colonnen und 25,000 Mann stark, so rasch vor, daß es unmöglich war, noch vor seiner Ankunft die dazu nöthigen Vorkehrungen zu treffen.

Marsin und la Feuillade, die sich nun wirklich in ihrer thörichten Hoffnung getäuscht sahen und zu spät erkannten, daß der Herzog Recht gehabt, waren fast unfähig, irgend einen vernünftigen Befehl

Digitized by Google

zu ertheilen, und dennoch so unverschämt, sich noch immer den nothwendigsten Anordnungen des Herzogs zu widersetzen.

Es waren große Lücken in den Linien. Der Herzog von Orleans ließ deshalb den Generallieutenant Albergotti, der mit sechsundvierzig Bataillonen auf einer entfernteren Hügelkette postirt war und in dieser Stellung ebenso wenig gegen Turin wie gegen den Prinzen Eugen etwas auszurichten vermochte, auffordern, herabzueilen und sich mit dem übrigen Heere zu vereinigen. Aber la Feuillade hatte ihm befohlen, nicht von der Stelle zu weichen, und deshalb war er trotz der wiederholten Befehle des Herzogs nicht zum Gehorsam zu bewegen. Während ihn dieser auffordern ließ, so schnell wie möglich herabzukommen, sandte ihm la Feuillade noch einmal in den gemessensten Ausdrücken die Ordre zu, sich nicht zu rühren. Er verblieb deshalb auch in seiner Stellung.

Aber der Herzog hatte fest auf seine Ankunft gerechnet und deshalb seine zweite Schlachtlinie geschwächt, um mit ihr entnommenen Schwadronen die sehr lückenhafte erste Linie zu verstärken. Das Ausbleiben der sechsundvierzig Bataillone unter Albergotti mußte also unersetzlichen Schaden verursachen. Auch andere Truppentheile, welche ebenfalls viel zu entfernt aufgestellt waren, wollte der Herzog heranziehen, aber la Feuillade, der den vom Herzoge von Orleans ertheilten Befehl vernommen hatte, stellte sich auf die Brücke, die jene passiren mußten, und gebot ihnen, umzukehren.

Diese Widersetzlichkeit war aber so grob, daß der Herzog, wollte er nicht für jetzt und immer jede Autorität einbüßen, sie unmöglich dulden konnte. Er eilte deshalb selbst herbei und forderte einen Offizier, der eine Schwadron des Regiments Anjou befehligte, auf, sich augenblicklich mit ihr in Bewegung zu setzen. Doch jener weigerte sich und der Herzog ward so empört über diesen schändlichen Ungehorsam, daß er ihn mit seinem Degen ins Gesicht schlug und ihm sagte, er würde dem König seinen Namen nennen.

XIX.

Um zehn Uhr (am 7. September) begannen Prinz Eugen und der Herzog von Savoyen, die sich bei Asti mit einander vereinigt hatten, die Franzosen anzugreifen. Zuerst leisteten diese kräftigen Widerstand, doch binnen Kurzem entstanden Lücken; es trat Verwirrung ein und bald war der Ausgang kaum noch zweifelhaft.

Digitized by Google

Mitten in der Schlacht empfing Marsin einen Schuß in den Unterleib; er sank nieder, ward gefangen und tödtlich verwundet in ein nahes Landhaus gebracht. Hier fragte er mehrmals, ob der Herzog von Orleans gefallen wäre. Als man es verneinte, nahm er aus seinem Portefeuille den Brief, den ihm der Herzog zur Ueberfendung an den König anvertraut hatte, legte ihn nebst andern Schriften in ein Packet und befahl, man solle dies dem Herzog nach seinem Tode übergeben. Dann ließ er einen Geistlichen holen, um zu beichten und die Sterbesacramente zu empfangen, und starb noch in der Nacht.

Kehren wir zur Schlacht zurück, die eine immer unglücklichere Wendung für die Franzosen nahm. La Feuillade that nichts, um dem einbrechenden Verderben zu wehren. Er war ganz außer Fassung gerathen, lief überall rathlos umher, raufte sich das Haar, jammerte und klagte, war aber nicht im Stande, irgend einen Befehl zu erlassen.

Der Herzog von Orleans ertheilte sie alle, aber seine Anordnungen fanden schlechten Gehorsam. Er zeichnete sich durch große Tapferkeit aus, bewahrte sich mitten im heftigsten Feuer eine unerschrockene Geistesgegenwart, richtete nach allen Seiten die thätigste Aufmerksamkeit und unterließ nichts, so viel wie möglich der immer größer werdenden Verwirrung Einhalt zu thun.

Ihm dicht zur Seite stand sein erster Almosenier, der Abbé Grancey, der muthig sein Leben wagte, um die Beichte der Verwundeten anzuhören, und die Truppen durch begeisternde Reden zur Tapferkeit zu entflammen. Doch zwei Schritte hinter dem Herzog raubte ihm eine Kugel das Leben. — Auch der Herzog selbst empfing mehrere Wunden; zuerst eine leichtere an der Hüfte, dann aber eine sehr gefährliche und schmerzhafte am Handgelenke; doch blieb er unerschütterlich, und als er gewahr ward, daß die Linien des Heeres zu weichen begannen, rief er die Offiziere bei ihren Namen, ermunterte die Soldaten und führte selbst, trotzdem er verwundet war, wiederholt die Bataillone und Schwadronen zum Angriff.

Endlich aber übermannte ihn der Schmerz. Er war durch großen Blutverlust geschwächt worden und mußte sich in sein Zelt zurückziehen, um sich verbinden zu lassen. Kaum hatten ihm jedoch die Chirurgen einen leichten Verband angelegt, so ertönte vor seinem Zelte der Ruf, die Schlacht sei verloren. Augenblicklich stürmte er wieder hinaus, um sich in das wildeste Getümmel zu werfen und zu versuchen, den rathlos hin- und herschwankenden Schaaren wieder

Digitized by Google

Halt und Muth einzuflößen. Aber der Schrecken hatte die Reihen der Franzosen ergriffen, die Disciplin hörte auf, man folgte nicht mehr dem Commando.

Dreimal hatte der Generallieutenant le Guerchois mit seiner Brigade die Feinde zurückgeworfen, ihre Kanonen vernagelt und dreimal die Schlachtordnung wiederhergestellt. Weil er aber zu viele Offiziere und Soldaten verloren hatte, um einem abermaligen Andrängen der Feinde Stand halten zu können, so forderte er, da er den Feind in frischer Stärke auf sich heranrücken sah, die nächste Brigade auf, sich mit ihm zu vereinigen und gemeinsam den Angriff des Feindes abzuwehren.

Später erfuhr man, Prinz Eugen hätte fast schon den Entschluß gefaßt, den Angriff einzustellen und den Rückzug anzutreten, wenn le Guerchois auch diesen vierten Angriff aushalten würde. Allein jene Brigade verweigerte diesem feiger und verrätherischer Weise ihren Beistand. Le Guerchois unterlag und gerieth selbst in Gefangenschaft.

Das war der letzte Augenblick der Ordnung gewesen. Jetzt stürzte alles in Verwirrung zusammen. Es entstand ein wildes Getümmel. Bald ward die Flucht allgemein und die höheren Offiziere gingen dabei mit schnödem Beispiel voran.

Der Herzog von Orleans sah endlich ein, daß die Schlachtordnung nicht wiederherzustellen wäre. Er war deshalb bemüht, dem Feinde so wenig Beute wie möglich in die Hände fallen zu lassen; aber mit wie kaltblütiger Sorgfalt er auch auf alles Bedacht nahm, er vermochte nur die leichte Artillerie zu retten. Das schwere Geschütz, ein großer Theil der Bagage, der Vorräthe und der Munition, ja selbst die Militärkasse, wurden von den siegreichen Oesterreichern erbeutet. Doch widersetzten sich diese dem Rückzuge der Franzosen nicht; sie waren erfreut über einen Erfolg, den sie nicht erwartet hatten, und begnügten sich mit dem Siege, froh, endlich einmal sich von ihren wochenlangen außerordentlichen Strapazen und Entbehrungen erholen zu können.

XX.

Noch vor dem Beginne des Rückzuges ließ der Herzog so viele Generallieutenants und höhere Offiziere, als sich in der wilden Eile herbeiziehen ließen, zu einem Kriegsrathe zusammenrufen. Er stellte

Digitized by Google

ihnen in gedrängter Kürze vor, daß es nur noch Zeit wäre, an den Rückzug zu denken und sich in die Lombardei zu werfen. Dadurch würden sie die Oesterreicher um Turin einschließen und ihnen den Rückzug abschneiden. In einem zu Grunde gerichteten Lande, wie es Piemont augenblicklich wäre, müßten Jene sich nothwendig aufreiben, da sie sich nicht ernähren, nicht hinausgelangen und noch weniger sich verstärken könnten; während das französische Heer sich in einem blühenden und reichen Lande befinden würde, wo es die Uebermacht besäße, und sich daher mit allem Möglichen versehen, von dem soeben erlittenen Verluste erholen und zu neuen Unternehmungen vorbereiten könnte.

Dieser Vorschlag fand jedoch nur sehr ungeneigtes Gehör. Die Offiziere sehnten sich nach Frankreich zurück; sie hofften wenigstens den Vortheil von ihrer Niederlage, daß sie es ihnen ermöglichte, die große Beute, die sie in Italien erpreßt hatten, in Sicherheit zu bringen. — La Feuillade, der doch sovielen Grund zum Schweigen hatte, war trotzdem unverschämt genug, auch noch diesen Plan des Herzogs zu bekämpfen, und zwar so hartnäckig, daß der Herzog, aufs äußerste gereizt über eine so empörende Anmaßung, ihm schroff zu schweigen gebot, und die Anderen aufforderte, ihre Meinung zu äußern. Aber wiederum war von Allen der Generallieutenant d'Estaing der einzige, der seinem Vorschlage beistimmte; die Uebrigen schwiegen entweder oder führten alle möglichen Gründe dagegen an, aus denen jedoch nur zu deutlich ihr persönlicher Eigennutz hervorleuchtete.

Der Herzog verlor endlich die Geduld; er hob den Kriegsrath auf und sagte: „weder Zeit noch Ort gestatteten einen längeren Wortstreit; er wäre es endlich müde, immer Recht zu haben und stets auf Unglauben und Ungehorsam zu stoßen; jetzt da er frei wäre, wollte er endlich einmal von seiner Autorität Gebrauch machen." Dann gab er den Befehl zum Rückzug in die Lombardei.

Jedoch die Anstrengung der Debatte, der Aerger über den fort und fort sich wiederholenden Widerspruch, die gewaltsame Aufraffung seiner Kräfte, um durch gebietende Festigkeit zu imponiren, hatten ihn erschöpft, er konnte nicht mehr; sein Geist und Körper brachen zu gleicher Zeit zusammen. Er hatte mit dem Heere zusammenmarschiren wollen, aber er war es nicht im Stande, er mußte sich in seinen Reisewagen werfen. Als er dann über den Po hinübergefahren war, hörte er drüben auf der andern Seite des Flusses die Generäle und Offiziere laut über seinen Entschluß murren und

Digitized by Google

beleidigende Aeußerungen über ihn thun. Sie waren erbost darüber, wider ihren Willen in Italien verbleiben und ganz außer Verbindung mit Frankreich gerathen zu sollen; sie wollten nicht gehorchen und nahmen sich vor, auf jede mögliche Weise den Plan des Herzogs zu vereiteln.

Dieser war noch nicht weit gefahren, als sich ihm in gestrecktem Galopp der Generalmajor d'Arennes näherte und ihm einen Offizier vorstellte, der berichtete, der Feind hätte einen Paß besetzt, durch den man schlechterdings hindurch müßte, um in die Lombardei eindringen zu können. Auf die Fragen des Herzogs versicherte dann der Offizier, jener Paß wäre stark verschanzt, das Regiment vom weißen Kreuz wäre dort aufgestellt; ganz deutlich hätte er die Fahnen desselben erkannt und müßte sich sehr täuschen, wenn er nicht auch den Herzog von Savoyen erblickt hätte.

Trotz dieses ausführlichen Berichtes konnte sich der Herzog nicht des Mißtrauens erwehren. Er befahl deshalb, daß man weiter marschiren sollte, da es immer noch Zeit genug wäre, umzukehren, wenn wirklich eine genauere Recognoscirung den Bericht jenes Offiziers bestätigen würde und man sich also in die Unmöglichkeit versetzt sähe, den Durchgang zu erzwingen.

So marschirte man denn weiter und sandte Kundschafter aus, die sich vergewissern sollten. Da aber die Generäle recht gut wußten, daß diese das Gegentheil melden würden (denn der ganze Bericht war eine lügnerische Erdichtung gewesen, durch die sie den Herzog zur Umkehr nach Frankreich hatten bestimmen wollen), so ließen sie, weil sie auf diese Weise ihren Zweck nicht hatten erreichen können, die Lebensmittel und Munition nach der französischen Seite zu abgehen, und nachdem man dann einen halben Tag marschirt war, meldete man dem Herzoge, daß es an Lebensmitteln und Munition fehle; diese hätten die Straße nach Frankreich eingeschlagen, und es wäre durchaus unmöglich, ohne sie in die Lombardei, deren Zugänge die Feinde überdies besetzt hielten, zu gelangen.

Die Wuth, die Verzweiflung des Herzogs über einen so sträflichen Ungehorsam, über einen so wahrhaften Verrath raubten ihm, der überdies heftig am Wundfieber erkrankt war und sich fast einer Ohnmacht nahe fühlte, den letzten Rest seiner Kraft. Er warf sich in seinen Wagen zurück und rief: „Man möge gehen, wohin man wolle, aber man solle ihm kein Wort mehr sagen."

Digitized by Google

Bald darauf erfuhr er denn auch, daß der Bericht jenes Offiziers in der That vollkommen erdichtet worden war, daß alle Pässe, die in die Lombardei führten, frei gewesen und daß sich nicht das mindeste Hinderniß seinem Rückzuge in dieselbe widersetzt hätte — das trieb seinen Schmerz auf die Spitze, und die dadurch hervorgebrachte Aufregung seines Gemüthes übte einen so nachtheiligen Einfluß auf seine Wunde aus, daß, als er in Oulx, mitten in den Alpen, anlangte, sein Zustand so bedenklich geworden war, daß er seine Reise nicht weiter fortsetzen konnte. Mehrere Tage lang schwebte er in wirklicher Lebensgefahr, doch seine kräftige Natur siegte und führte trotz unablässig auf ihn einstürmender Gemüthserregungen eine baldige Genesung herbei.

XXI.

Das Heer marschirte mittlerweile nach jener plötzlichen Umkehr von der Route in die Lombardei in umgekehrter Colonne auf Pignerol zu, ohne daß es vom Feinde in irgend einer Weise beunruhigt worden wäre. In Oulx aber gingen die Lebensmittel aus.

Trotzdem der Herzog noch immer in einiger Gefahr schwebte, war er doch der einzige, der sich auf alles bedacht zeigte. Auch jetzt traf er, von Niemand unterstützt, die eifrigste Fürsorge für die Herbeischaffung von Vorräthen. Sobald dann das Heer damit versehen und auch der Nachtrab in Oulx angelangt war, entsandte er, da ihm vor allem die Rückkehr nach Italien am Herzen lag, unter dem Befehle Vibraye's eine starke Abtheilung, die sich des Schlosses Bar, das die Verbindung mit Italien (über Ivrea) sicherte, bemächtigen sollte. La Feuillade, der sich jetzt bemühte, seine zahllosen Fehler durch eine geschäftige Dienstfertigkeit wieder gutzumachen, bat den Herzog, ihm diese Unternehmung anzuvertrauen. Es ward ihm gestattet. Aber stets saumselig, fahrlässig und unfähig, verzögerte la Feuillade den Abgang des Detachements um zwei Tage und vergaß dann doch noch, sich mit dem nöthigen Proviant zu versehen. Schon am zweiten Tage mußte deshalb der Marsch unterbrochen und erst der Proviant herbeigeschafft werden, und als dann, nachdem dieser angelangt war, das Detachement seinen Marsch fortsetzte, erfuhr es bald, daß ihm die Oesterreicher um zwanzig Stunden zuvorgekommen wären und Schloß und Paß besetzt hätten. La Feuillade's unverzeihliche Nachlässigkeit allein hatte diesen neuen

Digitized by Google

Unfall verschuldet, und es blieb nichts weiter übrig, als auf demselben Wege zurückzukehren.

Der Herzog, der noch immer am Kummer über die erlittene Niederlage krankte, sowie an dem Schmerze, daß trotz seiner richtigen Einsicht, trotz seines Eifers und guten Willens alle seine Bemühungen so ganz umsonst gewesen, weil ein bornirter Eigensinn die besten Pläne unwirksam gemacht hatte, war über diese neue Vereitelung seiner Hoffnungen aufs heftigste erzürnt. Er machte la Feuillade die bittersten Vorwürfe, und dieser, in dem sich endlich ein Fünkchen Selbsterkenntniß regte, ward so zerknirscht, daß er an seinen Schwiegervater, den Kriegsminister, einen Courier mit einer Depesche absandte, worin er ihm schrieb, „er lege sein Gouvernement der Dauphiné nieder, denn er verdiene keine Auszeichnung, er verdiene nicht, daß man ihn achte, er verdiene nicht die Gnade des Königs, er sei überhaupt nicht werth, auch nur zu leben."

Am nächsten Tage erbat er sich vom Herzoge die Erlaubniß, nach Antibes gehen zu dürfen, um den Abgang von Schiffen, die im Begriff wären, nach Genua zu segeln, zu benutzen. Er wolle sich von dort in die Lombardei zu Medarid begeben, um unter dessen Commando zu dienen und sich würdig zu machen, daß man seine Fehler vergesse. Der Prinz gab seine Einwilligung und Jener reiste ab.

Doch wollte Chamillart seinen Schwiegersohn nicht fallen lassen. Er legte die Depesche desselben dem Könige gar nicht vor, sondern schickte sie ihm mit demselben Courier, der sie gebracht, zurück und that alles Mögliche, ihn durch eine sehr liebreiche Antwort zu beruhigen, zu trösten und seinem Kleinmuth zu entreißen.

Zur selben Zeit erhielt der Herzog von Orleans von Seiten des Königs eine sehr gnädige Antwort, die sich auch günstig über seinen Plan, so bald wie möglich nach Italien zurückzukehren, aussprach.

Philipp von Orleans war stets gutmüthig; erlittene Kränkungen trug er nicht nach. Trotzdem sich la Feuillade so vielfach gegen ihn vergangen hatte, empfand der Herzog doch jetzt Mitleid mit dessen mißlicher Lage. Er sandte ihm deshalb rasch einen Courier nach, der ihn von der Einschiffung abhalten und ihm melden sollte, er möchte nach Briançon zurückkehren, wohin sich auch der Herzog, sobald der Zustand seiner Gesundheit es erlaubte, begeben würde. Er hätte Befehle erhalten, die seinen Wunsch, nach Italien zurückzukehren, zu begünstigen schienen, und da würde la Feuillade es doch gewiß vorziehen, mit dem gesammten Heere Italiens Boden wieder

Digitized by Google

zu betreten, als sich allein über Genua hineinzustehlen. La Feuillade war entzückt über die Güte des Herzogs; er reiste augenblicklich nach Briançon ab.

XXII.

Jedoch der Wunsch des Herzogs ging nicht in Erfüllung, die Schlacht von Turin kostete Italien. Der König entsagte dem Plane einer Rückkehr des Heeres dorthin und ertheilte der Armee Befehl, ihre Winterquartiere zu beziehen.

Der Herzog reiste darauf nach Versailles ab und traf am 8ten November dort ein. Er ward auf die freundlichste Weise vom Könige empfangen. Ludwig XIV ließ seinem Neffen volle Gerechtigkeit widerfahren, und wollten ihm auch einzelne mißgünstige Feinde die Schuld an den Turiner Unfällen beimessen, alle billig Denkenden, ja fast der gesammte Hof erkannten seiner Niederlage Lorbeeren zu. Aller Tadel fiel auf Marsin und la Feuillade.

Dieser Letztere war indeß nach Grenoble gegangen; jedoch schon einige Tage nach seiner Ankunft ward ihm der Befehl, augenblicklich abzureisen, da er des Gouvernements der Dauphiné enthoben wäre. Das war ein harter Schlag für seinen Ehrgeiz. Die Tröstungen Chamillart's hatten jedoch sein Selbstgefühl schon wieder so sehr gehoben, daß er sich einbildete, er könnte den Widerruf dieses Befehles erwirken. Er sandte deshalb Courier auf Courier an seinen Schwiegervater und klammerte sich mehrere Wochen hindurch an die Hoffnung, durch die Fürsprache desselben doch noch der über ihn verhängten Demüthigung zu entgehen. Allein der König gerieth in den heftigsten Zorn über eine so erstaunliche Langsamkeit, seinen Befehlen zu gehorchen, und Chamillart war genöthigt, an seinen Schwiegersohn den gemessenen Befehl ergehen zu lassen, augenblicklich zurückzukehren. Jetzt wagte dieser nicht mehr zu zögern, und zur Freude von Grenoble und der Dauphiné, wo er ebenso unbeliebt war wie bei der Armee, reiste er endlich ab.

Er verweilte mehrere Tage in Paris, ohne daß er sich in Versailles zu zeigen wagte. Endlich erhielt Chamillart nach vielen Bitten vom Könige die Erlaubniß, daß er ihn ihm vorstellen dürfte. — Da Chamillart fast jeden Tag im Zimmer der Frau von Maintenon mit dem König zusammen arbeitete, so begleitete ihn sein Schwiegersohn dorthin. Sobald der König sie im Vorsaale

Digitized by Google

erblickte (la Feuillade ganz zaghaft hinter dem Kriegsminister), erhob er sich, schritt bis zur Thüre des Salons und ohne ihm Zeit zu lassen, auch nur ein Wort zu äußern, sprach er zu la Feuillade mit ernstem Ton und Miene: „Mein Herr, wir sind Beide sehr unglücklich," und kehrte ihm sogleich den Rücken zu. — La Feuillade, der noch nicht die Schwelle überschritten hatte, gerieth ganz außer Fassung; er war zur Thür hinausgeworfen, bevor er noch durch sie hindurchgeschritten war. Niemals sprach der König seit der Zeit mit ihm. Man bemerkte, daß er stets, wenn er ihm begegnete, über ihn hinwegsah.

XXIII.

Die Unthätigkeit, in welche Philipp von Orleans jetzt wiederum zurückgesunken war, drückte ihn. Er hatte etwas zu Freies und Lebensvolles in seinem Wesen, um sich in die Einförmigkeit und die heuchlerische Devotion des Hofes hineinfinden zu können. Er gab überall Anstoß und empfand selbst Mißbehagen. Als daher Noailles und Tessé aus Spanien abberufen worden waren, sehnte er sich dorthin, um fern von den hemmenden Einflüssen des Versailler Hofes und unter einem jungen Könige, der seinen Anordnungen weniger Schwierigkeiten in den Weg legen würde, als er in Italien gefunden, den Beweis zu geben, daß er zu etwas Großem befähigt wäre.

Er wandte sich mit seiner Bitte an Frau von Maintenon, da er wohl wußte, nur dann auf Erhörung rechnen zu dürfen, wenn er diese Frau zur Fürsprecherin gewonnen. Sie verschaffte ihm denn auch die Einwilligung des Königs. Bei seiner Abreise empfahl ihm dieser, sich vor Allem der Freundschaft der Fürstin Orsini zu versichern und sich vor jeder Einmischung in irgend etwas, das nicht in unmittelbarster Verbindung mit den Kriegsangelegenheiten stände, strenge zu hüten. Dann fragte er den Herzog, wer denn die Personen seines Gefolges wären? Der Prinz nannte sie, unter anderen auch Fontpertuis. Bei diesem Namen stutzte Ludwig XIV. „Wie," sagte er mit strenger Miene, „wie, mein Neveu, Fontpertuis? Fontpertuis, der Sohn jener Jansenistin, der Närrin, die Herrn Arnauld (dem Hauptvertreter der Jansenisten) überallhin nachgelaufen ist?" „Meiner Treu, Sire," antwortete der Prinz, „ich weiß in der That nicht, was die Mutter gethan hat; aber was den Sohn

Digitized by Google

betrifft, der ist weit entfernt, ein Jansenist zu sein. Ich stehe Ihnen dafür, daß er nicht einmal an Gott glaubt." „Wär' es möglich, mein Neveu?" sagte darauf der König in besänftigtem Tone, „wär' es möglich?" — „Nichts ist gewisser, Sire; Sie dürfen sich fest darauf verlassen." — „Nun, wenn das ist, dann hat es nichts auf sich, dann mögen Sie ihn immerhin mitnehmen."

So beschränkt waren die religiösen Begriffe Ludwig's XIV, daß er es für höchst bedenklich hielt, wenn ein Jansenist den jungen Prinzen in den Krieg begleitete, für ungefährlich dagegen, daß sich ein glaubensloser Mensch in dessen Umgebung befand. Auch früher schon hatte er dieselbe Beschränktheit geäußert, gar keinen Glauben einem seiner Ansicht nach heterodoxen Glauben vorzuziehen. Er fragte einst seinen Bruder, was dessen Sohn denn für religiöse Grundsätze hätte. „Der besitzt", antwortete Monsieur, „die Grundsätze seines Erziehers, wenn Dubois überhaupt Grundsätze hat. Daß er kein Jansenist oder Hugenotte ist, das weiß ich; aber es scheint mir leider, als glaubte er weder an Gott noch an den Teufel." „Nun dann", meinte der König, „mag er den Herzog von Chartres auch ferner erziehen."

Der Herzog von Orleans liebte es selbst, wie wir gesehen haben, mit seinem Unglauben zu prunken. Jedoch wie frei und ungebunden auch seine Ansichten und Lebensweise waren, vor dem Könige hatte er einen solchen Respect, daß er nie wagte, in dessen Gegenwart seine wahren Gesinnungen und Neigungen zu verrathen.

Er wußte, daß der König es sehr übel vermerkt haben würde, wenn er, sobald er in Versailles oder Marly war, einmal die Messe versäumt oder sich in derselben nicht in Andacht versenkt gezeigt hätte. Er wohnte daher auch stets der Messe des Königs bei, aber anstatt sich erbaulichen Betrachtungen hinzugeben, ergötzte er sich an dem Anhören der prachtvollen Kirchenmusik oder er las als Gebetbücher eingebundene Romane.

Eine der Kammerfrauen seiner Gemahlin, die sich gerne zu den frommen zählte und wegen langjähriger Dienste sich leicht einige Vertraulichkeiten herausnahm, sagte eines Tages zum Herzog: sie hätte sich sehr über seine Andacht in der Kirche gefreut; sie hätte ihn beobachtet; während der ganzen Messe hätte er auch kein Auge von seinem Gebetbuche verwandt. „Sie sind sehr einfältig", war des Herzogs Antwort. „Sehen Sie, hieran habe ich mich erbaut", und er zeigte ihr Rabelais' Gargantua und Pantagruel.

Digitized by Google

Viertes Kapitel.

Ereigniſſe in Spanien.

I.

In Spanien, wohin wir Philipp von Orleans jetzt folgen werden, hatte ſich in der Zwiſchenzeit eine Reihe der wichtigſten Begebenheiten ereignet, Begebenheiten, die zu innig mit dem ferneren Verlaufe unſerer Geſchichte verflochten ſind, als daß wir uns eine kurze überſichtliche Betrachtung derſelben verſagen dürften.

Karl II, der letzte Sprößling des habsburgiſch-ſpaniſchen Stammes, war am 1. November 1700 geſtorben. Er hatte ein Teſtament hinterlaſſen, worin der Enkel Ludwig's XIV, Philipp von Anjou, zum Univerſalerben ſeines „in keiner Weiſe zu theilenden" Reiches eingeſetzt worden war. Ein von der Junta abgeſandter Eilbote überbrachte dies Teſtament dem ſpaniſchen Geſandten in Paris, Caſtel de los Rios, um es Ludwig XIV zur Annahme vorzulegen; im Falle der Ablehnung ſollte ebenderſelbe Courier nach Wien eilen, um die „ungetheilte und untheilbare" ſpaniſche Monarchie dem Erzherzoge Karl anzubieten.

Noch kurz zuvor, im März deſſelben Jahres, war, nachdem ſchon im Jahre 1698 zwiſchen Frankreich, England und den Generalſtaaten ein Vertrag über die Theilung jener Monarchie zu Stande gekommen, aber 1699 durch den Tod des mit dem größeren Theile der Erbſchaft bedachten Kurprinzen von Baiern ungültig geworden war, — ein neuer Theilungsvertrag zwiſchen denſelben Mächten abgeſchloſſen, nach welchem dem Sohne Ludwig's XIV, dem Dauphin, Neapel, Sicilien, die Häfen und Inſeln an der Küſte von Toscana, Finale und Guipuscoa, ſowie Lothringen und Bar (für die der Herzog von Lothringen mit Mailand zu entſchädigen), dem Erzher-

Digitized by Google

zoge Karl von Oesterreich aber alle übrigen Staaten der spanischen Monarchie zu Theil werden sollten.

Ludwig XIV gründete die Ansprüche seines Hauses auf dessen zwiefache Abstammung von der älteren weiblichen Linie des spanisch-österreichischen Stammes, während das Haus Oesterreich seine Ansprüche nur von der jüngeren weiblichen Linie herleiten konnte. Dagegen hatte dieses letztere den Vortheil, daß der Gemahlin Kaiser Ferdinand's III ebensowohl wie der Leopold's I die Rechte ihrer Geburt vorbehalten waren; Anna von Oesterreich aber und Maria Theresia, Ludwig's XIV Mutter und Gattin, hatten bei Abschließung ihrer Heirath ihren Erbrechten feierlich entsagt.

Allein schon im Devolutionskriege hatte Ludwig XIV bewiesen, daß er die Rechte seiner Gemahlin trotz deren Verzichtleistung noch nicht beseitigt glaube. Um so weniger ließ sich erwarten, daß er jetzt beim Erlöschen des spanisch-österreichischen Mannsstammes unterlassen würde, dieselben geltend zu machen, nachdem selbst Kaiser Leopold in dem 1668 mit Frankreich abgeschlossenen Theilungsvertrage eingeräumt hatte, daß die Entsagung Maria Theresia's keineswegs alle ihre Ansprüche aufhebe, sondern daß ihr noch ein fortdauerndes, nach Maßgabe der Umstände zu erweiterndes Recht zustehe. Da überdies England und Holland einsahen, daß Oesterreich nicht fähig sein möchte, seine Ansprüche auf die gesammte spanische Monarchie gegen das damals so mächtige Frankreich durchzuführen, und daß eine Theilung der Erbschaft ihren eigenen Interessen weit mehr entspreche, als eine ungetheilte Vererbung, so zeigten sie sich, als Ludwig XIV ihnen die Erneuerung eines Theilungsvertrages vorschlagen ließ, dazu gerne bereit, da sich nur so die Erhaltung des Friedens hoffen ließ.

Doch hatte die französische Regierung diesen Vertrag im Grunde immer nur als ein „pis aller" betrachtet, für die Eventualität, daß Karl's II Testament das Haus Oesterreich begünstigen würde. Jetzt aber war gerade der umgekehrte Fall eingetreten; der in den letzten Lebensmonaten Karl's II am Madrider Hofe überwiegende französische Einfluß hatte dem Hause Bourbon den Vorzug verschafft, sollte man jetzt auch noch am Theilungsvertrage festhalten und den Boten nach Wien ziehen lassen, während einem der Söhne Frankreichs die größte Monarchie der Erde als rechtsgültige Erbschaft zugesprochen worden war?

Die Alternative dieser wichtigen Frage war zu folgenschwer, als daß Ludwig XIV trotz seines orthodoxen monarchischen Selbst-

Digitized by Google

gefühls sich getraut hätte, sie allein zu entscheiden. Es ward ein Conseil berufen und im Gemache der Frau von Maintenon unter ihren Auspicien die wichtigste Berathung abgehalten, die je während der ganzen Regierung Ludwig's XIV stattgefunden. Der König selbst war für die Annahme gestimmt. Seinem Ehrgeize schmeichelte die Aussicht, daß fortan seine Macht bis zur Meerenge von Gibraltar reichen werde; aber er zitterte doch vor den Folgen, ihm bangte vor den Opfern, die ein neuer Krieg seinem schon erschöpften Reiche abfordern würde.

Er ließ, wie er es gewöhnlich that, zuerst die Minister ihre Meinung abgeben. Der Herzog von Beauvilliers sprach sich für den Theilungsvertrag aus; er meinte, daß es unter den gegebenen Verhältnissen dem Vortheile Frankreichs weit mehr entspräche, sich durch die ihm von England und Holland garantirte Hälfte der spanischen Erbschaft in friedlicher Weise zu vergrößern, als durch die Uebernahme des Ganzen jene Mächte auf die Seite des Kaisers zu treiben und vielleicht einen Krieg heraufzubeschwören, der die bedenklichsten Folgen herbeiführen könnte. Der Staatssecretär des Auswärtigen, Marquis de Torcy, widersprach: Auch mit dem Theilungsvertrage ließe sich der Friede nicht erhalten; jede Theilung der spanischen Monarchie würde unmittelbar zum Kriege mit dem Kaiser und Spanien führen, und Frankreich dürfte dann schwerlich auf den Beistand der Garanten jenes Vertrages rechnen. Dieser Vertrag wäre durch das später abgefaßte Testament aufgehoben; nur durch dessen Annahme werde das Recht gewahrt, lasse sich die Erhaltung des Friedens hoffen. Der verstorbene König von Spanien, dem es allein zugestanden, über sein Erbe zu verfügen, hätte es nach Recht und Gewissen zum Besten seines Reiches abgefaßt; es ließe sich darum in keiner Weise anfechten. Nur dem Dauphin stehe das Recht zu, Einsprache zu erheben; schweige aber er, als nächster übergangener Erbe, so müßten auch alle übrigen Theile sich zufrieden geben. Frankreich wolle keinen Krieg, aber die Ehre des Königs heische, daß er die alten, nie erloschenen und jetzt durch das Testament neu bestätigten Ansprüche seines Hauses, wenn es sein müßte, selbst gegen ganz Europa verfechte. Nach Torcy sprach der Kanzler; ohne selbst eine Meinung zu äußern, stellte er geschickt die Gründe, die für das Testament, und die, welche für den Theilungsvertrag sprachen, einander gegenüber, und schloß dann, daß nur der König entscheiden könne, was seinem Hause und seinem Reiche am heilsamsten wäre. Jetzt nahm der Dauphin das Wort; ihn reizte die Ehre, der Sohn

Digitized by Google

und der Vater eines Königs zu sein, und er entsagte gern zu Gunsten seines Lieblingssohnes den weit größeren Vortheilen, die ihm als einstigem Beherrscher Frankreichs der Theilungsvertrag versprach. Nur zu Gunsten seines Sohnes entsage er der Erbschaft, sprach er, sonst aber um keines Menschen willen auch nur dem geringsten seiner Ansprüche.

Nachdem auch die übrigen Minister ihre Stimme abgegeben hatten, forderte Ludwig XIV auch Frau von Maintenon, die der Verhandlung bisher schweigend zugehört hatte, auf, ihre Ansicht zu äußern. „Und Sie, Madame, was sagen Sie zu allem diesem?“ Sie spielte die Bescheidene: bei einer so wichtigen Frage könne doch unmöglich ihre Ansicht in Betracht kommen; aber der König bestand darauf, sie zu hören. Als sie trotzdem noch, scheinbar verlegen, schwieg, befahl er es ihr. Sie sprach darauf einige Worte, lobte die Uneigennützigkeit des Dauphins, mit der er zu Gunsten seines Sohnes der Erbschaft entsage, und stimmte dann für die Annahme. Ludwig XIV war jedoch noch immer unschlüssig. „Die Sache verdiene wohl, meinte er, daß man vor einer letzten Entscheidung darüber ausschlafe,“ und hob dann die Sitzung auf.

Einige Tage darauf, als inzwischen auch aus Spanien die günstigsten Nachrichten über die zufriedene Stimmung des Volkes eingetroffen, entschied er sich für die Annahme und begrüßte seinen Enkel vor dem versammelten Hofe als König von Spanien.

II.

Im Augenblicke der Trennung von seinem Enkel stellte Ludwig XIV ihm alle Prinzen des königlichen Hauses zum Abschiede vor und sagte dann: „Sehen Sie hier die Prinzen meines und Ihres Blutes. Die beiden Nationen müssen sich fortan als eine einzige betrachten, sie werden nur noch gleiche Interessen haben; und daher hoffe ich, daß diese Prinzen Ihnen ebenso zugethan bleiben werden wie mir. Von nun an giebt es keine Pyrenäen mehr.“ — Das war hinfort der Grundgedanke der Politik des Königs: Spanien und Frankreich in so inniger Verbindung mit einander, daß mit der Zeit das erstere in das letztere aufzugehen vermöge. Deshalb betrachtete er auch seinen Enkel eigentlich nur als seinen Vicekönig, sich als den wahren Herrn der spanischen Monarchie und glaubte, von jetzt ab über sie mit derselben absoluten Willkür wie über sei-

Digitized by Google

nen eigenen Staat schalten zu können. Die Schmeicheleien der Spanier bestärkten ihn in diesem Wahne. Man pries ihn als den Wiederhersteller und zweiten Schöpfer Spaniens; man ersuchte ihn, sich nach Madrid zu begeben und in eigener Person die Zügel der Gewalt zu ergreifen; die heilsame Luft Spaniens würde seiner Gesundheit wohl thun und bei der Ruhe, die in Europa herrsche, könne er Frankreich durch Stellvertreter verwalten lassen; er möge überhaupt ganz nach Belieben über alle Interessen Spaniens verfügen und überzeugt sein, daß man seine Befehle nicht weniger pünktlich ausführen werde, als in Frankreich.

Mit Wohlgefallen nahm er den Strom dieser schmeichlerischen Versicherungen entgegen und meinte scherzend: die Spanier hätten ihn zum Premierminister seines Enkels gemacht. Aber er täuschte sich, wenn er solche höfische Huldigungen, die ihm vorzüglich die beiden Häupter der Regentschaft, der Cardinal Portocarrero — der hauptsächlich darauf hingewirkt hatte, daß das Testament zu Gunsten der Bourbons abgefaßt worden — und der Präsident des Rathes von Castilien, Don Manuel Arias, darbrachten, für den wahren Ausdruck der Nationalstimmung hielt. Er täuschte sich überhaupt und mit ihm seine Minister über den Werth der Erbschaft, die er seinen Enkel hatte antreten lassen.

Die spanische Monarchie war zwar die größte der Erde, aber unter dem lähmenden Drucke des Despotismus einer Reihe abergläubischer, unwissender, jeder Aufklärung unzugänglicher Fürsten war sie in die kläglichste Ohnmacht gerathen; das Volk verdumpft durch bigotten Aberglauben und zügellose Sitten; der Adel in Trägheit und Etikettenstolz erstarrt; der Klerus in sclavischer Abhängigkeit von Rom lebend und, eine dem Staate völlig entfremdete Körperschaft, dem Throne Trotz bietend; die zahllosen Mönchsorden unwissend und bis zur Zügellosigkeit allen Lastern ergeben, die nur der Müßiggang im Schooße des Reichthums zu erzeugen vermag; die verschiedenen Provinzen jeder Gemeinsamkeit entbehrend und von Haß und Feindschaft gegen einander erfüllt; das Heer nicht besoldet und undisciplinirt, die Marine verfallen, fast gar keine Schiffahrt, Ackerbau, Industrie, Handel, kurz alle Triebfedern des Volkslebens verkommen und die Finanzen so zerrüttet, daß nicht einmal die für die Unkosten der Tafel und den Gehalt der Dienerschaft des Königs erforderlichen Gelder aufgetrieben werden konnten. So war der klägliche Zustand dieses Reiches, um dessentwillen Ludwig XIV die Gefahren eines Krieges mit ganz Europa heraufbeschwor. „Ich

Digitized by Google

kann nicht Worte finden", schrieb um jene Zeit der englische Botschafter in Madrid an seinen Hof, „den kläglichen Zustand dieser Monarchie lebhaft genug zu schildern, und glaube, daß Frankreich, wenn es hiervon gründlich unterrichtet wäre, vernünftige Auswege ergreifen würde, um sich, so gut es nur ginge, aus einer so mißlichen Lage herauszuziehen, in die sein Ehrgeiz es gebracht hat." — „Die Spanier bilden sich viel darauf ein, alle Welt, selbst den König von Frankreich, überlistet und ihm die Last, sie zu beschützen, aufgebürdet zu haben."

Die Spanier hatten sich freilich im Bewußtsein ihrer Ohnmacht, selbst und allein die Untheilbarkeit der Monarchie zu vertheidigen, gefreut, in dem damals mächtigsten Staate Europa's einen Beschützer zu finden, aber sie waren nicht gemeint gewesen, diesen Schutz mit etwas anderem als der Krone, die sie dem Sprößlinge des Bourbon'schen Königshauses aufgesetzt, zu bezahlen. Sie wollten nicht in Abhängigkeit von Frankreich gerathen; ihr neuer Fürst sollte sich ihnen einverleiben, nicht sie zu seinem Vaterlande hinüberziehen. Daher hatte es sie schon verletzt, als Ludwig XIV, im Widerspruche mit dem Testamente Karl's II, seinem Enkel bei seiner Abreise durch ein Edict alle die Rechte seiner Geburt in derselben Weise, als wenn er noch in Frankreich lebe, vorbehalten und offen ausgesprochen hatte, daß falls der Herzog von Bourgogne ohne Erben sterben sollte, Philipp V und seine Nachkommen fähig sein sollten, Frankreichs Krone zu erben, wodurch also dann doch Spanien mit Frankreich vereinigt werden würde. Sie waren ferner ungehalten darüber, daß Ludwig XIV nicht, wie sie erwartet, gewillt war, seines Enkels Krone mit den Mitteln Frankreichs zu verfechten, sondern gleich nachdem dieser in Madrid angekommen, ihnen zwei — bei dem damaligen Zustande der Finanzen unerschwingbare — Millionen zum Zwecke der Kriegsrüstungen abfordern und schon seinen Wunsch durchschimmern ließ, sich als Entgelt für die Opfer, die er selbst bringen wolle, von seinem Enkel die spanischen Niederlande abtreten zu lassen; daß er überhaupt durch seinen Gesandten, der selbst im Staatsrathe Sitz und Stimme hatte, Spanien unumschränkt beherrschen und sich unmittelbar in die innere Verwaltung des Reiches einmischen wollte, französische Beamte hinschickte, die, unkundig der spanischen Sitten, die Gefühle und Ansichten der Nation mißachteten und Spanien fast wie ein erobertes Land betrachteten, endlich daß er den französischen Pairs gleichen Rang, Ehren und Vorrechte mit den Granden von Castilien hatte ertheilen lassen und

Digitized by Google

nicht blos eine Vermischung des französischen Wesens mit dem spanischen, sondern selbst eine Bevorzugung des ersteren zu beabsichtigen schien.

Diese Unzufriedenheit, die Philipp's V Indolenz nicht zu versöhnen vermochte und die sich an immer neuen Anlässen nährte, machte sich allmälig Luft und führte allerlei Verwickelungen herbei, die um so gefährlicher waren, als die neue Regierung sich in einem bestrittenen Besitze zu befestigen hatte. Noch schwieriger gestalteten sich indeß die Verhältnisse, als sich unter der französischen Partei selbst ein innerer Zwiespalt hervorthat.

III.

Philipp V war der würdige Nachfolger seiner habsburgischen Vorgänger, ein Fürst, den die Natur dazu bestimmt, „sich einschließen und beherrschen zu lassen." — Bis zum Tode Karl's II hatte er als zweiter Sohn des Dauphin durchaus keine Aussicht auf den Thron gehabt und war daher, um die Ruhe der königlichen Familie zu sichern, durch eine strenge Erziehung an Abhängigkeit und unbedingte Unterwürfigkeit gewöhnt worden. Der Zwang aber, den man ihm angethan, hatte sein an sich schon sanftes, fast melancholisches Naturell so eingeschüchtert, ja verkrüppelt, daß er weder selbst zu denken, noch selbst zu wollen fähig war, und nur den Eigensinn der Schwäche und die Hartnäckigkeit der Trägheit als Ersatz jeder Selbstständigkeit behalten hatte. Er war so geistesschlaff, daß selbst die geringste Anstrengung ihn erschöpfte und, obwohl er nicht übel sprach, er sich doch kaum zum Sprechen zu entschließen vermochte. „Er spricht", sagt von ihm die Herzogin von Orleans, „unerhört langsam; ist ein gar guter Herr, doch ein wenig opiniatre. Er muß die Leute gar wohl kennen, um ein paar Worte mit ihnen zu reden, und läßt sich alles weis machen, was die, woran er gewöhnt ist, ihm sagen; weiter denkt er nicht."

Er war sehr fromm und fast peinlich gewissenhaft; aber da sich diese Regungen, die man sorgfältig bemüht gewesen war ihm einzuflößen, nicht mit der Fähigkeit, zu unterscheiden und zu urtheilen, verbanden und nur in ängstlichen Zweifeln, kleinlichen Bedenken ihren Ausdruck fanden, so war sein schwacher Geist dadurch nur um so haltloser geworden, und zu den vielen auf ihn einströmenden

Digitized by Google

Einflüssen auch noch der Herrschaft seines Beichtvaters der größte Spielraum gewährt.

Die meiste Zeit seines Lebens verbrachte er in trägem Müßiggang, in gedankenlosem Hinbrüten oder auf der Jagd, kaum im Stande auch nur äußerlich den Pflichten seiner Würde zu genügen. Um die Regierungsgeschäfte kümmerte er sich fast gar nicht, alles Denen, die ihn beherrschten, überlassend. Nur weil er mußte, erschien er im Staatsrathe, langweilte sich bei den Vorträgen der Minister, vergaß, was er hörte, ließ die wichtigsten Briefe und Depeschen ungelesen oder brachte sie seinen Vertrauten, ließ sie entscheiden und verkündete dann ihren Willen als den eigenen.

Diesem schwächlichen Fürsten ertheilte Ludwig XIV, als er ihn nach Spanien entließ, den Rath: sich nie beherrschen zu lassen, stets Herr zu sein und niemals weder einen Günstling noch einen Premierminister zu haben. „Hören Sie die Stimmen Ihres Conseil an, erwägen Sie seine Rathschläge, aber entscheiden Sie selbst. Gott, der Sie zum Könige gemacht hat, wird Ihnen, wenn Sie nur guten Willen haben, auch die nöthige Einsicht verleihen.“ Er hatte aber, da er die unselbstständige Natur seines Enkels kannte, nur im Sinne, daß er sich nicht von den Spaniern beherrschen lassen sollte; er selbst wollte ihn fortwährend leiten, in Wahrheit sein Premierminister sein, wie er scherzweise geäußert.

Zu diesem Zwecke hatte er ihm den Herzog von Harcourt mitgegeben, der unter dem Vorwand seines gesandtschaftlichen Charakters Erzieher des jungen Königs sein und an seiner Statt im Sinne Ludwig's XIV regieren sollte. Als jedoch der Herzog bald so schwer erkrankte, daß er an den Geschäften keinen Antheil mehr zu nehmen vermochte, trat an seine Stelle der Graf Marsin, um die gleichen Functionen auszuüben. Da um dieselbe Zeit Philipp V sich mit der Prinzessin Maria Louisa von Savoyen vermählte, so war man bedacht gewesen, um jeden störenden Einfluß, der aus dieser Verbindung hervorgehen könnte, fern zu halten, auch hinsichtlich der künftigen Königin ein ähnliches Verfahren zu beobachten. Zwar war die Prinzessin, die kaum ihr vierzehntes Lebensjahr zurückgelegt hatte, noch zu jung, um von ihr eine gefährliche Einwirkung auf den schwachen König zu besorgen, allein man fürchtete den Einfluß ihrer Umgebung und besonders ihres Vaters, dessen unruhiger und herrschbegieriger Geist sprichwörtlich geworden war. Um daher jede Verbindung der Königin mit ihrem Vater abzuschneiden, ward auf Ludwig's XIV Anordnung das piemontesische Gefolge derselben bei

Digitized by Google

ihrer Ankunft an der spanischen Grenze ohne Ausnahme entlassen und durch spanische Damen ersetzt, an deren Spitze die Fürstin Orsini als Camereira major stand. Diese sollte von jetzt an bei der Königin im Interesse Frankreichs dieselbe Stellung einnehmen, die der französische Gesandte beim Könige hatte.

Sie war von Geburt eine Französin, Tochter des Marquis de Noirmoutier, und hatte schon früher, als ihr erster Gatte, der Fürst von Chalais, in Folge eines Duells aus Frankreich hatte fliehen müssen, einige Jahre mit ihm in Spanien verlebt. Nach seinem Tode hatte sie sich in Rom aufgehalten und sich dort mit dem Fürsten Flavio Orsini, Herzoge von Bracciano und Granden von Spanien, aufs neue vermählt. Durch häufige Reisen nach Frankreich dem Hofe von Versailles bekannt geworden und hier wie in Rom für eine der glänzendsten Zierden der Gesellschaft geltend, war auf sie, die seit dem Jahre 1698 abermals Wittwe war, die Wahl für den bei der Jugend der Königin so wichtigen Posten als Oberhofmeisterin gefallen. Frau von Maintenon, die seit lange mit ihr befreundet war, hatte sie dem Könige empfohlen und sich für ihre Anhänglichkeit an Frankreich verbürgt. Der Cardinal Portocarrero, zu dem, als er früher in Rom spanischer Gesandter gewesen, die Fürstin ebenfalls in freundschaftlichen Beziehungen gestanden, hatte diese Empfehlung unterstützt und in seiner servilen Ergebenheit gegen Ludwig XIV bemerkt, eine Spanierin dürfe nie Camereira major werden, weil sie unfehlbar Verbindungen anknüpfen würde, die den Interessen des Bourbon'schen Königshauses nachtheilig werden könnten.

Die Fürstin war geboren für die Rolle ihres Lebens, dem Körper wie dem Geiste nach gleich geeignet für die Welt des Hofes. Ein stattliches, fast majestätisches Aeußeres, über dem die Anmuth einer feinen Bildung ausgebreitet war, machte sie, ohne daß sie gerade schön war, zu einer bedeutsamen Erscheinung. Ihr Gesicht zeigte schon die Spuren vorgerückter Jahre, aber zugleich eine Kraft, welche nur dem jüngeren Alter angehört. Aber sie war eitel auf ihre persönlichen Vorzüge und strebte, da es ihr Bedürfniß war, stets Aufsehen und Bewunderung zu erregen, zu sehr durch die Mittel der Kunst zu ersetzen, was der Zahn der Zeit ihr geraubt. Diese Schwäche beeinträchtigte ihren Geschmack, und trotzdem sie schon ihr sechszigstes Jahr erreicht, kleidete sie sich noch immer jugendlich und daher oft in Bezug auf ihr Alter fast lächerlich.

Sie besaß einen feurigen, kräftigen Geist, dem es ein wirk-

Digitized by Google

liches Bedürfniß war, sich an dem thätigen Leben der Welt zu betheiligen und dem Ehrgeiz, der ihn erfüllte, einen Spielraum zu gewinnen; aber sie war auch nicht ohne das Talent ihres Ehrgeizes. Niemals besaß, sagt St.-Simon von ihr, eine Frau mehr List und Gewandtheit ohne den äußeren Anschein derselben, niemals eine größere Fülle von Plänen und Ansichten, eine reichere Welterfahrung und eine feinere Geschicklichkeit, ihre Umgebung zu leiten und zu beherrschen. Unter dem Gewande einschmeichelnder Gefälligkeit verbarg sie Anmaßung und Stolz und ging, ohne eben in der Wahl ihrer Mittel bedenklich zu sein, gerade auf ihr Ziel los. Doch war sie im Grunde ihrer Natur mehr gut als schlecht; allein sie war nichts halb; eifersüchtig und gebieterisch in ihrer Zuneigung, eifrig und unveränderlich in ihrer Freundschaft und unversöhnlich, ja grausam in ihrer Feindschaft, „suivant sa haine jusqu'aux enfers."

In Allem, was sie sagte, war ihr eine einfache und natürliche Beredsamkeit eigen, eine Grazie des Wortes, eine Verbindlichkeit des Ausdruckes, der niemand, den sie zu gewinnen strebte, zu widerstehen vermochte. Sie war überdies verschwiegen in Bezug auf ihre eigenen Absichten, geschickt, die Pläne Anderer zu durchdringen und, indem nichts die glatte Ruhe ihrer höfischen Politur zu trüben vermochte, zu jeder Zeit und unter allen Umständen vollkommen Herrin ihrer selbst.

Einer solchen Frau mußte es leicht werden, das jugendliche Gemüth der Königin, die sich nach der Entlassung ihres Gefolges rathlos und allein in dem fremden Lande sah, an sich zu fesseln. Maria Louisa war an ein freies, heiteres Leben gewöhnt und an ungezwungenen Umgang; aber das Ceremoniell des Madrider Hofes hielt selbst die unschuldigste Freude, ja fast jeden Verkehr mit anderen Menschen von ihr fern. Sie mußte sich daher zu der Fürstin hingezogen fühlen, die mit ihren einschmeichelnden Manieren, mit ihrer bezaubernden Unterhaltungsgabe ihr das Leben erheiterte und sich bemühte, die starren Schranken, mit denen die spanische Etikette seit den ältesten Zeiten die Königinnen umgeben hatte, zu mildern und dadurch ihrer jungen Gebieterin die so sehr vermißten Genüsse einer lebensvolleren Geselligkeit zu verschaffen.

Es gehörte zu der der Fürstin von Ludwig XIV gestellten Aufgabe, am Hofe von Madrid mehr und mehr französische Art und Sitte einzuführen, den Adel aus seiner steifen Förmlichkeit herauszureißen, ihn mit dem Königspaare und dessen französischer Umgebung

Digitized by Google

in fortwährende nähere Berührung zu bringen und dadurch eine immer innigere Verschmelzung der beiden Nationen herbeizuführen. Es gelang ihr auch bald — freilich nicht ohne Widerspruch der Granden, die sehr unzufrieden über das Verschwinden der alten Gebräuche und die Neuerung ausländischer Gewohnheiten waren, — die Königin nach französischer Sitte ein Lever halten zu lassen, bei welchem nicht blos der König zugegen war, sondern auch der Adel erscheinen mußte. Sie führte ferner den Tanz bei den Hoffesten ein und bewog den König, mit der Königin und dann auch mit den andern Damen zu tanzen. Ueberhaupt suchte sie durch jede nur mögliche Begünstigung französischen Geschmackes in Mode, Literatur und Schauspiel allmälig das Spanische zu verdrängen. Dem Adel ward sie dadurch bald verhaßt, aber die Zuneigung der Königin und die Gunst des Königs belohnten sie für ihre Bemühungen.

Die weichliche Charakteranlage Philipp's V, sowie sein sinnliches, den Genüssen der Liebe leidenschaftlich ergebenes Temperament brachten ihn bald in entschiedene Abhängigkeit von seiner Gemahlin. Ludwig XIV, der noch immer im Geheimen befürchtete, der Herzog von Savoyen möchte einen Frankreichs Interessen nachtheiligen Einfluß auf die junge Königin ausüben, hatte sich wiederholt bemüht, seinen Enkel vor einer zu großen Hingebung an Jene zu bewahren. „Sowohl um Ihres, wie um ihres eigenen Glückes willen", hatte er ihm geschrieben, „muß die Königin all den Plänen entsagen, die ihr eingeflößt sind, Sie zu beherrschen. Sie dürfen es nicht leiden; Sie müssen selbst zu sehr die Schande einer solchen Schwäche empfinden, die kaum bei Unterthanen zu entschuldigen ist, aber Könige, die vor den Augen ihres ganzen Volkes stehen, entehrt. Die Königin ist die erste ihrer Unterthanen und sowohl in dieser Eigenschaft, wie als Ihr Weib ist sie verpflichtet, Ihnen zu gehorchen. Sie müssen sie lieben, aber Sie werden sie nie so lieben, wie Sie sollten, wenn Sie ihren Thränen Macht über sich einräumen und Sich einer Schwäche hingeben, die Ihren Ruhm beeinträchtigen könnte."

Und um auf jede Weise die Verbindung der Königin mit Piemont zu verhindern, wurde der Befehl gesandt, daß der savoyische Minister nur bei öffentlicher Audienz mit ihr sprechen dürfte und daß, auch wenn sie andere Gesandte empfing, die Fürstin Orsini stets zugegen sein sollte; als Vorwand dieser ungewöhnlichen

Digitized by Google

Neuerung ward die allzu große Jugend und Unerfahrenheit der Königin angeführt.

Bald erkannte man jedoch, daß alle in dieser Beziehung gehegten Besorgnisse grundlos gewesen; aber man kam auch gleichzeitig zu der Ueberzeugung, daß den liebenswürdigen Eigenschaften Maria Louisens die Herrschaft über den fügsamen Geist des Königs nicht bestritten werden könne. — „Die Königin", berichtete Graf Marsin nach Versailles, „gewinnt immer mehr Gewalt über ihren Gemahl. Wir müssen daher sorgsam bedacht sein, daß sie ihn in unserem Interesse beherrscht: dazu ist die Vermittelung der Fürstin Orsini unumgänglich nothwendig; sie macht täglich größere Fortschritte in der Gunst ihrer königlichen Gebieterin, und wir haben kein anderes Mittel auf diese einzuwirken, die bereits zu zeigen beginnt, daß sie nicht als Kind behandelt sein will."

Ludwig XIV ließ darauf erwiedern: „Da der König einmal beherrscht werden muß, so wird es besser sein, ihn von der Königin, als von irgend Jemand Anderem beherrschen zu lassen. Wir dürfen es daher als ein Glück betrachten, daß sie der Fürstin Orsini zugethan ist, da Niemand des Vertrauens würdiger und geeigneter ist, der Königin gute Gesinnungen einzuflößen." — Im Verhältniß zu dem wachsenden Einfluß der Fürstin, bezeigte ihr der Hof von Versailles von jetzt an auch ein immer größeres Zutrauen. Sie war dafür nichts weniger als unempfindlich. Doch zeigte sich bei ihr sehr bald das Bestreben, sich von dem französischen Gesandten unabhängig zu machen, und sie suchte daher, während jener den König auf einer Reise in seine italienischen Staaten begleitete, die Verbindung zwischen ihr und dem französischen Cabinet, welche bisher durch den Gesandten vermittelt worden war, auf directem Wege zu eröffnen.

IV.

Die Königin war während dieser Reise Philipp's V an die Spitze einer Regentschaft gestellt, und da sie nur in Begleitung ihrer Camereira major im Regentschaftsrathe erscheinen konnte, so erhielt die Fürstin Orsini bald Kenntniß von allen Staatsangelegenheiten. Das war genug um ihr die Begierde einzuflößen, von jetzt an selbstthätig in die Verhältnisse Spaniens einzugreifen. Sie nahm sich daher vor, der jungen Königin, die sich in unbedingtem

Digitized by Google

Vertrauen so von ihr leiten ließ, wie sie es wollte, Geschmack an den Staatsgeschäften und das Verlangen zu herrschen einzuflößen. Einmal an die Gewalt gewöhnt, würde sie dann auch nach der Rückkehr des Königs dem süßen Genusse derselben nicht zu entsagen vermögen und ihr, die sie selbst beherrschte, dadurch die Herrschaft über den König und sein Reich zufallen. Bei ihrer jugendlichen Lebhaftigkeit konnte sich die Königin kaum von ernsten Staatsverhandlungen angezogen fühlen. „Diese Beschäftigung ist zwar höchst ehrenvoll," schrieb sie an Frau von Maintenon, „aber nichts weniger als unterhaltend für ein so junges Geschöpf wie ich bin. Ich höre dabei von nichts als drückendem Mangel und der Unmöglichkeit, ihm abzuhelfen." — Gleichwohl ließ sie sich von der Fürstin bestimmen, täglich mehrere Stunden den Sitzungen der Regentschaft beizuwohnen und auch, als die Stände von Arragonien zusammenkamen, mit unausgesetztem Eifer sich ihren Pflichten als Regentin zu widmen.

Die Fürstin Orsini aber ließ sich diese Gelegenheit einer unmittelbaren Betheiligung an den Staatsangelegenheiten nicht entgehen. Sie war eine kräftige Natur, und indem sich ihre Fähigkeiten mit ihrem wachsenden Ehrgeiz zu erhöhter Thätigkeit anspannten, gelang es ihr schnell auf dem ihr gebotenen Felde mehr und mehr Raum zu gewinnen und bald einen maßgebenden Einfluß auszuüben. Spaniens sicher, suchte sie dann auch am Hofe von Versailles die Rolle vorzubereiten, die sie fortan zu spielen gedachte.

Regelmäßig jeden Posttag sandte sie einen langen Bericht über das Verhalten der Königin nach Frankreich ein. Sie richtete diese Briefe an Frau von Maintenon. Das Lob, das sie darin der Königin ertheilte, ließ stets seinen schmeichelnden Reflex auch auf sie selbst fallen, und indem sie dabei natürlich auch der einzelnen Vorfälle, die sich von Tag zu Tag im Regentschaftsrathe zutrugen, Erwähnung that, gewöhnte sie allmälig Ludwig XIV, der von jenen Berichten Kenntniß erhielt, an ihre Betheiligung an den Regierungsgeschäften, ohne daß ihm Anlaß zum Verdacht gegeben sein konnte, sie wolle mit unberechtigtem Ehrgeize über die Befugnisse ihres Amtes hinausgreifen. — Sie leitete so einen directen, der Controlle der Minister entgehenden Verkehr mit Versailles ein und gewann dadurch das Mittel, sich von der ihr lästig gewordenen Bevormundung des französischen Gesandten völlig frei zu machen. Die Eitelkeit der Frau von Maintenon, die sich von ihren Schmeicheleien bestechen ließ, leistete ihr dabei den möglichsten Vorschub.

Digitized by Google

Die Fürstin wußte, daß es die Leidenschaft dieser Frau war, von allem Kunde erhalten, sich in alles mischen und alles bestimmen zu wollen, und suchte daher durch die glänzende Aussicht, von Versailles aus in Spanien selbst noch absoluter zu herrschen, als in Frankreich, ihren herrschsüchtigen Ehrgeiz anzureizen. Sie schilderte ihr die Lage der Verhältnisse in Madrid, und zeigte ihr, daß wenn sie sich die Mühe nehmen wolle, den König für eine Erweiterung ihrer Autorität und eine freiere Stellung, als sie bis jetzt eingenommen, günstig zu stimmen, sie ohne weitere Vermittelung durch sie (die Fürstin), die ihr in Allem gehorche, der sie nur zu befehlen brauche und die keine andere Stütze als sie (Frau von Maintenon) habe, über Spanien herrschen könne. Nur durch sie vermöge sie einen unmittelbaren Einblick in alle Verhältnisse dieses Staates zu gewinnen, nur durch sie sich an ihnen zu betheiligen; die Gesandten würden von den Ministern geleitet, diese wären vom Könige selbst abhängig; dadurch bliebe ihr das Meiste fremd, ihrer Einwirkung entzogen und nur hinsichtlich dessen, was sie vom Könige selbst erführe, ein auf weite und ungewisse Umwege beschränkter Einfluß möglich.

Frau von Maintenon war bezaubert von der Aussicht, auf diese Art Spanien ohne die Vermittelung der Minister zu beherrschen. Ihrem Hang zur Intrigue schmeichelte das Geheimnißvolle dieser Pläne, und ohne zu begreifen, daß sie nur als Mittel für den Ehrgeiz der Fürstin Orsini diente, ging sie begierig darauf ein.

Durch dies Bündniß also auch von Seiten Frankreichs gesichert, zögerte die Fürstin jetzt nicht, sich auch von allen weiteren Hemmnissen, die sich noch ihrem Verlangen, allein zu herrschen, entgegenstellten, zu befreien. Die einflußreichsten Männer der Regentschaft waren der Cardinal Portocarrero und der Präsident des Rathes von Castilien, Don Manuel Arias. Obwohl die Fürstin früher mit dem ersteren einen mehr als freundschaftlichen Verkehr gepflogen und auch zum Theil ihm es verdankte, daß Ludwig's XIV Wahl auf sie gefallen, war sie doch jetzt so wenig erkenntlich, daß sie ihm jeden Einfluß auf die Geschäfte zu rauben strebte und er sich bald ebenso wie Arias zu völliger Unbedeutenheit verurtheilt sah. Beide lebten gewöhnlich in Zwiespalt; jetzt vereinigten sie sich, um gemeinschaftlich ihren Haß gegen die Fürstin zu lenken.

So lange die Franzosen und Spanier einig gewesen, hatte Portocarrero ohne Rücksicht auf die Interessen und Vorurtheile der Spanier jede dem französischen Hofe angenehme Maßregel unter-

Digitized by Google

stützt. Jetzt aber, wo sich eine Antipathie gegen die Franzosen zu bilden begann, änderte er auch sein Benehmen. Er klagte, daß Spanien von Versailles aus regiert werde, und bemühte sich, den Haß, den er durch seine eigene Strenge und servile Gesinnung erregt hatte, auf Frankreich und seine Agenten abzuleiten. Die allgemeine Mißstimmung, die sich damals gegen Frankreich äußerte, war zumeist gegen den französischen Gesandten gerichtet. Dieser bat deshalb um seine Abberufung. Ludwig XIV hatte ihm gegen das Ende des Jahres 1701 den Auftrag ertheilen lassen, Philipp V zur Abtretung der Niederlande an Frankreich zu bewegen, das für diese Cession die Vertheidigung der übrigen Staaten der spanischen Monarchie übernehmen würde. Graf Marsin hatte dem Marquis de Torcy aber die Unmöglichkeit einer solchen Abtretung und überhaupt die Gefährlichkeit auch nur eines solchen Vorschlages im gegenwärtigen Augenblicke dargestellt. Torcy war denn auch einstweilen von dieser Forderung abgestanden, aber nur, um sie in einem günstigeren Momente wieder aufzunehmen. Diesen glaubte man jetzt mit der Absendung eines neuen Gesandten gekommen.

Es war dies der Cardinal d'Estrées, den eine hohe Abkunft, ausgezeichnete Gelehrsamkeit, diplomatische Gewandtheit und frühere Beziehungen zur Fürstin Orsini ganz geeignet zu machen schienen, den wankenden Einfluß Frankreichs in Spanien neu zu befestigen und die so sehr gewünschte Abtretung der spanischen Niederlande durchzusetzen. Da Philipp V wegen der Spanien selbst bedrohenden Kriegsgefahr Italien zu verlassen und nach Madrid zurückzukehren sich beeilte, so wurde der Cardinal, mit den ausgedehntesten Vollmachten und den speciellsten Instructionen versehen, ihm nach Mailand entgegengeschickt und, um dem spanischen Nationalstolz zu schmeicheln, die Sache so eingeleitet, daß sich der König an Stelle des verhaßten Marsin den Cardinal erbitten sollte.

Unter den gegenwärtigen Verhältnissen war dieser aber trotz seiner ausgezeichneten Eigenschaften kein geeigneter Gesandter für Spanien. Schon seine kirchliche Würde machte es unmöglich, Streitigkeiten mit Portocarrero und Arias wegen des Vorranges zu vermeiden, und indem er sich als den allmächtigen Repräsentanten Frankreichs betrachtete, der nicht da sei, um Rath zu geben oder zu empfangen, sondern um die ganze Regierung nach eigenem Willen zu leiten, verletzte er den Nationalstolz und vermehrte nur die Abneigung der Spanier. Auch zu der Fürstin, die wenig geneigt war, ihren Einfluß zur Ehre und zum Vortheil des französischen Ge-

Digitized by Google

sandten zu verwenden und dadurch seine Macht mit Beeinträchtigung ihrer eigenen zu vermehren, brachte er sich bald in ein übles Verhältniß, da er sich mit ihren Feinden, dem Marquis de Lonville, einem der obersten Beamten des königlichen Haushaltes, und dem Beichtvater des Königs, dem Pater d'Aubenton — die beide neidisch waren auf die Gunst, die der Fürstin täglich in höherem Grade zu Theil ward, und durch den Sturz der Fürstin einen Antheil an der jetzt von ihr besessenen Gewalt zu erlangen hofften — gegen sie verband.

Den Cardinal Portocarrero beleidigte er, indem er verlangte, daß die Berathungen über die Staatsgeschäfte, die seither in Portocarrero's Hause stattgefunden hatten, künftig im Geheimerathszimmer abgehalten werden sollten. Von Arias verlangte er die erste Visite und beklagte sich im stolzen Bewußtsein seiner höheren Würden und Verdienste, daß Philipp V diese Prätention nicht unterstützte. Dagegen weigerte sich Portocarrero, den Berathungen des Cabinets in Gegenwart des Gesandten beizuwohnen, und dieser wollte in keinen Verkehr mit Arias treten. Der Geschäftsgang drohte auf diese Weise völlig zu stocken. Die Fürstin, die darin einen günstigen Anlaß erblickte, den König ebenso sehr von dem Einflusse des Gesandten wie von dem seines Staatsrathes frei zu machen und dadurch in Verbindung mit der Königin sich eine ausschließliche Herrschaft über ihn zu erwerben, schlug vor, daß die Geschäfte nur zwischen dem Könige und dem Secretär des Staatsrathes, Rivas, verhandelt werden und daß der französische Gesandte von dem Gange derselben vorläufig in Kenntniß gesetzt werden sollte.

Der Cardinal d'Estrées, sowie die französischen Minister sahen hierin den Plan, den Einfluß Frankreichs völlig zu beseitigen. Ludwig XIV machte deshalb seinem Enkel und der Königin die bittersten Vorwürfe, daß sie sich in solche Intriguen gegen ihn einließen, und, während er sich für sie und die gleichgültigen Spanier aufopfere und die früheren Frankreich so günstigen Theilungspläne verworfen habe, seinen Gesandten von den Geschäften entfernten, ihm selbst den Zutritt zu sich verweigerten und so blind wären, nicht einzusehen, daß sie nur Werkzeuge des Ehrgeizes der Fürstin Orsini wären. Dieser Letzteren entzog er sein ganzes Vertrauen, und als sie ihm zur Rechtfertigung der von ihr empfohlenen Maßregeln ein Memorial einsandte und dann zum Scheine darum bat, nach Italien zurückkehren zu dürfen, nahm er sie beim Wort und beschuldigte

Digitized by Google

sie dabei noch, durch Mangel an Uebereinstimmung mit seinem Gesandten seine Angelegenheiten gänzlich verdorben zu haben.

Frau von Maintenon und der Herzog von Harcourt, der frühere Gesandte, mit dem sich ebenfalls die Fürstin verbündet, bemühten sich vergebens, den Zorn des Königs zu beschwichtigen. Sie schilderten ihm die Verzweiflung, in die man die Königin stürzen würde, wenn man die Fürstin, die einzige Frau in Spanien, die ihr Vertrauen und ihre Zuneigung besäße, sich zurückziehen ließe; sie stellten ihm vor, daß es besser und sicherer wäre, den König von der Königin leiten zu lassen, die doch immer die Gebieterin seines Herzens und seines schwerfälligen Geistes bliebe und die selbst von der so einsichtsvollen und gutgesinnten Fürstin Orsini geleitet würde, als von dem Gesandten; daß die Möglichkeit, den König in jedem Augenblicke und mit aller der Freiheit, die ein Gesandter nicht beanspruchen könne, zu sehen und je nach seiner Stimmung auf ihn einzuwirken, den Geschäftsgang außerordentlich erleichtern würde und daß man endlich dadurch, daß man die Fürstin dem Gesandten beigeselle, die Wirksamkeit Beider verstärke, da sie sich gegenseitig beizustehen und aufzuklären vermöchten, und zugleich vermiede, sich in Abhängigkeit von der Einsicht und dem guten Willen eines von ihnen zu bringen. Nur dadurch würde der König befähigt werden, über alle Verhältnisse Spaniens unbeirrt und mit voller Sachkenntniß zu entscheiden, nur so dürfe er hoffen, daß allen seinen Befehlen schneller und unbedingter Gehorsam zu Theil werden würde. Diese lebhafte Vertheidigung der Frau von Maintenon und des Herzogs von Harcourt, der danach strebte, an Torcy's Stelle Minister zu werden, hatte den Zweck, die Leitung der spanischen Verhältnisse den Ministern völlig zu entziehen und in ihre Hände zu bringen. Diese und besonders Torcy, der einsah, daß die Fürstin Orsini ohne weitere Bedachtnahme auf die Interessen Frankreichs nur auf die Vermehrung ihres persönlichen Einflusses bedacht war und daß Frankreich, wenn sie im Besitze der Macht bliebe, Gefahr laufe, alle Vortheile, die es von der Verbindung mit Spanien gehofft, zu verlieren, bestärkten den König in seinem Entschlusse, die Fürstin dem Cardinal zu opfern.

Allein der Cardinal, der sich der Fürstin entledigt zu haben glaubte und der, von Natur schon hochmüthig, durch den errungenen Sieg noch übermüthiger geworden, beging zahllose Fehler, behandelte den König und die Königin wie Kinder, besetzte, ohne sie zu befragen oder selbst den Widerspruch des Königs zu beachten, eine

Digitized by Google

Menge wichtiger Aemter und reizte durch die Willkür, mit der er den ganzen Staat nach den Ansichten, die er aus Versailles mitgebracht, lenkte, den Haß des Adels zu heimlichem aber entschlossenem Widerstande auf. „Er schäme sich", rief der Herzog von Medina-Celi in offener Rathsversammlung aus, „daß man, um Spanien zu verwalten, erst das Orakel von Versailles befragen müsse." Die Verwirrung wurde immer größer; der König war erbittert, die Königin auf das höchste gereizt und Ludwig XIV sah endlich selbst ein, daß die Entfernung der Fürstin das Uebel nur noch verschlimmern und die Schwierigkeit, den König Philipp zu beherrschen, noch erhöhen würde. Man war bei ihm um die Abberufung des Cardinals eingekommen, aber er konnte sich nicht entschließen, seinem Gesandten Unrecht zu geben und ihn in einem so bedenklichen Zeitpunkte abzurufen. „Er könne", ließ er erwiedern, „ohne sich lächerlich zu machen, nicht täglich einen andern Gesandten nach Spanien schicken; auch wäre der Cardinal mehr als ein gewöhnlicher Botschafter und des Königs Wohl läge ihm am Herzen." Er gestattete aber, daß die Fürstin in ihrem Amte verbliebe, nur sollte sie immer in Uebereinstimmung mit seinem Gesandten handeln, es möge nun der Cardinal d'Estrées oder ein anderer sein. Damit war aber diese nicht zufrieden; sie war kühn genug, für die ihr angethane Beleidigung Genugthuung zu verlangen, und bestand darauf, daß, nachdem sie vom Könige von Frankreich den Befehl erhalten, sich zurückzuziehen, sie auch ohne ausdrückliche Ordre desselben nicht in ihrer Stellung verharren würde. Dabei bemühte sie sich, die Erbitterung des Königs und der Königin gegen den Gesandten fortwährend zu nähren, so daß Ludwig XIV, um nicht den Schein eines Bruches zwischen Frankreich und Spanien aufkommen zu lassen, sich zur Nachgiebigkeit genöthigt sah, weil, wenn die Fürstin von der Königin getrennt würde, jede Hoffnung zu einer Einigung schwand.

Er ließ also dem Cardinal insinuiren, daß er um des Wohles von Frankreich willen den ersten Schritt zu einer Versöhnung mit der Fürstin thun möge. Jener willigte ein, that es aber auf eine Art, die dem Stolze der Fürstin nicht Genüge leistete; sie verlangte mehr und erhielt endlich ein eigenhändiges Schreiben von Ludwig XIV, worin er seine vollkommene Zufriedenheit mit ihrem Benehmen aussprach und sie förmlich um ihren Beistand und um Beibehaltung ihres seitherigen Amtes ersuchte. Sie zeigte sich jetzt befriedigt und als Zeichen ihrer Bereitwilligkeit, den Wünschen des Königs zu entsprechen, verschaffte sie ihm sogar ein schriftliches Ver-

Digitized by Google

sprechen Philipp's V, beim künftigen Friedensschlusse die spanischen Niederlande an Frankreich abzutreten.

V.

Kurz darauf wurde der Cardinal d'Estrées abberufen. Sein unbedeutender Neffe, der Abbé d'Estrées, der schon seit einiger Zeit ihm zur Seite gestanden und jetzt durch Theilnahme an einer gegen ihn angesponnenen Intrigue viel zu seiner Entfernung beigetragen hatte, trat an seine Stelle. Die Fürstin hätte auch diesen gerne entfernt gesehen; allein da Frau von Maintenon einen zu lebhaften Widerstand seitens der französischen Minister voraussah, und auch der Abbé unfähig war, zu hindern, daß nicht von jetzt an die Geschäfte vollständig durch ihre und der Fürstin Hände gingen, so bat sie Jene, sich mit der Abberufung des Cardinals zu begnügen. Die Fürstin that es, entledigte sich dafür aber zweier anderen Feinde, die, wenn auch nur noch mit ihrem Namen, ihrer Herrschsucht im Wege standen. Der Cardinal Portocarrero, der vom einstigen Beherrscher Spaniens zu der kläglichen Rolle eines bedeutungslosen Figuranten herabgesunken war, ward auf eine Weise, die keine Weigerung zuließ, veranlaßt, um seine Entlassung einzukommen; und gleicherweise erhielt Don Manuel Arias auf Philipp's V Wunsch vom Papst den Befehl, sich in sein Erzbisthum Sevilla zurückzuziehen. So verblieb von den alten Ministern, die am meisten durch das von ihnen inspirirte Testament Karl's II zur Thronbesteigung Philipp's V beigetragen, nur noch der Staatssecretär Rivas; aber ward dieser auch noch für einige Zeit in seinem Amte belassen, so sah er sich doch jedes Einflusses beraubt, und während er früher mit Ausnahme des Ministeriums der Finanzen und des Handels alle Regierungsdepartements mit seiner Wirksamkeit umfaßt hatte, wurde er jetzt durch Abgabe des Ministeriums des Auswärtigen und des Krieges an den der Camereira major blind ergebenen Marquis Canales sowie durch stillschweigende Entziehung aller auf das Innere bezüglichen Geschäfte, deren Verwaltung die Fürstin selbst übernahm, zu einer Scheinthätigkeit verurtheilt, die nicht lange darauf mit seiner völligen Entlassung endete. Und als endlich auf Veranlassung jener Frau auch die wenigen Franzosen, die sich bis jetzt noch in der Umgebung des Königs befunden hatten, mit Ausnahme zweier oder dreier, die sich ihr rechtzeitig angeschlossen und ihrem Ehrgeiz keinen

Digitized by Google

Verdacht einflößten, zurückgerufen wurden, hatte sie alles erreicht, was sie schon so lange wünschte; — von allen Seiten frei vermochte sie ganz nach Willkür zu herrschen.

Sie hätte von nun an ihre Stellung benutzen können, um ihre Macht dem Wohle Spaniens dienstbar zu machen. Aber war sie auch keine unbedeutende Frau, so besaß sie doch nicht die Charakterstärke, um sich von den Regungen ihrer Selbstsucht frei zu machen, und diese forderte sie auf zu herrschen, selbst nur um der Herrschaft willen. Ueberdies war sie, wenn auch von der Gunst der Königin getragen, doch immer nicht ganz unabhängig von Versailles; sie sollte den Respect gegen den Willen Ludwig's XIV mit dem Interesse Spaniens vereinigen, und das war schwer; es war zu schwer für sie; sie zog es daher vor, sich eine leichtere Aufgabe zu stellen und mit geschickten Lavirungen zwischen den beiden einander entgegenstehenden Anforderungen vor Allem die Befestigung ihrer eigenen Macht zu berücksichtigen. Zwar entwarf sie jetzt, um den Spaniern zu schmeicheln, zum Scheine den Plan einer ganz im Interesse Spaniens zu führenden Verwaltung, schlug vor, alle Stellen nur mit Spaniern zu besetzen, jeden Unterschied zwischen den verschiedenen Parteien aufzuheben und wichtige Aemter nur Personen von entschiedenen Talenten und Fähigkeiten anzuvertrauen, sowie endlich, um die Einwirkungen des französischen Gesandten gänzlich abzuwehren, an die Spitze der Verwaltung eine blos aus Spaniern bestehende Junta zu stellen.

Aber alle diese Pläne und Verheißungen blieben Worte, leere Formen; der Cabinetsrath bestand aus lauter Creaturen von ihr, die durchaus unfähig waren und denen sie kaum einen Schatten von Wirksamkeit einräumte. Sie und der Finanzminister Orri leiteten widerspruchslos die ganze Verwaltung. Diesen letzteren hatte Frankreich nach Madrid gesandt, um die zerrütteten spanischen Finanzverhältnisse zu ordnen und ein neues Verwaltungssystem zu gründen. — „Man hat euer baufälliges Haus durch unser gutes gestützt," hatte Torcy dem spanischen Ministerium geschrieben; „wenn aber kein geschickter Meister jenes herstellt, so wird dieses mit zu Boden gerissen werden." Dieser geschickte Meister hatte Orri sein sollen. Er war auch ein Mann von Talent und Fachkenntnissen, aber von sehr zweideutigem Charakter. Kriechend und dienstbeflissen gegen die, von denen er abhing, hochmüthig und anmaßend gegen alle Anderen, überdies ohne Kenntniß des spanischen Charakters und ohne den Willen, die Gefühle und Vorurtheile der Nation zu

Digitized by Google

schonen, wollte er Jahrhunderte alte Mißbräuche mit einem Male ausrotten, die spanische Verwaltung ganz dem Muster der französischen anpassen, die Auflagen verdoppeln und verdreifachen, und überhaupt allerlei Maßregeln ergreifen, die vielleicht bei geordnetem Staatshaushalte zweckmäßig gewesen wären, aber bei dem damaligen Zustande Spaniens das vorhandene Uebel nur verschlimmern und alle Klassen verstimmen mußten.

Mit ihm also und der Königin leitete die Fürstin von jetzt an alle Regierungsangelegenheiten, während dem Staatsrath der Form wegen die unbedeutendsten Kleinigkeiten zur Berathung überlassen wurden. Nichts ward hier auf der Stelle entschieden. Der König hob die Sitzung auf, sowie die Minister ihre Stimmen abgegeben hatten, und unterbreitete dann der Königin und ihrer Camereira major den zur Entscheidung vorliegenden Gegenstand; ihnen brachte er auch alle Depeschen und Regierungsaufsätze, ließ sie berathen, urtheilen, entscheiden, und theilte dann am nächsten Morgen der Junta als seinen Willen mit, was Jene ihm eingeflüstert.

Auch den französischen Gesandten hatte die Fürstin in vollkommene Abhängigkeit von sich zu bringen verstanden. Er hatte sogar eingewilligt, nur in Uebereinstimmung mit ihr an seine Regierung zu schreiben, und bald sogar, überhaupt nichts an den Hof von Versailles absenden zu wollen, bevor er es ihr nicht gezeigt. Eine so schmachvolle Abhängigkeit ward aber doch zuletzt dem Abbé unerträglich, und während er in den officiellen Depeschen, die er der Fürstin zeigte, sie mit Lobeserhebungen überhäufte, sandte er heimlich andere ab, in denen er ihren Charakter auf das unglimpflichste behandelte. Die Fürstin war zu aufmerksam auf alle seine Schritte und zu gut bedient, um nicht von den Beamten der Post sogleich unterrichtet zu werden, daß der französische Gesandte Depeschen abgeschickt. Sie nahm ihre Maßregeln, um, sobald es wieder geschähe, auf der Stelle benachrichtigt zu werden; sie ward es. Augenblicklich ließ sie die Depeschen des Abbé holen, öffnete sie und hatte, wie sie vermuthet, keinen Grund mit ihrem Inhalt zufrieden zu sein. Was sie aber am meisten empörte, war, daß sie daraus die Absicht des Abbé ersah, sie zu stürzen. Zu dem Zweck hatte er ihr Verhalten mit den schwärzesten Farben geschildert, ihre Herrschsucht, ihre Anmaßung, ihre Gleichgültigkeit gegen die Interessen Frankreichs, ihren schädlichen Einfluß auf die Königin, ihre Intriguen mit Orri und endlich auch ihren zweideutigen Verkehr mit ihrem Stallmeister d'Aubigny, „von dem sie sich vollkommen beherr-

Digitized by Google

schen lasse, und mit dem sie eine Art des Umganges pflege, daß man nicht daran zweifele, sie hätte ihn geheirathet." — Außer sich vor Zorn über diese Worte schrieb die Fürstin, sowie sie sie gelesen, mit eigner Hand an den Rand der Depesche: Pour mariée, non! und zeigte sie dann unter lauten Klagen und Verwünschungen gegen den Abbé dem Könige und der Königin, sowie vielen Personen des Hofes. Dieser Thorheit fügte sie in ihrer verblendeten Wuth noch die größere hinzu, die mit jener Randbemerkung versehene Depesche an Ludwig XIV selbst abzusenden und sich aufs heftigste darüber zu beklagen, daß der Abbé einerseits seiner Verabredung, nur im Einverständniß mit ihr an die französische Regierung zu schreiben, untreu geworden und andererseits sich in der Absicht, sie zu stürzen, bemüht hätte, ihr durch geflissentliche Entstellung ihres Charakters und ihrer Handlungen, sowie durch lügnerische Erdichtung eines schmutzigen Verhältnisses zu ihrem Stallmeister die Achtung und Gunst des Königs zu rauben.

Der Abbé d'Estrées beklagte sich nicht weniger laut über den Schimpf, den die Fürstin Orsini seinem gesandtschaftlichen Charakter angethan, sowie über eine so unerhörte Verletzung der dem Könige von Frankreich schuldigen Ehrfurcht, daß sie eine an seine allerchristlichste Majestät selbst gerichtete Depesche unterschlagen, erbrochen, mit Randbemerkungen versehen und veröffentlicht habe.

Die Königin, die ihr Interesse ganz eins mit dem ihrer Camereira major glaubte, nahm offen die Partei derselben und ließ sich von ihr verleiten, den Abbé in einer Weise zu behandeln, daß sein Verbleiben in Spanien kaum noch mit seiner Würde und Autorität vereinbar war. Philipp V mischte sich wenig in den Streit, obgleich er die allzu eigenmächtige Verfahrungsweise der Fürstin wohl erkannte.

Ludwig XIV aber war auf das äußerste erbittert über die ihm widerfahrene Beleidigung, und die Minister, die sich diese Gelegenheit nicht entgehen lassen wollten, sich der ihnen durch den directen Verkehr der Fürstin Orsini mit der Frau von Maintenon entrissenen Functionen wieder zu bemächtigen, hüteten sich wohl, seinen Zorn zu beschwichtigen. Frau von Maintenon und der Herzog von Harcourt, denen es bisher noch immer gelungen, die zeitweiligen Verstimmungen des Königs über die Fürstin hinwegzuscheuchen, wagten doch jetzt, nachdem sich Jene dermaßen gegen den König vergangen, nicht mehr, sie durch Fürsprache und Entschuldigungen in Schutz zu nehmen.

Digitized by Google

Ludwig XIV war jetzt fest entschlossen, die Fürstin aus Spanien zu entfernen; nur war er in Verlegenheit, ob nicht ein förmlicher Ungehorsam stattfinden könne, da ja Philipp V, in so völliger Abhängigkeit von seiner Gemahlin, gewiß nicht deren Klagen und Thränen zu widerstehen vermöge. Nach dem, was so eben geschehen, war das Aeußerste zu befürchten. Er zog daher vor, sich nicht zu übereilen, und erst dann den Streich zu thun, wenn er sicher wäre, zu treffen.

Er ließ daher der Fürstin zwar einen strengen Verweis ertheilen, that aber dann, als wäre die Sache vergessen und vergeben, und gab zu, daß Torcy, um sie vollkommen sicher zu machen, ihr auf jede Weise schmeichelte und sogar schrieb: „Sie sind so einsichtsvoll und wohlgesinnt, daß Alles, was Sie thun, immer das Beste ist."

Den Abbé hatte man als Satisfaction von dem der Fürstin ertheilten Verweise in Kenntniß gesetzt; allein eine so geringfügige Genugthuung befriedigte ihn nicht, und da er ganz wider Erwarten die Fürstin mehr als je vom Versailler Hofe geehrt und sich dem Hasse derselben und den Beleidigungen der Königin schutzlos preisgegeben sah, bat er aus Aerger darüber um seine Abberufung; er erhielt sie und es war ein neuer Triumph für die Fürstin, daß der Gesandte, der durchaus im Rechte, und dessen Sache die des Königs selbst gewesen, ihr hatte weichen müssen.

Doch ihr Sieg war nur scheinbar; und während sie frohlockte, waren schon alle Maßregeln zu ihrem Sturze getroffen. Da um jene Zeit unter dem Befehl des Marschall Berwick ein französisches Truppencorps zur Unterstützung des von Portugals Grenze her bedrohten Königs in Spanien einrückte, so suchte Ludwig XIV — der wußte, daß sein Enkel für sich allein nicht wagen würde, sich seinen Anordnungen zu widersetzen, — diese Gelegenheit zu benutzen, ihn dem Einflusse der für die Fürstin enthusiastisch eingenommenen Königin zu entziehen. Er forderte ihn daher auf, an der Spitze seines Heeres den Feinden entgegenzuziehen. „Es würde schimpflich sein, schrieb er ihm, wenn er, nachdem sein Gegner, der Erzherzog, den Boden seines Reiches betreten, sich nicht beeilte, ihn mit eigenem Schwerte wieder zu vertreiben; wenn es sich darum handle, eine Krone zu vertheidigen, so müsse man lieber das Leben verlieren, als sie aufgeben."

Da die Fürstin Orsini aus eigener Erfahrung wußte, ein wie gefügiger Stoff Philipp V war, und daß er entfernt von ihr seine

Digitized by Google

Macht ebenso leicht gegen sie mißbrauchen lassen könnte, wie er sie ihr jetzt zu willkürlichem Schalten preisgab, wandte sie vereint mit der Königin alle ihre Ueberredungsgabe auf, ihn zurückzuhalten oder wenigstens zu vermögen, die Königin mit ins Feld zu nehmen. Allein wiederholt aus Versailles eintreffende Befehle vereitelten diese Bemühungen. Ludwig XIV widersetzte sich ganz entschieden der Begleitung der Königin und bestand so fest auf der Anwesenheit seines Enkels beim Heere, daß dieser endlich gehorchte. Kaum aber war er zu Palencia angelangt, als Ludwig XIV dem Abbé d'Estrées, der bis zur Ankunft des neuen Gesandten sich fortwährend in der Nähe Philipp's V aufhalten sollte, seinen Entschluß hinsichtlich der Fürstin mittheilte. Er und Berwick sollten dem Könige von Spanien durch List oder Drohung die Einwilligung in die Entfernung der Fürstin abnöthigen, und ihn zur Erlassung eines desfallsigen Befehles an die Königin bewegen. Die Fürstin sollte sich sofort, wo möglich ohne die Königin noch vorher zu sehen, nach Alcala begeben und binnen acht Tagen Spanien verlassen, um nach Italien zurückzukehren. „Mit einem Worte," schloß er seinen Brief, „es soll und muß mir gehorcht werden; meine eigene Ehre, das Wohl meines Enkels und das seines Thrones sind gleich sehr bei dem Erfolge betheiligt." — Ein noch entschiedenerer Befehl ward der Königin vom Marquis de Chateauneuf überbracht.

Sie gerieth in die äußerste Verzweiflung, sich von der ihr so theuren Camereira major trennen zu sollen, und konnte nur durch diese, die den Befehl zwar überrascht, doch mit Festigkeit entgegennahm, beruhigt werden. Die Fürstin sah ein, daß sie augenblicklich keine Macht zum Widerstande besäße, gab aber darum nicht die Hoffnung auf eine Aenderung ihres Schicksals auf. Sie bemühte sich schon jetzt, dieselbe möglichst vorzubereiten, und verwandte die nächsten Tage dazu, der Königin in der Herzogin von Monteillano eine ihr völlig ergebene Camereira major zu wählen, sowie unter den Frauen der Königin eine, deren Gewandtheit und Verschwiegenheit sie trauen durfte, für sich zu gewinnen, daß sie ihren Verkehr mit der Königin vermittele und ihr stets von allen Vorfällen des Hofes Kunde gebe. Darauf unterrichtete sie die Königin selbst, wie sie sich zu benehmen habe, um ihre Rückberufung zu erwirken, wie sie nach Versailles schreiben und auf welche Art sie dem künftigen französischen Gesandten entgegentreten müsse. Nachdem sie dann alle Maschinen, die in ihrer Abwesenheit für sie thätig sein sollten, in Bewegung gesetzt, reiste sie endlich, vierzehn Tage nach Empfang des

Digitized by Google

Verbannungsbefehls, nach Alcala, das ungefähr sieben Meilen von Madrid entfernt liegt, ab. Die Königin gab ihr selbst bis auf zwei Meilen von Madrid das Geleit und nahm dann unter Thränen von ihr Abschied. Die Fürstin hatte ihr eingebildet, ihre Entfernung, wenn sie auch nur kurze Zeit dauern sollte, werde das Ende ihres Einflusses auf ihren Gemahl und der Anfang eines trauervollen Lebens sein; sie beweinte also sich selbst, indem sie diese Trennung beweinte.

In Alcala hielt sich die Fürstin, trotzdem Courier auf Courier eintraf und den immer gemesseneren Befehl zur schleunigen Weiterreise brachte, noch einige Zeit auf; ja sie kehrte sogar noch mehrmals heimlich nach Madrid zurück und setzte erst, nachdem sie noch fünf Wochen hartnäckig verweilt und alle ihre Maßregeln auf das sorgfältigste getroffen hatte, in langsamen Tagereisen ihren Weg nach Bayonne fort. Sie hoffte, daß mittlerweile die Fürsprache ihrer Freunde in Versailles, der Frau von Maintenon, der Herzogin von Burgund, der Königin von England, des Erzbischofs von Aix sowie des Herzogs von Harcourt, den Zorn des Königs besänftigt haben würden, und deshalb wagte sie es sogar, sich gegen Ludwig XIV über das ihr widerfahrene Unrecht zu beklagen, ihre Unschuld hinsichtlich aller der Anklagen, die sie von Seiten des Cardinals d'Estrées und seines Neffen getroffen, zu betheuern und ihn zu bitten, gerecht zu sein und nicht blos ihre Feinde zu hören, sondern auch ihr zu erlauben, vor ihm in Versailles zu erscheinen, daß sie ihr Benehmen rechtfertigen könne. Allein man beachtete diese Forderungen nicht.

Wirksamer waren dagegen die Bemühungen der Königin. Gleich bei der ersten Audienz, die sie dem neuen französischen Gesandten, dem Herzoge von Grammont, ertheilte, beklagte sie sich auf das bitterste darüber, daß man ihr die Fürstin entrissen. „Sagen Sie mir doch," sprach sie zu ihm, „was ist es, das der Fürstin Orsini den Zorn des Königs von Frankreich zugezogen hat? Was hat diese so schmählich behandelte Frau gethan, das eine so grausame Behandlung rechtfertigen könnte? Giebt es wohl irgend ein Beispiel, daß man gegen eine Dame ihres Ranges, die der König und ich mit unserem Vertrauen beehrt haben, ohne Ursache auf so unwürdige Weise verfahren ist?" Der Gesandte wollte die Königin an die allgemeine Unzufriedenheit der Spanier mit der Fürstin, an deren unaufhörliche Mißhelligkeiten mit den abberufenen Gesandten erinnern, allein sie unterbrach ihn und sagte: „Alle diese Beschul-

Digitized by Google

digungen, mit denen man unsern Großvater umgarnt hat, sind falsch. Es ist wahrlich bejammernswerth, daß ein so verständiger und kluger Mann den Berichten ihrer Feinde mehr Glauben schenkt, als den Erklärungen seines Enkels, von dem er doch weiß, daß er ihm selbst an Aufrichtigkeit gleichkommt, und der von der Lauterkeit des Verhaltens der Fürstin vollkommen überzeugt ist. — Nein, Herzog von Grammont," fuhr sie dann unter einem Strome von Thränen fort, „nein, ich täusche Sie nicht, wenn ich hinzufüge, daß ich mich niemals mit dieser Maßregel versöhnen werde."

Ihre wiederholte Bitten, ihre Vertraute wiederkehren zu lassen, wurden jedoch nicht berücksichtigt. Ludwig XIV schien unbeugsam in seinem Entschlusse und trug dem Gesandten auf, ihr seine entschiedene Weigerung auszusprechen. „Melden Sie der Königin," schrieb er ihm, „daß, wenn ich die Entfernung der Fürstin Orsini aus Spanien beschlossen und ihr anbefohlen habe, ihren Aufenthalt wieder in Rom zu nehmen, ich nicht ohne reifliche Ueberlegung gehandelt habe und nicht ohne solche Gründe, daß jede Aenderung meines Entschlusses unmöglich ist. Melden Sie ihr, daß ich nicht von den Ränken und Kunstgriffen der Feinde der Fürstin oder von falschen Berichten voreingenommen bin, kurz erklären Sie ihr, daß ich alle Dinge selbst entscheide, daß Niemand voraussetzen darf, ich gründe mein Urtheil auf Dinge, die der Wahrheit widersprechen, sondern daß ich mich stets bestrebe, die Wahrheit von verschiedenen Seiten zu erfahren, bevor ich einen festen Entschluß fasse."

Nicht zufrieden damit, die Fürstin entfernt zu haben, wollte die französische Regierung auch die ganze, unter den Auspicien derselben gebildete Verwaltung beseitigt wissen. Orri erhielt daher ebenfalls den Befehl, sein Amt niederzulegen und sich auf der Stelle zur Rechtfertigung seines Verhaltens nach Frankreich zu begeben. Zugleich ward Philipp V aufgefordert, den Marquis Canales zu entlassen und Rivas in seine früheren Functionen als Staatssecretär wiedereinzusetzen. Philipp V, der an unbedingte Unterwerfung unter den Willen seines Großvaters gewöhnt war, wollte gehorchen, allein die Königin verstand es, ihren Einfluß auf ihn so sehr geltend zu machen, daß er sich nicht nur weigerte, jenem Verlangen zu entsprechen, sondern überhaupt allen Veränderungen, die Ludwig XIV in die Verwaltung Spaniens einführen wollte, den entschiedensten Widerstand entgegensetzte. Der französische Gesandte sah sich, um diese Hartnäckigkeit zu besiegen, gezwungen, seine Zuflucht zur Königin zu nehmen, aber diese lehnte jede Einmischung ab. „Wie

Digitized by Google

kann", sagte sie mit Anspielung auf eine Aeußerung, die Ludwig XIV einst über sie gethan, „ein Mädchen von fünfzehn Jahren, dem es an Erfahrung und Talenten fehlt, sich einfallen lassen, in Staatsgeschäften mitsprechen zu wollen?"

Der Herzog von Grammont hatte sich geschmeichelt, daß die stattgefundenen Veränderungen den französischen Einfluß wieder auf seinen früheren Höhepunkt zurückführen würden, und er hatte demgemäß die Ansprüche auf maßgebende Leitung im Cabinette, die schon der Cardinal d'Estrées erhoben, erneuert. Aber die Königin bemühte sich, allen seinen Prätentionen entgegenzuwirken, und indem sie sich mit den Ministern und dem Adel, der nur zu sehr geneigt war, die ihn drückende Abhängigkeit Spaniens von Frankreich abzuwerfen, in allerlei Intriguen einließ, that sie alles Mögliche, um es zu einem vollkommenen Bruche zwischen den beiden Regierungen kommen zu lassen. Auf ihre, oder vielmehr der Fürstin Orsini, die durch sie wirkte, geheime Veranlassung mußte der nunmehrige Präsident des Rathes von Castilien, Montellano, Befehle erlassen, die den mit dem französischen Gesandten berathenen Entscheidungen durchaus widersprachen. Ja, die Königin ging sogar so weit, es zu begünstigen, daß das gesammte Verwaltungspersonal gemeinschaftlich um Wiedereinführung der alten Regierungsformen nachsuchte und sich gegen jede von Frankreich dringend geforderte Vermehrung der Streitkräfte aussprach.

In Folge aller dieser Intriguen begann in einer Zeit, wo im Westen wie im Osten Spaniens die Feinde immer größere Fortschritte machten und die höchste Anspannung aller Kräfte erforderlich gewesen wäre, ein völliger Stillstand in den Geschäften einzutreten, ohne daß die Bemühungen des französischen Gesandten, die abwechselnden Bitten und Drohungen Ludwig's XIV eine Aenderung hervorzurufen vermocht hätten. „Das Interesse dieser Privatpersonen", schrieb er voll Unmuth an seinen Enkel, „beschäftigt Sie ganz allein, und während nur große Zwecke und Ansichten Sie erfüllen sollten, lassen Sie sich herab zu den Kabalen der Fürstin Orsini, mit denen man nicht müde wird, mich zu belästigen."

Endlich gelang es dem Herzoge von Grammont die Königin zur Einwilligung in die Entlassung Orri's und des Marquis Canales, sowie die Bildung eines neuen Ministeriums, in das Arias und Rivas wieder eintraten, zu bewegen; allein gab sie auch ihre Zustimmung, weil sie bei der zu offenbar gewordenen Unfähigkeit der dermaligen Verwaltung den Gründen des französischen Gesandten

Digitized by Google

nichts mehr entgegenzusetzen wußte, so strebte sie doch dem neuen Ministerium jede Möglichkeit der Wirksamkeit zu entziehen. Die entlassenen Freunde der Fürstin Orsini überhäufte sie mit den auffälligsten Gunstbezeugungen und gab dadurch nur zu deutlich zu erkennen, wie widerwillig sie sich den letzten Anordnungen gefügt. Sie schien das Reich lieber an den Rand des Verderbens führen, als sich den Absichten Frankreichs fügen zu wollen, und Ludwig XIV mußte endlich selbst einsehen, daß der Einfluß der Fürstin Orsini noch immer allmächtig wäre, und daß er nur durch Aenderung seines Verfahrens gegen sie den Eigensinn der von ihr geleiteten Königin zu brechen vermöge.

Frau von Maintenon wirkte mit zu dieser Umstimmung; sie empfand es als einen großen Verlust, mit einem Male alle ihre Beziehungen zu Spanien abgebrochen zu sehen, und da der Staatssecretär des Auswärtigen, Torcy (der einzige von allen Ministern, der es wagte, sich ihrer Einmischung in die seiner Leitung unterliegenden Geschäfte zu widersetzen), es abgelehnt hatte, bei ihr zu arbeiten, als sie ihn dazu hatte auffordern lassen, so war sie um so mehr bemüht, die Rückkehr der alten Verhältnisse vorzubereiten. Sie stellte Ludwig XIV deshalb vor, daß die Fürstin durch ihre Verbannung und die Rücksichtslosigkeit, mit der man sie behandelt, für ihre Unbesonnenheit hinlänglich bestraft worden wäre; der König hätte seinen Willen durchgesetzt, jetzt möge er Milde walten lassen und die Königin von Spanien nicht zum Aeußersten treiben, zumal eine schonungsvolle Behandlung der Fürstin mit den Staatsgeschäften nichts zu thun habe und seine Autorität nicht beeinträchtige.

Ludwig XIV ließ sich denn auch von ihr bestimmen, die Erlaubniß zu ertheilen, daß die Fürstin, statt nach Rom zu gehen, ihren Aufenthalt in Toulouse nähme; er ging sogar schon so weit, aus Artigkeit gegen die Fürstin ihren Bruder, den Abbé de la Tremouille, zum Gesandten in Rom zu ernennen.

Die Folge dieser Nachgiebigkeit machte sich alsbald in Madrid fühlbar. Den aus Toulouse erhaltenen Anweisungen gemäß, ließ die Königin die Geschäfte wieder aufleben, näherte sich wieder dem französischen Gesandten und ließ ihm von den Ministern versprechen, daß sie fortan sich bemühen würden, stets im Einklang mit ihm zu verfahren. Doch war diese Annäherung nur scheinbar, nur um den Gesandten zu täuschen, hinter seinem Rücken verlangte sie; da er ihr wegen seiner Versuche, sie dem Könige zu entfremden, verhaßt war, seine Abberufung, sowie Ludwig's XIV Einwilligung in die aber-

Digitized by Google

malige Entlassung des Staatssecretärs Rivas. Vor Allem aber bestand sie darauf, daß ihre Vertraute sich in Versailles verantworten dürfe; sie bezeichnete dies als einen Act der Gerechtigkeit, der zu ihrer eigenen Vertheidigung hinsichtlich der ihr selbst gemachten Vorwürfe unerläßlich.

Ludwig XIV, dem nur die Wahl blieb, entweder seinen Einfluß in Spanien gänzlich einzubüßen oder nachzugeben, mußte sich wohl oder übel zu dem letzteren entschließen. Alle bisher gemachten Erfahrungen hatten ihm endlich die Ueberzeugung eingeflößt, daß Spanien sich nie so völlig, wie er es früher gehofft, von Frankreich abhängig machen lassen würde, daß es von Versailles aus immer nur zu leiten, nie zu beherrschen wäre, daß aber auch betreffs dieser Leitung seines Enkels unmännliche Schwäche zu groß wäre, um ferner auf ihn seine Pläne bauen zu dürfen. Wie ein willenloser Automat hatte sich dieser während jener Verwickelungen bald von der Königin, bald vom französischen Gesandten zu den entgegengesetztesten Worten und Handlungen mißbrauchen lassen; der Herzog von Grammont hatte, im Verein mit dem Beichtvater des Königs, dem Père d'Aubenton, sogar versucht, ihn ganz den Einwirkungen der Königin zu entziehen, und auch von ihm erlangt, daß er seinem Großvater seine Unzufriedenheit über das Benehmen seiner Gemahlin, seine Beschämung darüber, daß er sich von ihr habe leiten lassen, sowie seine Gleichgültigkeit gegen die Rückkehr der Fürstin Orsini ausgesprochen hatte. Gleich darauf hatte jedoch die Königin wieder das Uebergewicht in seiner schwachen Seele erlangt, und er hatte auf ihren Wunsch nach Versailles geschrieben: „er habe sich von dem Gesandten zu Aeußerungen verleiten lassen, die seiner wahren Gesinnung widersprächen; er mache sich selbst Vorwürfe wegen seiner Blindheit; er bitte seine Schwäche zu entschuldigen und ihm einen anderen Gesandten, sowie einen anderen Beichtvater zu senden, der nicht die Pflichten seines priesterlichen Berufes überschreite." — Marie Louise hatte daher wohl Recht gehabt, als sie kurz vorher im Gefühle der Nichtigkeit ihres Gemahls an Ludwig XIV geschrieben: „Ich ersuche demüthigst Ihro Majestät, allen Einfluß, den Sie aus so vielfältigen Gründen auf Ihren Enkel besitzen, dazu aufzuwenden, daß er sich daran gewöhne, mit festem Tone zu sagen: Ich will, oder Ich will nicht; kurz, daß er sich bestrebe, Ihnen nachzuahmen. Er würde ein vollkommener Fürst werden, wenn ihm das gelänge." — Nach jenem demüthigen Selbstbekenntniß seines Schwachsinns ließ sich von Philipp V keine solche Willenskraft mehr erwarten; er hatte es be-

Digitized by Google

wiesen, daß er unfähig, allein zu herrschen, und Ludwig XIV mußte sich selbst sagen, daß jeder Versuch, sich der Königin zu widersetzen, fortan vergeblich sein und nur zum Nachtheil der französischen Interessen ausfallen würde; daß durch sie allein ein solcher Einfluß, wie er ihn wünschte, auf seinen Enkel ausgeübt werden könnte, daß aber, um sie, die er Frankreich nicht günstig gesinnt wußte, zu bestimmen, stets seinen Absichten zu entsprechen, es nöthig wäre, von jetzt an sein Verfahren zu ändern, die Fürstin zurückzusenden und, anstatt ihr seinen Gesandten entgegenzusetzen, diesen ihr unterzuordnen, sie in die Pläne seiner Politik einzuweihen und durch volle Befriedigung ihres Ehrgeizes sich ihren Beistand zu sichern. Vor allem mußte sie also versöhnt werden. Sie erhielt in den gnädigsten Ausdrücken die Erlaubniß in Versailles zu erscheinen, wo ihrer ein Empfang harrte, der selbst ihre kühnsten Erwartungen übertraf. Die ersten Personen des Hofstaates, sowie der spanische Gesandte, der Herzog von Alba, fuhren ihr entgegen und geleiteten sie nach Paris. Die Mitglieder der königlichen Familie beehrten sie mit ihrem Besuche und ihre Wohnung war fortwährend von den vornehmsten Besuchern überfüllt. Selbst ihr heftigster Widersacher, der Marquis de Torcy, mußte ihr auf ausdrücklichen Befehl des Königs seine Aufwartung machen.

In Versailles wurden ihr noch größere Ehrenbezeugungen zu Theil. Ludwig XIV empfing sie mit der zuvorkommendsten Artigkeit und erzeigte ihr so ungewöhnliche Herablassung, so viele Gunst, daß daraus auf das deutlichste hervorleuchtete, wie besorgt er war, jede Erinnerung an seine frühere Strenge aus ihrem Gedächtniß zu verwischen. Zu Gunsten eines ihrer Brüder ward das Marquisat Noirmoutier zum Herzogthum erhoben, für einen anderen, den Gesandten in Rom, der Cardinalshut erbeten, und hinsichtlich ihrer selbst schien jeder Wunsch Befehl, jeder Anspruch maßgebend. Ihre Theilnahme an den Fahrten nach Marly, ihre häufigen Zwiegespräche mit dem Könige, die Feste, die ihr zu Ehren gegeben wurden, die Aufmerksamkeit, die ihr die königliche Familie unausgesetzt bewies, machten sie vereint mit ihrer bedeutungsvollen Persönlichkeit zum Glanz- und Mittelpunkt des Hofes, „la divinité de la cour“ wie St.-Simon sagt.

Es ward auch sogleich dem Herzoge von Grammont der Auftrag ertheilt, dem Könige und seiner Gemahlin anzuzeigen, daß die Fürstin nach Madrid zurückkehren würde; doch gefiel sich diese auf dem Schauplatze ihres Triumphes zu sehr, um sich zu augenblicklicher

Digitized by Google

Rückkehr nach Spanien entschließen zu können. Mehrere Monate verstrichen, ohne daß sie sich weder durch die dringenden Bitten der Königin von Spanien, noch durch die Winke des französischen Cabinettes über die Nothwendigkeit ihrer Gegenwart in Spanien zur Abreise bestimmen ließ.

Indeß erregte der sichtbare Einfluß, welchen sie durch die Anmuth ihres Benehmens über Ludwig XIV gewann, sehr bald die Eifersucht der Frau von Maintenon, und diese war daher bedacht, eine so gefährliche Nebenbuhlerin möglichst schnell zu entfernen. Alle Hindernisse, die ihrer Abreise entgegenstanden, wurden eiligst aus dem Wege geräumt. Orri ward nach Spanien zurückgeschickt, sie erhielt die Erlaubniß, die Regierung und Verwaltung in Spanien ganz nach ihrem Gefallen einzurichten, und auf ihren Wunsch wurde der Herzog von Grammont abberufen. „Wenn alle Ihre Gesandtschaften", schrieb dieser, der mit seiner Abberufung sehr zufrieden war, an Torcy, „dieser gleichen, so erkläre ich Ihnen, daß ich in meinem ganzen Leben nichts mehr davon hören will." Amelot, Marquis de Gournay, den die Fürstin vorgeschlagen, trat an seine Stelle. Nachdem so alles nach ihrem Wunsche geregelt, und es nicht mehr möglich war, ihren Aufenthalt zu verlängern, reiste sie endlich ab, den vollständigsten Sieg über Ludwig XIV davontragend.

„Wäre ich auch", schrieb er jetzt dem Gesandten, „so vertraut mit den Verhältnissen Spaniens, so eingeweiht in die Einzelheiten seiner Verwaltung, wie in die meiner eigenen; wären mir auch die Spanier so bekannt, wie meine eigenen Unterthanen, so könnte ich mir doch nicht getrauen, stets und in allen Angelegenheiten dieses Landes den besten Rath zu ertheilen. Die Lage der Dinge kann sich ändern, während noch meine Depeschen unterwegs sind, und die Entschlüsse, die noch einige Tage früher passend gewesen wären, könnten vielleicht zu der Zeit, wo sie in Madrid eintreffen, verderblich sein. Ich werde mich daher von jetzt an darauf beschränken, meinen Enkel nur in allgemeinen Angelegenheiten, welche Zeit zur Ueberlegung gestatten, zu berathen. Hinsichtlich seiner persönlichen Verhältnisse werde ich ihn dagegen von jetzt an der Einsicht überlassen, die er aus den Erfahrungen der Vergangenheit zu schöpfen vermag."

Digitized by Google

VI.

Als eine Schuldige war die Fürstin aus Madrid verwiesen worden; schon um des Ansehens willen, dessen sie von jetzt an mit Uebereinstimmung beider Höfe genießen sollte, war es daher nöthig, daß ihr bei ihrer Rückkehr die auffälligsten Beweise des Vertrauens und der Gunst zu Theil wurden. Sie ward daher auch mit der größten Auszeichnung empfangen. Der König und die Königin fuhren ihr zwei Stunden weit entgegen, umarmten sie auf das zärtlichste und luden sie ein, zu ihnen in den Wagen zu steigen. Um aber nicht dem Adel gleich bei ihrem neuen Erscheinen durch eine Verletzung der strengen Etikette Anstoß zu geben, lehnte sie diese Ehre ab, zu der sie als Unterthanin nicht berechtigt war.

Sie trat ihr früheres Amt als Camereira major wieder an und leitete von jetzt an unter diesem Titel unbestritten die Geschicke Spaniens, als „eine Person", wie Ludwig XIV sie jetzt der Königin bezeichnete, „die am geeignetsten sei, die Interessen beider Kronen zu befördern."

Ihre Rückkehr hatte jedoch nicht die günstige Wirkung, die man gewünscht und gehofft. Der Sturm, den sie gegen den Hof von Versailles aufgeregt hatte, um ihn zu zwingen, von seiner Ungnade gegen sie abzulassen, war nicht so leicht wieder zu beschwichtigen; der nationale Widerstand gegen Frankreich dauerte auch noch fort, als sie ihn nicht mehr begünstigte. Nicht nur die schon seit langer Zeit beträchtlich angewachsene Partei der Mißvergnügten und mit dem Erzherzoge Karl, dem Nebenbuhler Philipp's V, heimlich Einverstandenen, sondern selbst ihre bisherigen Anhänger erregten Schwierigkeiten. Die Granden, welche während der Zeit ihrer Entfernung einen bedeutenden Einfluß auf die Leitung der Geschäfte erlangt hatten, waren nicht geneigt, ihn aufzugeben; sie strebten vielmehr danach, sich den Machtbesitz, den sie unter den früheren Königen genossen und den ihnen bis jetzt der französische Einfluß streitig gemacht hatte, völlig wieder anzueignen. Als nun aber die Fürstin die früheren Verhältnisse zurückkehren lassen wollte, und die Absicht verrieth, wieder von ihrem Cabinette aus den Despacho zu leiten, traf sie auf allgemeinen Widerstand. Selbst die, welche sie in der Hoffnung unbedingten Gehorsams zu Ministern erhoben, und die, wie Montellano, der Präsident des Rathes von Castilien, der sogar auf ihre Veranlassung wegen seiner Opposition gegen den Herzog

Digitized by Google

von Grammont zum Herzog und Granden zweiter Classe ernannt worden war, ihr alles verdankten, legten ihren Maßregeln öffentlich und heimlich jedes mögliche Hinderniß in den Weg, und die bösen Folgen einer solchen Widersetzlichkeit, sowie des dadurch sichtbaren Zwiespaltes in der Regierung machten sich in allen Zweigen der Staatsmaschine fühlbar. Die Fürstin mußte sie daher entlassen; aber darüber erbittert, erhoben sie die lautesten Klagen und bemühten sich, den allgemeinen Haß, der bis jetzt den französischen Gesandten getroffen, auch auf die Fürstin zu lenken.

Es herrschte überhaupt zu jener Zeit eine den Bourbons durchaus nicht günstige Stimmung unter den Granden. Ein Theil von ihnen war schon früher, wie der Herzog von Medina del Rio Secco, der Admiral von Castilien Graf Melgar und noch andere den höchsten Adelskreisen angehörende, auf die Seite der Feinde übergetreten. Die glücklicher Weise noch vorzeitig gemachte Entdeckung einer Verschwörung, an deren Spitze der Graf Leganez, General der Artillerie und Gouverneur des königlichen Palastes, stand, gab Kunde davon, wie tiefe Wurzeln die Unzufriedenheit unter dem Adel getrieben hatte. Mit Hülfe der in Madrid anwesenden Kriegsgefangenen hatte jener Graf den König und die Königin am Frohnleichnamstage aufheben und sie nach Lissabon führen lassen wollen; gleichzeitig hatten Aufstände in Madrid, Granada und Cadix stattfinden, die Franzosen und ihre Anhänger ermordet und der Erzherzog von Oesterreich zum Könige proclamirt werden sollen. Der französische Gesandte Amelot hatte das Complott entdeckt, und auf freilich noch unsichere Anzeichen seiner Urheberschaft hin war der Graf Leganez arretirt und zuerst nach Pampelona, dann nach Frankreich abgeführt worden. Die Granden aber waren höchst erbittert über die willkürliche und ihren Privilegien widersprechende Einkerkerung eines Granden und ihnen war die Verletzung der gewöhnlichen Justizformen um so empfindlicher, da der Beweis der Schuld des Grafen nur ein sehr ungenügender war. Sie sprachen ihre Ueberzeugung von der Unschuld desselben laut und heftig aus, klagten über die verhaßte Willkür der Franzosen und wagten sogar zu äußern, daß eher eine Revolution ausbrechen sollte, als daß sie sich von Frankreich beherrschen lassen würden.

Während aber solche innere Bewegungen den Thron Philipp's V erschütterten, stürmten auch von außen die drohendsten Gefahren auf seine schwach befestigte Macht ein.

Digitized by Google

VII.

Trotzdem ihn mit Ausnahme Kaiser Leopold's alle europäischen Mächte als König von Spanien anerkannt hatten, war dennoch das Resultat der Annahme des Testamentes die Entzündung eines Kriegsbrandes gewesen, der, in Italien beginnend, bald auch Spanien verheerte.

Portugal hatte sich, im Mai 1703 der großen Allianz beitretend, gegen Philipp V erklärt. Von seiner Grenze aus war unter Lord Galway's Oberbefehl ein aus englischen, holländischen und portugiesischen Truppen bestehendes und mehr als 40,000 Mann starkes Heer in Estremadura eingedrungen, hatte in rascher Folge alle festen Plätze erobert und bedrohte selbst Castilien mit einem Einfalle. Der Marschall Berwick hatte an der Spitze eines französisch-spanischen Heeres dem Vordringen der Feinde Einhalt zu thun versucht; allein seine Anstrengungen hatten keinen Erfolg, er mußte zurückweichen. Er ward deshalb abberufen, aber auch Marschall Tessé, der ihn ersetzte, war nicht glücklicher.

Auf der anderen Seite hatten die Engländer am 4. August 1704 Gibraltar erobert, Minorca, Iviza und Alicante in Besitz genommen, und beständig mit einer starken Flotte die Küsten des mittelländischen Meeres streifend, waren sie überall gelandet, um Unterstützung zu bringen, wo sich die österreichische Partei erheben wollte. Diese war besonders in Catalonien zahlreich. Der Statthalter dieser Provinz, Graf Palma, hatte sich durch Härte und Willkür verhaßt gemacht; es waren Mißverständnisse mit der Regierung eingetreten. Man hatte mancherlei Aenderungen und Abstellungen von Mißbräuchen gefordert und war ungnädig beschieden worden. Ueberhaupt war man unzufrieden darüber, daß ohne Anfrage und Beistimmung des Landes den Spaniern durch Castilier und Franzosen ein König gleichsam aufgedrungen worden war.

Zwar hatte man, als Philipp V 1701 nach Barcelona gekommen, um dort die Landesrechte zu beschwören, ihm gehuldigt, aber nur widerwillig; ins Geheim waren bald Verbindungen mit dem Hause Oesterreich angeknüpft worden. Es erfolgten aufständische Bewegungen zu Gunsten desselben, und als Erzherzog Karl, dem Kaiser Leopold am 12. September 1703 seine Ansprüche auf Spanien abgetreten, unter dem Beistande eines englischen, von Lord Peterborough befehligten Heeres am 9. October 1705 Barcelona erobert hatte, hul-

Digitized by Google

digte ihm fast ganz Catalonien und Arragonien. — Bald darauf fielen auch Valencia und Cartagena, sogar ein Theil von Granada und Andalusien in seinen Besitz.

Unter so verwickelten Umständen, die durch die Unzuverlässigkeit des Adels nur noch verschlimmert wurden, warf sich Philipp V auf den Rath der Fürstin Orsini ganz seinem Großvater in die Arme und bat auf das dringendste um seinen Beistand. „Ihnen verdanke ich", schrieb er, „nächst der Vorsehung meine Krone. Sie werden, ich weiß es bestimmt, nicht zugeben, daß das Scepter, welches Sie mir anvertraut haben, meinen Händen entrissen wird, noch daß ich nach Frankreich zurückkehre, um dort als ein abgesetzter Souverain meiner Familie eine unangenehme Erinnerung, dem Lande eine Last zu sein." Zugleich zeigte er seinen Entschluß an, sich an die Spitze seines Heeres zu stellen, es nach Catalonien zu führen und Barcelona zurückzuerobern.

Ludwig XIV war um diese Zeit selbst schon sehr bedrängt. Die Last des Krieges fing an, ihn zu drücken. Aber die Bitten und die Entschlossenheit seines Enkels rührten ihn. Er versprach, daß ein beträchtliches Truppencorps, das er nach Catalonien absenden wolle, sich unter den Mauern von Barcelona mit dem spanischen Heere vereinigen solle.

Die Belagerung ging vor sich. Philipp V hatte sich selbst, wie er versprochen, an die Spitze seiner Armee gestellt; und während von der Seeseite eine vom Grafen von Toulouse befehligte französische Flotte von 25 Schiffen der Stadt die Zufuhren abschnitt, umschloß das durch 37 Bataillone und 31 Schwadronen französischer Hülfstruppen verstärkte spanische Heer die Stadt von der Landseite. Die Garnison von Barcelona war nur schwach; aber von heldenmüthigem Geiste beseelt und unterstützt von den an Tapferkeit mit ihr wetteifernden Einwohnern leistete sie allen Angriffen den hartnäckigsten Widerstand. So gewann die englisch-holländische Flotte Zeit, herbeizueilen, die französische Flotte zu vertreiben und ein bedeutendes Hülfscorps auszuschiffen. In Folge dessen mußte die Belagerung aufgehoben werden. Noch mitten in der Nacht zog das spanisch-französische Heer ab und zwar in so bestürzter Eile, daß es das ganze Belagerungsgeschütz, alle Kriegsvorräthe und mehr als 1500 Verwundete zurückließ. Eine am andern Morgen eintretende Sonnenfinsterniß, die dem erschreckten Aberglauben den Untergang des Sternes der Bourbonen zu verkünden schien, vollendete die Entmuthigung.

Digitized by Google

Nur Philipp, der trotz seiner gewöhnlichen Furchtsamkeit im Unglück Starrsinn zeigte, blieb unerschüttert. Er verwarf den Rath des Marschalls Tessé, sich nach Frankreich zurückzuziehen, und reiste ganz allein und ohne Bedeckung nach Madrid, wo Alles in der größten Bestürzung und Verwirrung war. Es ward sogleich eine Versammlung der Granden berufen. Man wollte ihren loyalen Eifer anfachen, aber er war erkaltet. Als der französische Gesandte Amelot, der in dieser Versammlung erschienen, erklärte, der König von Frankreich vermöge es nicht, seinen Enkel ohne den Beistand der spanischen Nation auf dem Throne zu erhalten, und von Seiten des Adels eine energischere Bethätigung an den Interessen der Krone in Anspruch nahm, machte sich die unzufriedene Stimmung Luft. Der Herzog von Medina-Celi erklärte sich auf das bitterste gegen den französischen Einfluß sowie die dem Wohle Spaniens so verderbliche Einmischung der Fürstin Orsini in alle Regierungs- und Verwaltungsangelegenheiten des Staats, und nichts als kalte Zusicherungen der Anhänglichkeit an die Person des Monarchen und der leere Ruf „Lang lebe König Philipp V" waren der Erfolg dieser Versammlung.

Einige Tage darauf verließ Philipp V Madrid und verlegte seine Residenz nach Burgos, der alten Hauptstadt Castiliens.

VIII.

Am 26. Juni 1706 zogen die Verbündeten unter Galway und das Minas in Madrid ein. Aber sie fanden keine freundliche Aufnahme. Madrid benahm sich wie eine vom Feinde eroberte Stadt; und während der Erzherzog als Karl III zum König ausgerufen ward, rief das Volk: Es lebe Philipp V.

Gerade in diesem Augenblick des höchsten Unglückes, als man schon in Versailles darüber berieth, ob es nicht das Beste sein möchte, daß Philipp V nach Amerika schiffe, um dem Bourbonischen Königshause wenigstens Mexico und Peru zu retten, äußerte sich in den Spaniern eine Kraft der Anhänglichkeit an den einmal gewählten Fürsten, eine so enthusiastische Hingabe, wie man sie nach der lauen Ergebenheit, ja Gleichgültigkeit, die sie bisher zur Schau getragen, durchaus nicht hatte erwarten können. Der Nationalsinn war erwacht. Man glaubte sich von den Franzosen verlassen und machte es jetzt zur Ehrensache Spaniens, dem bedrängten Monarchen gegen die halb ketzerischen Heere der Verbündeten beizustehen.

Digitized by Google

Nur wenige Granden waren in Madrid geblieben; ungeachtet der Erbitterung, die sie so eben erst verrathen, waren die meisten nach Burgos geeilt, und als Philipp V, von seiner Gemahlin zum Widerstande angefeuert, trotz aller furchtsamen Rathschläge, die man ihm von Versailles aus ertheilte, — Frau von Maintenon schrieb, man müsse sich den Fügungen des Himmels unterwerfen — öffentlich verkündete, er werde Castilien nicht verlassen, nie in seinem Leben der Krone Spaniens entsagen und eher den Boden dieses Landes mit seinem Blute düngen, drängte sich Alles herbei, ihm seinen Degen anzubieten. Von allen Seiten kam Beistand und Hülfe. Die Königin selbst, die ihre Juwelen zum Verpfänden nach Frankreich gesandt, eilte von Stadt zu Stadt, den Eifer zu entflammen und das Volk unter die Fahnen zu rufen. Provinzen, Städte und Ortschaften hoben Truppen aus und in wenigen Wochen waren freiwillig so bedeutende Geldbeiträge zusammengebracht, daß für die nächsten Bedürfnisse vollkommen gesorgt war. Bereits am 15. Juli 1706 schrieb die Fürstin Orsini nach Versailles: „Die spanischen Truppen zeigen so großen Muth und Eifer, daß wir schon zu fürchten anfangen, die Feinde möchten Madrid eher wieder verlassen, als wir im Stande sind, sie anzugreifen."

Im August rückte das spanische Heer, Philipp V an seiner Spitze, gegen die Alliirten vor, die allerlei Fehler begangen und die Zeit hatten ungenützt verstreichen lassen, schnitt ihnen die Verbindung mit Portugal ab und trieb sie über das Gebirge gegen Valencia zu. Kaum einen Monat später zog Philipp V im Triumph in Madrid ein, wo man ihn mit der begeistertsten Freude empfing.

Der hochherzige Eifer, zu dem sich das spanische Volk aufgerafft, um seines Königs Thron zu schützen, bewog auch Ludwig XIV, trotzdem es immer zweifelhafter ward, ob er je den gehofften und auch von seinem Enkel ihm zugesicherten Preis aller seiner Aufopferungen — die Abtretung der spanischen Niederlande an Frankreich — erlangen würde, zu neuen Anstrengungen. Eine beträchtliche Heeresabtheilung stand schon in Navarra, eine andere, vom Marschall Berwick befehligte, befand sich in Castilien; er sandte eine noch größere, über die eben nach ihrer Vereinigung mit den spanischen Truppen sein Neffe, der Herzog von Orleans, das Commando führen sollte.

Bevor aber noch dieser, den die Erledigung verschiedener, auf seine neue Stellung bezüglicher Angelegenheiten in Madrid zurückgehalten hatte, bei der Armee eingetroffen war, hatte der Marschall

Digitized by Google

Berwick über das von Galway und Stanhope befehligte Heer der Alliirten am 25. August 1707 an der Grenze von Valencia den glänzenden Sieg bei Almanza davongetragen. Schon im Jahre 1704 hatte der Marschall, wie wir erwähnten, das französisch-spanische Heer befehligt. Die Fürstin Orsini hatte ihn sich kurz vor ihrer ersten Ungnade von Ludwig XIV erbeten. Sie hatte lange in vertrauten Beziehungen zum Hofe von St. Germain gestanden und da sie Berwick's geschmeidige Sanftmuth kannte, so hatte sie gehofft, aus ihm ein fügsames Werkzeug ihres Willens zu machen. Ludwig XIV war bereitwillig auf ihren Wunsch eingegangen und hatte ihm, obwohl er noch sehr jung war, das selbstständige Commando eines Heeres anvertraut.

Berwick hatte diesem Vertrauen entsprochen und sich mehrfach ausgezeichnet; allein die Nachlässigkeit der spanischen Regierung selbst, von der Torcy um jene Zeit sagte: sie betreibe und verschleudere Alles auf eine so unvernünftige und kindische Art, daß man es ebenso wenig begreifen als verzeihen könne, — hatte, weil sie Berwick's Kriegsoperationen durch nichts unterstützt und das Heer an Allem hatte Mangel leiden lassen, es verschuldet, daß er keinen Erfolg gehabt. Hofintriguen, an denen sich die Königin betheiligt, die Berwick nicht leiden konnte und ihn einen „grand diable d'Anglais qui va toujours tout droit devant lui" nannte, hatten dann seine Entfernung veranlaßt. Im folgenden Jahre war er jedoch nach Spanien zurückgesandt worden und der neue soeben erfochtene Sieg bei Almanza, der den größten Theil von Spanien dem bourbonischen Königshause wieder unterwarf, war die vollgültigste Rechtfertigung gegen die ihm früher Schuld gegebenen Fehler.

Philipp von Orleans, der gerade am Tage nach der Schlacht anlangte, bedauerte sehr, daß er nicht die Ehren des Kampfes zu theilen vermocht, doch billigte er die Gründe, die Berwick ihm für die Unmöglichkeit eines Aufschubes desselben anführte, und übernahm sodann den factischen Oberbefehl. — Ludwig XIV hatte es bereut, seinen Neffen in Italien durch eine unfähige Bevormundung gefesselt zu haben, und ihm daher jetzt dem Namen wie der That nach den Marschall Berwick untergeordnet.

Trotz mehrfacher Verschiedenheiten ihrer beiderseitigen Charaktere — der Herzog von Orleans war kühn, unternehmend, rasch und gewandt, nur vielleicht nicht immer bedachtsam genug, der Marschall dagegen zwar tapfer und unerschrocken, aber fast zu pedantisch bedächtig — gestaltete sich doch bald ein sehr freundliches Verhältniß

Digitized by Google

zwischen ihnen. Der Herzog von Orleans ehrte Berwick's Talente und berücksichtigte seine Erfahrungen, und dieser besaß den Takt, niemals des Herzogs Rechte als Oberanführer bestreiten zu wollen. Sobald dessen Pläne seinen Ansichten zuwiderliefen, suchte er sie mit allen Gründen, die seiner Ueberzeugung zu Gebote standen, zu bekämpfen; hatte der Herzog aber einmal einen festen Entschluß gefaßt, dann machte Berwick ihn ebenfalls zu dem seinigen und sparte keinen Eifer, sein Gelingen zu ermöglichen.

IX.

Das Glück begünstigte den Herzog von Orleans. Der erste Feldzug verlief ruhmvoll. Binnen kurzer Zeit waren Valencia und Xetiva bezwungen. Letzteres, das sich sehr tapfer vertheidigt hatte, ward, um ein Beispiel zu statuiren, der Erde gleich gemacht und auf den Trümmern eine Schandsäule errichtet. Dann drang man in Arragonien ein, um Saragossa zu erobern; doch war die Stadt auf jeden Widerstand unvorbereitet. Die österreichische Besatzung war nur gering und zog sich bei der Annäherung des französischen Heeres, Saragossa seinem Schicksale überlassend, nach Lerida zurück. Die Stadt sandte Deputirte an den Herzog von Orleans, um zu capituliren. Allein er wartete die Ankunft des von Priestern begleiteten Zuges gar nicht ab, sondern ließ einige Regimenter Infanterie vorrücken, die den herannahenden Haufen auseinandertrieben und mit ungeladenen Gewehren in die Stadt eindrangen. Der Magistrat übergab dann eilig die Schlüssel und flehte um Schonung; sie ward gewährt, aber Arragonien verlor, wie vorher Valencia, seine Privilegien.

Durch diesen raschen Erfolg ermuthigt und begierig, auch die Unterwerfung Cataloniens vorzubereiten, bevor die Alliirten sich durch Heranziehen neuer Verstärkungen von ihren Verlusten erholt, faßte der Herzog von Orleans den Plan, Lerida und Tortosa, die Catalonien nach der Seite von Arragonien und Valencia zu deckten, zu erobern. Man schritt zuerst zur Belagerung Lerida's. Schon früher hatten der Prinz Condé und nach ihm Graf Harcourt diese Festung zu erobern versucht; aber beide hatten den tapfern Widerstand der Stadt nicht zu bezwingen vermocht und die Belagerung wieder aufheben müssen.

Auch der Herzog von Orleans hatte mit unendlichen Hinder-

Digitized by Google

niſſen zu kämpfen, die theils das öde und ſteinigte Terrain, theils die durch häufige Ueberſchwemmungen angeſchwellten Flüſſe, der Cinca und der Segre, theils der Mangel an Proviant, endlich das Ausbleiben der ſchweren Artillerie verurſachte. Aber indem er alle dieſe Schwierigkeiten überwand, legte er den Beweis ab, daß ihm die Talente eines großen Feldherrn nicht verſagt waren. Perſönlich leitete er alle Einzelheiten der Belagerung, war zugleich der General, der Ingenieur und der Quartiermeiſter ſeines Heeres, erfand ſelbſt einige beſondere Maſchinen, welche die Bewegung und Bedienung der Artillerie erleichterten, und ließ nach eigenem Plane eine Brücke über den Segre ſchlagen, ſowie er überhaupt allen Vorkommniſſen der Belagerung mit raſcher Geiſtesgegenwart zu begegnen wußte. Dieſe ſeine unausgeſetzte Thätigkeit, ſeine fortwährende Anweſenheit bei den gefährlichſten Arbeiten erwarben ihm das Vertrauen und die Zuneigung des Heeres.

Die Soldaten fühlten ſich wohl unter ſeinem Commando. Sie liebten ihn wegen ſeines freimüthigen Weſens, wegen ſeiner Zugänglichkeit, ſeiner Milde und unermüdeten Fürſorge für ihr Wohlſein. Sie achteten ihn wegen ſeiner Einſicht, der klaren Beſtimmtheit ſeiner Befehle und ſeines Eifers, alles mit eigenen Augen ſehen zu wollen, und ſie fühlten ſich durch das Beiſpiel eines Feldherrn, der jede Mühe mit ihnen theilte, zu opferfreudigem Muthe, zu erhobener Kraftanſtrengung angeſpornt. Offiziere und Soldaten wetteiferten mit einander, durch muſterhafte Pflichterfüllung ſeine Pläne zu fördern und eine möglichſt ſchnelle Eroberung Lerida's herbeizuführen.

Um ſo unangenehmer war es ihm daher, daß der Hof von Madrid aus Furcht vor den Verluſten, die eine Herbſt- oder vielmehr Winterbelagerung dem Heere koſten würde, dem Herzog wiederholt den Befehl ertheilte, von der Unternehmung abzulaſſen, und ſich ſelbſt, als jener nicht Folge leiſtete, beim Verſailler Hofe über dieſen Ungehorſam beſchwerte. Aber keine Abmahnung, kein Befehl, kein Hinderniß vermochte den feſten Entſchluß des Herzogs, noch vor dem Schluß der Campagne die Eroberung zu Stande zu bringen, wankend zu machen.

Indeſſen waren die zu überwindenden Schwierigkeiten ſo groß, daß trotz allem Eifer, mit dem man die Belagerung betrieb, erſt in der Nacht vom 2. auf den 3. October die Laufgräben eröffnet werden konnten. — Nächſt Barcelona war Lerida das Centrum und die Zufluchtsſtätte der öſterreichiſchen Partei. Dieſe vertheidigte ſich, da das erſt unlängſt Xetiva widerfahrene furchtbare Geſchick ſie daran

Digitized by Google

mahnte, was sie von einer Unterwerfung zu befürchten hätte, auf das standhafteste. Aber trotz ihrer muthigen Gegenwehr mußte sie dennoch der beispiellosen Tapferkeit, mit der man sie angriff, unterliegen. Die Stadt ward am 13. October, an demselben Tage, an dem von Versailles aus der Befehl eintraf, die Belagerung aufzuheben, mit Sturm genommen und vierundzwanzig Stunden lang einer gänzlichen Plünderung preisgegeben. Selbst die Mönche wurden nicht verschont. Sie hatten die Einwohner zum hartnäckigen Widerstand entflammt und selbst auf das tapferste mitgestritten.

Nebst einem kleinen Theil der Bürger hatte sich die Garnison in die Burg geworfen, zu deren Belagerung man jetzt schritt; doch konnte man erst am 11. November eine Capitulation erzwingen, und es war ein Glück, daß man sie erlangte, denn die Burg war stark befestigt, die fünf- oder sechshundert Mann Besatzung hätten sich noch einige Zeit halten können und das Heer der Alliirten, das zum Entsatz herbeieilte, war nur noch zwei Meilen entfernt.

Die Nachricht von dieser Eroberung erregte am französischen Hofe große Freude. Noch bevor sich Ludwig XIV erhoben hatte, eilte Chamillart zu ihm und theilte sie ihm mit. Der König war so entzückt darüber, daß er den Ueberbringer der Botschaft, den Chevalier Maulevrier, augenblicklich vor sein Bett führen und sich alle Vorgänge auf das genaueste berichten ließ; dann gab er Befehl, man solle Madame und die Herzogin von Orleans wecken und ihnen die Heldenthaten ihres Sohnes und Gatten mittheilen.

Während des ganzen Tages sprach er fast von nichts Anderem als von dieser Eroberung. Die Prinzen des Hauses Condé waren stets neidisch und eifersüchtig auf den Herzog von Orleans gewesen und wurden es jetzt noch mehr, da sie den ganzen Hof von seinem Ruhme wiederhallen hörten. Der König wandte sich mit einer etwas boshaften Freude an sie und erzählte ihnen alles, was Maulevrier von den dortigen Vorgängen berichtet hatte. Er rühmte die Wichtigkeit der Eroberung, schilderte alle Schwierigkeiten, mit denen man zu kämpfen gehabt, lobte mit wohlgefälliger Behaglichkeit den Herzog von Orleans und meinte, sein Ruhm wäre um so größer, als ihm gelungen, woran der große Condé gescheitert. Der Prinz Condé, der Enkel von Jenem, ward über diese Worte so ärgerlich, daß er den König kaum anhören mochte.

Auch von Seiten des spanischen Hofes ward den Verdiensten des Herzogs die vielfältigste Anerkennung zu Theil. Alle Briefe, die von dort in Versailles eintrafen, waren voll seines Lobes. Man

Digitized by Google

konnte nicht genug „seinen Eifer, seine Tapferkeit, die richtige Berechnung seiner Pläne und die Fruchtbarkeit seines Geistes in Auffindung neuer Hülfsmittel“ rühmen. Während der ganzen Campagne hatte ihm die Fürstin Orsini das schmeichelhafteste Lob ertheilt und ihm wiederholt die Versicherung gegeben, sie würde sich stets bestreben, ihn durch möglichste Berücksichtigung der Bedürfnisse des Heeres in seinen Kriegsplänen zu unterstützen. Indessen hatte er sich doch oft in Verlegenheit befunden. Man hatte es ihm an Geld fehlen lassen; die Munition, die Lebensmittel waren ausgeblieben; Zurüstungen, die man versprochen, waren nicht geleistet worden, kurz man hatte sich weniger eifrig gezeigt, als die Umstände erheischten. Als er nach Madrid zurückgekehrt war, weil, wie gerne er auch schon jetzt die Belagerung Tortosa's begonnen hätte, doch die vorgerückte Jahreszeit keine weitere Unternehmung gestattete, beklagte sich daher der Herzog in freundschaftlicher Weise bei der Fürstin Orsini darüber und diese versprach allen seinen Beschwerden im Laufe des Winters abzuhelfen. Diese Versicherungen beruhigten ihn; er glaubte sich auf sie verlassen und ohne Nachtheil für die Kriegsoperationen eine Reise nach Frankreich machen zu können, um Ludwig XIV persönlich einen genauen Bericht von der Lage der Dinge abzustatten.

Am 30. December 1707 traf er in Versailles ein; der König empfing ihn mit der Herzlichkeit eines auf seinen Sohn stolzen Vaters; auch der Hof erzeigte ihm so schmeichelhafte Auszeichnungen, wie seine so glücklich beendete Campagne sie verdiente. Während des Winters verweilte er dann in Frankreich, beschäftigte sich mit Plänen und Anordnungen für den nächsten Feldzug und forderte die Fürstin Orsini oft brieflich auf, doch ja alle ihm zugesagten Zurüstungen zur Eröffnung der Campagne in Bereitschaft zu halten.

X.

„Nirgends herrscht Thätigkeit,“ hatte im Jahre 1705 der Marschall Tessé geschrieben, als er in einer Depesche an den Versailler Hof die spanische Regierung charakterisirte, „nirgends Ordnung, Einigkeit und Zusammenhang. Der König freut sich, wenn die Glocke schlägt und die Sitzungen zu Ende sind. Gewinnen die Angelegenheiten keine andere Gestalt, so wird Frankreich durch Spanien zu Grunde gerichtet. Binnen drei Monaten ward im Kriegsministerium gar nichts verfügt. Man bedürfte eigentlich in jeder Provinz

Digitized by Google

eines besonderen Heeres. Lieber wollte ich auf den Galeeren rudern, als in Spanien den Oberbefehl führen."

Dieselben Klagen erhob auch der Herzog von Orleans, als er im April 1708 nach Spanien zurückkehrte. „Mangel und Elend", schrieb er an den Kriegsminister Chamillart, „sind unsre größten Feinde. Hier in diesem Lande muß der General Alles in Allem sein; er muß die Vorräthe selbst herbeischaffen, muß für die Artillerie Sorge tragen, muß auch der Zahl- und Schatzmeister des Heeres sein." In Madrid angelangt, fand er auch durchaus nichts vorbereitet. Fast alles, was er bedurfte, fehlte, und was ihm geliefert war, erwies sich als unbrauchbar. Er mußte sich daher bemühen, Ersatzmittel herbeizuschaffen, und das war schwer; selbst sein an Hülfsmitteln sonst so fruchtbarer Geist war oft in Verlegenheit, denn überall herrschte die größte Nachlässigkeit, überall zeigten sich Hindernisse, auch die dringendsten Nothwendigkeiten waren kaum herbeizuschaffen. Dadurch verzögerte sich seine Abreise von Madrid. Dieser längere Aufenthalt aber gab in Paris und am Hofe zu allerlei Deutungen Veranlassung. Es tauchte plötzlich das Gerücht auf, der Herzog verweile nur deshalb so lange in Madrid, weil er in die Königin von Spanien verliebt wäre, und vorzüglich ließen es die Condés ihre angelegentlichste Sorge sein, dies Gerücht mit Zusätzen zu verbreiten. Doch, wie allgemeinen Glauben es auch fand, es war durchaus ungegründet. In Madrid selbst wußte man nichts von diesem Gerede und es hätte auch keinen Glauben gefunden. Der Herzog war viel zu sehr mit seinen Plänen und Vorkehrungen beschäftigt, um für verliebte Abenteuer Muße zu finden; er dachte nur an den bevorstehenden Feldzug, wünschte ihn so bald wie möglich zu eröffnen, und betrieb darum mit aller Anstrengung die dazu erforderlichen Anstalten.

Eines Tages, als er lange darüber nachgesonnen, wie er die unausgeführt gebliebenen Zurüstungen wohl am besten durch andere Hülfsmittel ersetzen könnte, und durch allerlei Sorgen, Mühen und Verdrießlichkeiten aufs neue an die unverantwortliche Wortbrüchigkeit der Fürstin Orsini, die alle diese Schwierigkeiten veranlaßt hatte, gemahnt war, setzte er sich, noch voll von dem ihn beschäftigenden Gegenstande, mit einigen jungen französischen und spanischen Edelleuten zur Tafel. Man ward heiter und der Herzog, etwas aufgeregt vom Weine, den er nie schonte, ergriff ein Glas und leerte es mit boshaftem Spotte auf die Gesundheit der Frau von Maintenon und der Fürstin Orsini, die er Unterrockscapitän und Unterrocks-

Digitized by Google

lieutenant nannte. Den Gästen gefiel der Scherz, und obwohl sie nicht wagten, ihn weiter zu commentiren, begleiteten sie ihn doch mit lautem Gelächter. Bald darauf ward den beiden Damen jene Beleidigung hinterbracht. Bis jetzt war Frau von Maintenon, wenn sie dem Herzog auch nicht gerade wohlwollte, doch wenigstens gleichgültig gegen ihn gesinnt gewesen und die Fürstin Orsini hatte sich sogar recht geflissentlich beeifert, ihn, wenigstens durch persönliche Aufmerksamkeiten, so viel wie möglich zu gewinnen. Seit diesem Augenblicke aber waren beide seine erbitterten Feindinnen.

Der Herzog konnte bald merken, daß man aufgehört hatte, zu seinen Gunsten gestimmt zu sein. Wie durch Zufall wurden ihm alle möglichen Hindernisse in den Weg gelegt, seine berechtigtsten Forderungen unerfüllt gelassen, seine Beschwerden mit kalter und gezwungener Höflichkeit angehört, ohne daß auch nur die mindeste Abhülfe geschah. Ueberdies entstanden Streitigkeiten in Bezug auf die Kriegführung. Man verlangte von ihm regelmäßige Mittheilungen über seine Pläne und militärischen Operationen, und der Herzog, der wohl versprochen, sich der Einmischung in alle nicht militärischen Verwaltungsmaßregeln auf das strengste zu enthalten, glaubte doch seiner Würde nicht so viel vergeben zu dürfen, daß er seine Kriegspläne unter weibliche Controle stellte.

Man fing aber endlich auch an, ihn argwöhnisch zu beobachten, sein Benehmen zu verdächtigen, seine Worte und Handlungen boshaft auszulegen und Allem, was nur im Mindesten an Zweideutigkeit streifte, die schwärzesten Absichten unterzuschieben. Für diese Verdächtigungen war aber der Verkehr, den er in Madrid und im Lager mit einigen jener Granden pflog, die sich mehr als einmal der bestehenden Regierung abgeneigt gezeigt und deren Treue deshalb für sehr zweifelhaft gehalten ward, — ein nur zu ergiebiger Stoff. Bis zu jenem erwähnten Augenblicke hatte man freilich in diesem Umgange, wenn man ihn auch nicht gerade gerne gesehen, doch nichts Böses erblickt; nun jedoch machte man ihn dem Herzoge zum Vorwurf. Die Fürstin Orsini sprach offen ihren Tadel aus und ließ den König und die Königin denselben wiederholen. Der Herzog vertheidigte sich, und wäre der Grund, den er anführte, ganz wahr gewesen, so würde er ihn vollkommen gerechtfertigt haben; ganz wahr war er indeß nicht, wie wir später sehen werden.

„Er hätte, sagte er, diesen Vorwurf nicht erwartet, da er im Gegentheile geglaubt, dem Könige von Spanien durch sein Verfahren nur nützlich zu sein. Jene Granden schwankten noch zwischen

Digitized by Google

Madrid und Barcelona. Ein zurückstoßendes Benehmen würde sie in die Arme des Erzherzogs führen, während ein freundliches Entgegenkommen seinerseits sie dem Könige Philipp gewönne. Da man indessen anfinge, seine Handlungen nur mit den Augen des Verdachtes zu betrachten, so würde er die Herren von nun an nicht mehr bei sich sehen." Die Fürstin Orsini konnte oder wollte nichts darauf erwiedern. Sie bat deshalb den Herzog, jenen Umgang nicht abzubrechen.

Außerdem nahm man auch Anstoß an seinem allerdings höchst unpassenden Verkehr mit Lord Stanhope, der sich im Gefolge des Erzherzogs bei dem vom Grafen Stahremberg befehligten österreichischen Heere befand. Der Herzog von Orleans hatte ihn durch Dubois' Vermittelung in Paris kennen gelernt und dort in sehr intimen Verhältnissen mit ihm gelebt. Jetzt da sie sich einander so nahe wußten, erinnerten sie sich ihrer früheren Beziehungen und benutzten gerne jeden sich darbietenden Vorwand, sie zu erneuern.

Allein dieser Verkehr mußte nothwendig Anlaß zu Verdächtigungen geben und diese lauteten um so boshafter, je mehr man es vermied, vom Herzoge deshalb Rechenschaft zu fordern.

XI.

Der Feldzug war mittlerweile eröffnet worden. Nachdem der Herzog von Orleans die Garnisonen und Quartiere von Arragonien und Valencia besichtigt, war er nach Saragossa, dem Sammelplatz der Truppen, zurückgekehrt und verkündete hier einen Generalpardon für alle Miquelets (Gebirgsräuber) Arragoniens, die die Waffen niederlegen würden. Am 13. April 1708 setzte sich sodann das Heer in Bewegung. Dreitausend Mann wurden, um die Verbindung zu unterhalten, in Balaguer gelassen und die übrigen Truppen überschritten bei Fraga und Lerida den Segre und Noguera. Nach einem beschwerlichen Marsche längs dem Ebro ward das Lager bei Ginestar aufgeschlagen.

Von hier aus sandte der Herzog den Generallieutenant Gaetano mit dreitausend Mann Fußvolk und achthundert Mann Cavallerie, um einen Streifzug nach dem fünf Meilen von Ginestar entfernten Falcete zu unternehmen. Es gelang demselben, 1200 Mann Infanterie, 400 Mann Cavallerie und 1000 Miquelets aufzuheben und sich ihrer ganzen Bagage und Munition zu bemäch-

Digitized by Google

tigen. Don Joseph Vallejo, ein anderer Unterfeldherr, hatte das Glück, auf einem Streifzuge tausend Ochsen und sechstausend Pferde und Maulthiere zu erbeuten, die bei dem großen Mangel, der im Lager herrschte, eine sehr erwünschte Beute waren und unter die Truppen vertheilt wurden. Nachdem man darauf noch einige kleinere Posten genommen hatte und viele Gefangene gemacht waren, brach man auf, um gegen Tortosa zu ziehen, dessen Belagerung man beabsichtigte. Dicht vor der Stadt wurden noch fünf Barken, die Tortosa mit Mehl und gesalzenem Fleische versorgen wollten, aufgefangen. Am 12. Juni schloß man den Platz, den neun Bataillone, zwei Schwadronen und 2100 Miquelets besetzt hielten, ein und in der Nacht vom 21. auf den 22. wurden die Laufgräben eröffnet.

Das sehr felsige Terrain verursachte große Schwierigkeiten, noch größere der Mangel an Lebensmitteln. Um diesem abzuhelfen, unternahm einer der Unterbefehlshaber, d'Asfeld, die muthigsten und kühnsten Streifzüge; seine unablässige Sorge für den Unterhalt der Truppen trug am meisten zum Gelingen der Belagerung bei. Der Herzog von Orleans erkannte bereitwillig diese Verdienste an und gestand selbst ein, daß er ohne sie nie zum Ziele gelangt wäre. Er selbst widmete seine Aufmerksamkeit besonders den Belagerungsanstalten und dem Geschützwesen und zeichnete sich überhaupt durch unermüdete Thätigkeit, einsichtsvolle Berechnung und rasche Entschlossenheit wieder ebenso sehr wie im vorigen Jahre aus. Als eine der beiden Brücken, die ober- und unterhalb des Lagers über den Ebro geschlagen waren, zusammenbrach und die Ingenieure rathlos waren, wie sie dieselbe wiederherstellen sollten, da es an allem Nöthigen, an Kähnen, Brettern, Stricken u. s. w. fehlte, wußte er dennoch Mittel vorzuschlagen, durch die es gelang, sie wieder gangbar zu machen.

In der Nacht vom 9. auf den 10. Juli stürmte man die Stadt. Die Belagerten vertheidigten sich tapfer und thaten mehrere Ausfälle; jedoch blieben dieselben erfolglos und sie mußten sich mit bedeutendem Verlust zurückziehen. Am nächsten Tage capitulirten sie und der Herzog bewilligte ihnen freien Abzug. Die Nachricht davon war in Versailles sehr willkommen. Man war dort um so erfreuter über diesen Sieg, als man sich der Hoffnung hingab, daß die Unterwerfung Cataloniens, nachdem nun auch der zweite Schlüssel dieser Provinz gefallen, nahe bevorstehe. Auch der Herzog von Orleans hoffte es und nahm deshalb eilig, in Tortosa eine Besatzung zurück-

Digitized by Google

lassend, seinen Marsch auf Lerida zu, um sich im Thale von Urgel mit dem Herzoge von Noailles, der bisher mit siebentausend Mann in Roussillon gestanden, zu vereinigen und gegen Barcelona vorzurücken. Allein der Plan ward vereitelt. Der Einfall des Herzogs von Savoyen in die Dauphiné rief den Herzog von Noailles dorthin, und zugleich hatten neuangekommene Hülfstruppen das Heer Stahremberg's so sehr verstärkt, daß sich die Bourbonischen Waffen wieder auf die Defensive beschränkt sahen.

Ueberhaupt nahm die Sache Philipp's V jetzt wieder eine ungünstigere Wendung. Das Unglück, das um jene Zeit das Bourbonische Königshaus verfolgte, fiel mit unverminderter Gewalt auch auf Spanien. Es war zugleich von drohenden Anzeichen neuer Erschütterungen begleitet. Oran, der Stolz der Nation, das noch Karl V erobert, war den Mauren wieder in die Hände gefallen; Sardiniens und der Balearen hatten sich die Engländer bemächtigt, die Lombardei und Neapel waren im Besitz der Oesterreicher und die Niederlande, bis auf vier Festungen, hielten die Heere der Alliirten besetzt — der ganze Körper dieser einst so glänzenden Monarchie schien, dem Untergange geweiht, sich in einzelne Fragmente auflösen zu wollen. Alle Provinzen Spaniens waren überdies verwüstet und von allen Leiden eines nun schon so lange dauernden Krieges heimgesucht. Der Handel war zu Grunde gegangen, Mangel herrschte überall, und während nur noch auf den Schätzen Amerika's die einzige Hoffnung ruhte, die Bedürfnisse der Verwaltung zu befriedigen, lief die Nachricht ein, daß auch die täglich erwartete, aus siebenzehn ungewöhnlich reich beladenen Galleonen bestehende Silberflotte von dem englischen Geschwader bei Carthagena zum Theil genommen, zum Theil zerstört und zerstreut worden war. Das Volk, mit gesteigerten Auflagen belastet, begann zu murren; die Noth hatte seine im Jahre 1706 so hell auflodernde Begeisterung wieder erstickt. Selbst ein Theil von Castilien und Andalusien, die bisher die hauptsächlichste Stütze Philipp's gewesen, sehnte sich nach Aenderung; Arragonien, Valencia und Murcia, die ihrer fueros (Freibriefe) beraubt worden und darüber die tiefste Erbitterung empfanden, waren, wenn auch erobert, doch dem Erzherzoge günstig gestimmt. Catalonien endlich, auf dessen Unterwerfung die ganze Kraft Spaniens vergeblich verwandt worden war, hing jetzt, nachdem der Erzherzog neue Verstärkungen erhalten und auch der Papst ihn als König von Spanien anerkannt hatte, nur um so hartnäckiger an ihm. Außerdem hatte die Unzufriedenheit eines großen Theils

Digitized by Google

des Adels, die schon so lange bestanden, manchmal zwar beschwichtigt, aber immer in verstärktem Grade wieder erwacht war, einen fast gefährlichen Ausdruck angenommen. Selbst die der Bourbonischen Sache am meisten ergebenen Anhänger beschwerten sich auf das bitterste über die Ausschließung des Adels von jedem Antheil an der Gewalt, über die elende Verwaltung, die Vernichtung der Gesetze und Privilegien der Nation, sowie den alles beherrschenden französischen Einfluß, den sie als die Ursache des über Spanien hereinbrechenden Unglücks bezeichneten.

Es hatte sich sogar schon eine Partei gebildet, die, wenn sie auch noch nicht offen von der Regierung abgefallen war, doch durch hartnäckigen Widerstand gegen jede Maßregel derselben ihre Anhänglichkeit sehr verdächtig machte und indem sie ihre Mißstimmung auch unter dem Volke zu verbreiten strebte, bald die bedenklichsten Verlegenheiten heraufzubeschwören drohte. Unter diesen Umständen durfte Philipp V trotz der Anhänglichkeit Madrids, trotz der Ergebenheit eines Theils der Granden und trotz der heroischen Treue, mit der Castilien seiner Sache zugethan war, doch kaum hoffen, ohne den Beistand seines Großvaters das Scepter in seinen schwachen Händen zu behalten.

Allein Frankreich, das schon lange von fortwährenden Unfällen getroffen worden, war in diesem Jahre besonders unglücklich gewesen: im Innern wie nach Außen, zu Lande und zur See hatte es Verluste erlitten. Mit unerhörten Anstrengungen hatte es ein neues Heer von hunderttausend Mann auf den Kriegsschauplatz gestellt, aber auch dies war bei Oudenarde besiegt worden. Lille, Gent, Brügge waren gefallen und das Herz Frankreichs lag den Angriffen der Feinde offen. Außerdem waren die Finanzen zerrüttet, alle Hülfsquellen versiegt und selbst die Wehrkraft des Landes so erschöpft, daß es fast unmöglich war, die Truppenzahl aufzubringen, die der bedrängte Augenblick erheischte. Es war daher vorauszusehen, daß es den bisher Spanien geleisteten Beistand verringern müßte, ja daß es gezwungen werden könnte, Philipp V gänzlich preiszugeben und, wie im Jahre 1706, auf Spaniens Kosten neue Friedensanträge zu machen.

Digitized by Google

XII.

Unter diesen Verhältnissen, die abermals in den Spaniern die Besorgniß hervorriefen, daß die spanische Monarchie doch noch getheilt werden möchte, eröffnete eine Anzahl jener Granden, die schon längere Zeit im Verkehr mit dem Herzoge von Orleans gestanden hatten, und unter denen sich die Herzöge von St. Juan, Montalto und Montellano, der Marquis Villaroel, und die Grafen Frigiliana, Montercy und Ramera durch ihre hohe Stellung auszeichneten, — ihm ihren Wunsch, daß er, falls Philipp V den Feinden unterliegen oder durch innern Aufstand die Herrschaft verlieren sollte, den erledigten Thron besteigen und die Untheilbarkeit des Reiches verfechten möchte. Sie schilderten ihm das Joch der Fürstin Orsini als so drückend, daß anzunehmen wäre, der Haß gegen sie und ihr verderbliches Willkürregiment würde binnen Kurzem in hellen Flammen ausbrechen und sie, sowie den von ihr mißleiteten Fürsten vernichten, ja sie ließen sogar durchschauen, daß sie selbst vielleicht diesen Sturz herbeizuführen gedächten und daß sie wünschten, der Herzog möchte sich an ihre Spitze stellen. Zwar hörte dieser ihre Eröffnungen mit geheimem Wohlgefallen an, aber er verhielt sich passiv; er sagte nur in dem Falle seine Beihülfe zu, wenn Philipp V durch die Kriegsereignisse den Thron und auch die Aussicht, ihn je wiederzuerlangen, verlieren sollte.

Obwohl er durch dies Versprechen den Fall Philipp's V allerdings nicht zu beschleunigen beabsichtigte, und durch die Annahme der von Jenem verlornen Krone Frankreichs Interessen auch nicht zu verrathen glaubte, da dann ja immer ein französischer Prinz Spanien beherrscht haben würde, so handelte er eigentlich doch schon gewissenlos. Ein noch größeres Unrecht aber war es, daß er nicht augenblicklich einen seiner Ehre nachtheiligen Verkehr mit Menschen, die auf Verrath gegen einen ihm so nahe verwandten Fürsten sannen, abbrach. Allein, weil er sich keiner sträflichen Absichten bewußt war, und nur dann, wenn die Ereignisse sich von selbst zu seinen Gunsten gestalten würden, die Gaben des Glückes entgegennehmen wollte, und weil er überdies in seiner leichtsinnigen Unbedachtsamkeit gar nicht die oft folgenschwere Bedeutung solcher politischen Erörterungen erwog, ließ er sich in seiner gewöhnlichen fahrlässigen Weise gehen und mochte nicht dem Umgang mit Männern entsagen, die ihm ein

Digitized by Google

so schmeichelhaftes Vertrauen entgegentrugen, und auf seine Tapferkeit und Einsicht so große Hoffnung bauten.

Und war er im Grunde auch durchaus nicht ehrgeizig, so übten doch die ihm eröffneten Aussichten einen gewissen blendenden Reiz auf ihn aus und er ließ sich um so mehr von ihnen bestechen, als er schon seit längerer Zeit an die Möglichkeit gedacht hatte, einst vielleicht noch Spaniens Thron besteigen zu können.

Monsieur, sein Vater, war schon früher sehr erbittert darüber gewesen, daß das doch durch französischen Einfluß zu Stande gekommene Testament Karl's II von Spanien, welches den Nachkommen der Schwester desselben, der Königin Maria Theresia, die Thronfolge zuerkannt, nicht in Ermangelung solcher die Abkömmlinge seiner Tante Anna von Oesterreich (der Tochter und Schwester Philipp's III und Philipp's IV und der Mutter Ludwig's XIV und Monsieur's) berufen, sondern in dem Falle den Herzog von Savoyen und dessen Sprößlinge, die dem Verwandtschaftsgrade nach viel weiter entfernt waren, für zunächst thronfolgeberechtigt erklärt hatte.

Monsieur und der Herzog von Chartres hatten daher sogleich nach dem Bekanntwerden des Testamentes gegen jene zweite Disposition desselben protestirt und auch erwirkt, daß ihr Protest in die Protokolle des Rathes von Castilien eingetragen worden war. Indessen hatte auch das noch nicht dem nunmehrigen Herzoge von Orleans genügend geschienen, und als Philipp V nach seiner Huldigungsreise aus Italien zurückkehrte, hatte er ihm den Abbé Dubois nach Montpellier entgegengesandt und ihn bitten lassen, Befehl zu ertheilen, daß sein Recht, in der spanischen Thronfolge des Königs eigenen Nachkommen unmittelbar zu folgen, in rechtskräftiger Weise gewahrt würde. Philipp V hatte es versprochen; er hatte geäußert, daß das Verlangen des Herzogs seinen eigenen Wünschen entspräche, und daß er gleich nach seiner Ankunft in Madrid die nöthigen Vorkehrungen treffen würde. Er hatte auch den Abbé eingeladen, ihm nach Madrid zu folgen, damit die Sache in seiner Gegenwart erledigt würde, und nach einigen Monaten war es in der That geschehen.

Die Eventualität eines einstigen Heimfalles der spanischeu Krone an ihn hatte der Herzog also schon lange ins Auge gefaßt; jedoch hatte er dabei immer nur an eine Sicherung seines Rechtes gedacht, wenn es ihm zufiele; und wenn auch jetzt vielleicht die Eröffnungen jener Granden einen leisen Wiederhall in seinem Herzen

Digitized by Google

fanden — auf widerrechtliche Beraubung des Königs von Spanien zu sinnen, war Philipp von Orleans weder schlecht noch einfältig genug.

Es war freilich eine unehrenhafte Unbesonnenheit, auch nur die Möglichkeit eines Thronwechsels mit Mißvergnügten zu besprechen, von denen er wußte, daß sie auf eine ungesetzliche und gewaltsame Verwirklichung dieser Möglichkeit bedacht waren; es war ebenso unbesonnen, darüber, wie er es that, geheime Verhandlungen mit Lord Stanhope anzuknüpfen — trotzdem, obwohl auch auf uns von allen Ereignissen des bewegten und nicht immer fleckenlosen Lebens des Herzogs gerade dieser Vorgang den unerfreulichsten Eindruck macht, müssen wir doch als unser Dafürhalten aussprechen, daß ihm wohl eine leichtsinnige Verkennung seiner Pflichten als Frankreichs erster Prinz vom Geblüt und als Oberanführer des Heeres, das die Rechte Philipp's V vertheidigte, daß ihm wohl eine fast ungroßmüthige Rücksichtslosigkeit gegen einen ihm so nahestehenden Verwandten Schuld gegeben, aber dennoch nicht der Vorwurf treuloser Verrätherei gegen ihn erhoben werden durfte.

Ein Beweis, daß er sich nicht mit jenen Granden auf wirklich verrätherische Umtriebe eingelassen, liegt auch darin, daß er den Verkehr mit ihnen nicht im mindesten geheim hielt. Wie wir gesehen, hatte er in Betreff dieses Umganges eine Erklärung mit der Fürstin Orsini gehabt und ihn, nachdem er sein Benehmen durch Gründe, die sie nicht zu widerlegen vermochte, gerechtfertigt hatte, nach wie vor fortgesetzt. Es läßt sich aber als gewiß voraussetzen, daß, wenn er auf Unrecht gesonnen und mit Jenen Umsturzpläne verabredet hätte, die ihn überall umgebenden und ihn jetzt nur noch eifriger beobachtenden Spione der Fürstin Orsini es bald genug in Erfahrung gebracht haben würden.

Als er nach Beendigung des Feldzuges nach Madrid zurückgekehrt war, verwandte er sich sogar für mehrere von ihnen bei der Fürstin und diese bewirkte auch die Bewilligung ihrer Gesuche. Allein sie that es nicht mehr dem Herzog zu Gefallen, sondern aus Politik; sie wollte ihn nicht merken lassen, daß sie ihm übel wollte und Verdacht gegen ihn hegte, und sie verschwieg deshalb auch ihre Verstimmung über seinen unpassenden Verkehr mit Lord Stanhope. Auch der König und die Königin, weit entfernt sich mißfällig über sein Benehmen zu äußern, sprachen ihm wiederholt ihren Dank für seinen Eifer und seine Verdienste aus und gaben ihm, als er sich

Digitized by Google

dann abermals nach Frankreich entfernte, den dringenden Wunsch zu erkennen, daß er so bald als möglich zurückkehren möchte.

Er reiste also zufrieden ab und betraute seinen Secretär Regnault, einen thätigen, gewandten, aber unbesonnenen Mann, der schon seit längerer Zeit in seinen Diensten gestanden, mit dem Auftrage, die Zurüstungen, welche die Fürstin Orsini für die nächstjährige Campagne versprochen, möglichst eifrig zu betreiben, ihm von allen Vorgängen Bericht abzustatten und auch im Geheimen den Verkehr mit jenen Granden zu vermitteln.

XIII.

Gegen das Ende des Jahres 1708 fragte Ludwig XIV seinen Neffen, wer jener Regnault wäre und warum er ihn in Spanien zurückgelassen hätte. Der Herzog von Orleans gab ihm die Gründe an, allein der König unterbrach ihn ungeduldig: „Er ist", sagte er, „ein verdächtiger Mensch, ein Intrigant und mit den Feinden der Fürstin Orsini verbündet. Sie beschwert sich über ihn; man muß ihn zurückrufen." — Der Herzog ertheilte den desfallsigen Befehl und dachte dann nicht weiter an die Sache.

Wenige Tage darauf winkte ihn der König wieder zu sich und fragte ihn leichthin, ob er noch große Lust empfände, nach Spanien zurückzukehren. Da der Herzog nicht ahnte, daß sich unter dieser Frage etwas Wichtiges verbarg, so antwortete er ganz im Allgemeinen, daß es ihm vor Allem um den Dienst zu thun, und daß er hinsichtlich des Ortes, wo er ihn ausüben könnte, ziemlich gleichgültig wäre. — Als er diese Antwort hernach seinem Vertrauten, dem Herzoge von St.-Simon mittheilte, tadelte dieser ihn wegen der Gleichgültigkeit, die er hinsichtlich Spaniens verrathen hätte, und zeigte ihm, daß er nur dort auf eine würdige und seinen Wünschen entsprechende, selbstständige Wirksamkeit hoffen dürfte; daß überall sonst die lästigste Controlle und ein fortwährender Widerspruch ihm den Dienst verleiden würde. Der Herzog von Orleans erkannte sein Versehen und nahm sich vor, es bei der ersten Gelegenheit wieder gut zu machen.

Diese bot sich einige Tage darauf, doch anders, als er erwartet hatte. Der König fragte ihn: „Wie glauben Sie mit der Fürstin Orsini zu stehen?" — „Ganz gut, denke ich," erwiederte der Herzog, „ich bin mir wenigstens nicht bewußt, etwas ihr Mißfälliges

Digitized by Google

gethan zu haben." — „Gleichwohl sieht sie Ihre Rückkehr nicht gerne; sie fürchtet Sie und beklagt sich sehr über Sie. Sie schreibt, trotz aller ihrer Bemühungen, sich Ihnen gefällig zu erweisen, hätten Sie sich doch ihren Feinden angeschlossen; Ihr Secretär Regnault unterhalte fortwährend geheime Verbindungen mit denselben und sie habe Grund zu befürchten, er möchte in Ihrem Namen die gefährlichsten Dinge anzetteln."

Der Herzog war ganz erstaunt über diese Worte. Er faßte sich indeß und suchte dem Könige zu beweisen, daß Alles, was man ihm Uebles nachsagen könnte, von der Bosheit jener Frau herrühre. Er wüßte wohl, daß ihn die Fürstin Orsini beargwöhnt hätte, allein er hätte nichts unterlassen, ihr jeden Verdacht zu benehmen. In Gegenwart des Königs und der Königin von Spanien hätte er eine Erklärung mit ihr gehabt, und sie hätte sich von den Gründen, mit denen er sein Benehmen gerechtfertigt, vollkommen befriedigt gezeigt; sie hätten ihn sogar alle Drei ersucht, den Verkehr mit den Mißvergnügten nicht abzubrechen, und noch bei seiner Abreise ihn dringend um seine Rückkehr gebeten. Er hätte sich nichts vorzuwerfen, fuhr er fort, wenn nicht etwa, daß er dem Könige nicht schon früher geschildert hätte, wie nachtheilige Folgen der intrigante Geist der Fürstin Orsini, ihr Ehrgeiz und ihre schmutzige Habsucht herbeiführten, und in welche klägliche Verwirrung sie durch ihre Anmaßung, über alle Interessen des Staates ganz nach Belieben zu verfügen, die ganze Staatsverwaltung gebracht hätte. Dann ging er auf Einzelheiten ein und deckte dem Könige die verderblichen Maßregeln der Fürstin auf. „Frau von Orsini, sagte er endlich, wünsche seine Rückkehr nach Spanien nur deshalb nicht, weil sie wisse, daß er von ihren Ränken und Intriguen, von dem Unheil, das sie überall anrichte, und dem Haß, den ganz Spanien gegen sie hege, unterrichtet sei; und weil sie fürchte, er könne den König und die Königin, die ihr leider zu sehr vertrauten, über das Gefährliche ihres Ehrgeizes und die Nachtheile ihrer unablässigen Einmischung in alle Geschäfte und Interessen des Staates aufklären."

Ludwig XIV hörte den Herzog ruhig an, dachte einen Augenblick nach und sagte dann: „Bei so bewandten Umständen halte ich es für besser, daß Sie nicht nach Spanien zurückkehren. Man kann nicht wissen, wem jener Staat zuletzt noch zu Theil werden wird. Verbleibt er meinem Enkel, so wird es immer noch Zeit sein, über Verwaltungsmaßregeln zu sprechen, und ich werde Ihre Ansichten dann mit Vergnügen entgegennehmen. Jetzt aber lassen Sie Ihr

Digitized by Google

Gepäck und Ihre Dienerschaft zurückkommen. Und", fügte er dann mit gedämpfter Stimme hinzu, „bevollmächtigen Sie zugleich den, dem Sie diesen Auftrag ertheilen, gegen Alles, was sich dort gegen unsern Wunsch ereignen mag, zu protestiren, und lassen Sie zugleich im äußersten Falle Ihre eigenen Rechte durch ihn geltend machen."

Kurz darauf verbreitete sich die Nachricht, der Herzog von Orleans würde nicht nach Spanien zurückkehren, weil ihm kaum noch etwas Anderes übrig bleiben würde, als die französischen Truppen zurückzuführen, und weil ein solcher Auftrag seiner Würde nicht entspräche.

XIV.

Der Herzog ertheilte seinem Adjutanten Flotte die nöthigen Befehle. Dieser hatte ihn früher nach Italien begleitet und ihm während der beiden letzten Campagnen in Spanien zur Seite gestanden. Der Herzog kannte ihn als einen klugen Mann, dem er vertrauen dürfte und der wohl fähig wäre, auch einen delicaten Auftrag gut auszuführen. Flotte reiste ab. Unterwegs erhielt er von Regnault Nachrichten. Dieser, der sich so lange noch in Madrid aufgehalten hatte, schrieb ihm, an dem und dem Tage würde er Madrid verlassen, und bestimmte einen Ort, wo sie zusammentreffen wollten. Allein als Flotte dort anlangte, fand er Regnault nicht vor. Er glaubte, jener hätte seine Abreise um einige Tage verschoben und er würde ihn noch unterwegs treffen, allein vergebens. Er kam nach Madrid, suchte ihn dort überall, erkundigte sich bei Allen, mit denen er in Verbindung gestanden, nach ihm, aber Niemand, selbst nicht jene Granden, mit denen Regnault beständig den lebhaftesten Verkehr unterhalten hatte, wußte ihm Auskunft zu geben.

Flotte vermuthete ihn daher beim Heere. Dieses lag noch zerstreut in seinen verschiedenen, weit aus einander liegenden Sammelplätzen und Flotte mußte deshalb von Quartier zu Quartier reisen, aber nirgends war auch nur eine Spur von Regnault zu entdecken. Wahrscheinlich war Flotte mit etwas verfänglichen Aufträgen betraut, denn er ward ängstlich, entschloß sich zur Rückreise und erbat sich vom Marschall Besons, der das französische Heer befehligte, eine Escorte. Dieser ließ ihn von zwanzig Dragonern begleiten. Er

Digitized by Google

hatte jedoch kaum einige Meilen zurückgelegt, als er angehalten, verhaftet und vor den Marquis d'Aquilar, der die spanischen Truppen unter dem Oberbefehl des Marschall Besons commandirte, geführt ward. Besons wollte sich seiner annehmen und machte Flotte's Charakter als Adjutant des Herzogs von Orleans geltend, allein der Marquis überreichte ihm einen eigenhändigen Befehl des Königs von Spanien, der diese Verhaftung anordnete, und der Marschall sah ein, daß sich nichts weiter thun ließ, als augenblicklich ins Geheim den Herzog von Orleans durch einen Courier vom Geschehenen in Kenntniß setzen zu lassen.

Auch Regnault war verhaftet worden. Die Fürstin Orsini war zu sehr von Haß gegen den Herzog von Orleans erfüllt, sie hegte zu großes Mißtrauen gegen den Schutz, den er den mißvergnügten Granden gewährt hatte, um nicht so eifrig wie möglich alle seine Schritte mit den Augen feindlichen Argwohns zu verfolgen. Sie hatte ihn in Madrid und im Lager fortwährend von Spionen beobachten lassen; fast keine seine Handlungen und Aeußerungen war ihr unbekannt geblieben und sie hatte aus dem, was sie erfahren, schon so großen Verdacht geschöpft, daß sie sich berechtigt glaubte, noch viel Schlimmeres zu vermuthen. Nach seiner Abreise richtete sie daher dieselbe Aufmerksamkeit, mit der sie bisher ihn verfolgt hatte, auf sein zurückgebliebenes Gefolge. Der erste Kammerherr des Herzogs, Graf von Chatillon, war zu unbedeutend, als daß er ihr hätte Besorgniß einflößen können; um so mehr aber fürchtete sie, Regnault, des Herzogs Secretär, möchte in dessen Pläne eingeweiht und von ihm zurückgelassen sein, um sie weiter zu fördern.

Regnault benahm sich mit großer Unvorsichtigkeit. Er war unfähig, ein dem Vertrauen des Herzogs entsprechendes Verhalten zu beobachten. Trotzdem er nur mit den Feinden der Fürstin Orsini Umgang hatte und doch voraussetzen durfte, daß dieser Verkehr Verdacht erregen würde, legte er sich nicht den mindesten Zwang auf. In allen seinen Handlungen, selbst in seinen Reden gab sich eine fast anmaßende Unbehutsamkeit kund; er war selbstgefällig geworden; das große Vertrauen des Herzogs schmeichelte seiner Eitelkeit und wegen der Wichtigkeit der durch ihn vermittelten Geheimnisse glaubte er sich selbst so sehr an Bedeutung gewachsen, daß er sich für den Leiter und Berather einer mächtigen Partei hielt und sich viel weiter in die Projecte jener Granden einließ, als ihm sein Auftrag gestattete. Dennoch beging auch er nichts wirklich Straf-

Digitized by Google

bares. Alles lief auf müssige Besprechungen hinaus, die mehr eventuelle, von den Kriegsereignissen und deren, der gegenwärtigen Regierung wahrscheinlich ungünstiger Entscheidung abhängige Möglichkeiten, als einen bestimmten, gewaltsamen Umsturz berücksichtigten.

Aus verschiedenen Anzeichen durfte Regnault vermuthen, daß die Fürstin Orsini von diesen Verhandlungen, wenigstens theilweise, Kenntniß erlangt hätte; überdies hätte ihm seine Abberufung die äußerste Vorsicht auferlegen und ihn zu einer schleunigen Abreise bestimmen müssen, — trotzdem ließ er sich fahrlässig gehen, setzte jenen verdächtigen Verkehr ungescheut fort und schob seine Abreise, selbst nach mehrfach wiederholten Anforderungen von Seiten der Fürstin, von einem Tage zum andern weiter hinaus. Die Fürstin verlor endlich die Geduld und ließ ihn verhaften.

Flotte beobachtete zwar weit größere Vorsicht, allein Frau von Orsini hegte auch gegen ihn Verdacht, einerseits, weil ihr der Vorwand seiner Reise, des Herzogs Equipagen zurückzuführen, zu nichtig und unwahrscheinlich vorkam, da die noch in großer Anzahl zurückgebliebene Dienerschaft des Herzogs wohl allein für einen so unbedeutenden Auftrag genügt hätte, — andrerseits, weil er sich so angelegentlich nach Regnault erkundigt und auch selbst, wenngleich sehr im Geheimen, die unzufriedenen Gränden mehrfach aufgesucht hatte.

Diese hielten den gegenwärtigen Augenblick, wo der größere Theil der französischen Truppen abberufen war, und die Regierung sich bald ganz allein auf ihre eigenen schwachen Kräfte beschränkt sehen würde, ihren Plänen für zu günstig, um nicht einen Versuch der Ausführung zu wagen. Bisher war die Partei noch sehr schwach gewesen; jetzt war sie bemüht, sich zu verstärken; aber indem sie nach allen Seiten hin Verbindungen anzuknüpfen suchte, gab sie der Gefahr der Entdeckung zu große Blößen preis und bald lag das ganze, schlecht angezettelte Complott vor den Blicken der Fürstin Orsini aufgedeckt.

Sie zögerte keinen Augenblick, die Verhaftung der Theilnehmer an demselben anzuordnen, und es gelang, sich fast Aller und besonders der beiden Hauptleiter zu bemächtigen, des Marquis Villaroel, der als Generallieutenant mit einer Truppenabtheilung in Saragossa lag, und des Don Bonifacio Manriquez, der, ebenfalls Generallieutenant, sich in Madrid befand. Dieser letztere hatte sich in eine Kirche geflüchtet, die damals in Spanien als unverletzliches und nur

Digitized by Google

den schlimmsten Verbrechern entziehbares Asyl betrachtet wurde; allein die Fürstin achtete nicht den heiligen Bann der Kirche und ließ Manriquez durch die Häscher vom Altare fortreißen. Ein so ungewöhnlicher Vorfall machte ungeheures Aufsehen; Madrid gerieth in Bewegung und in ganz Spanien wiederhallte die Nachricht.

Eine solche Aufregung lag aber im Plane der Fürstin. Sie wollte das Complott, das ihr im Grunde als ziemlich leer und bedeutungslos erscheinen mußte, als möglichst verbrecherisch gelten lassen, sie wollte den Unwillen des Volkes über so schwarze Anschläge wachrufen, den Enthusiasmus und Patriotismus der Spanier um die bedrohte Regierung schaaren und wollte zugleich, daß die in Spanien hervorgerufene Unruhe und Bewegung in Frankreich nachhallte, wo sich der Hauptanstifter dieser schändlichen Umtriebe, wo sich Der befand, den ihr Haß so gerne als Verräther und Thronräuber dargestellt hätte.

XV.

Mittlerweile hatte der Herzog von Orleans die ihm durch Besons zugegangene Nachricht von der Verhaftung Flotte's sechs Tage früher als sein Oheim, der König, empfangen, sich aber nichts merken lassen. Als dann endlich die officielle Nachricht eintraf, daß die spanische Regierung sich genöthigt gesehen, zwei Agenten des Herzogs von Orleans wegen gefährlicher Umtriebe gefänglich einzuziehen, und Ludwig XIV sie seinem Neffen mittheilte, spielte dieser den Erstaunten und stellte ihm vor, daß eine solche, den Dienern eines so nahen Verwandten des Königs zugefügte Gewaltthat eine dem Könige selbst angethane Beschimpfung wäre, und daß er erwarte, der König werde ihm Gerechtigkeit verschaffen.

Ludwig XIV begnügte sich damit, ihm in trocknem Tone zu erwiedern, man müsse erst nähere Mittheilungen abwarten, er wolle dem Staatssecretär des Auswärtigen Auftrag ertheilen, zu schreiben.

Während jedoch Torcy's Depeschen noch unterwegs waren, verbreitete sich plötzlich das Gerücht, der Herzog von Orleans hätte versucht, sich in Spanien einen Anhang zu verschaffen, um mit dessen Hülfe Philipp V als regierungsunfähig vom Throne zu stürzen; Lord Stanhope wäre von ihm beauftragt worden, dem englischen

Digitized by Google

Ministerium und den Generalstaaten vorzustellen, daß es ihnen im Grunde gleichgültig sein könnte, wem Spanien anheimfiele, ob einem französischen oder einem deutschen Prinzen, vorausgesetzt, daß er nur durch ihre Vermittelung den Thron bestiege; der Lord hätte die Alliirten bewegen sollen, dem Herzoge von Orleans keine Schwierigkeiten zu bereiten, wenn nach der Entfernung der französischen Hülfstruppen Philipp V, dieses Beistandes beraubt und unfähig, sich durch eigene Kraftanstrengung länger auf dem Throne zu erhalten, von demselben herabgestürzt sein würde.

Dies Gerücht war dem Rufe des Herzogs noch am wenigsten nachtheilig; andere gingen weiter; nach ihnen hätte der Kaiser in diese Pläne eingewilligt, unter der Bedingung, daß der Herzog seine Ehe mit der unehelichen Tochter Ludwig's XIV als nicht standesgemäß und als erzwungen durch den Papst wieder auflösen lassen, seine Kinder für Bastarde erklären und die Schwester der Kaiserin, die verwittwete Königin von Spanien, heirathen würde. Noch andere gingen sogar so weit, dem Herzoge die Absicht zuzuschreiben, seine Gattin zu vergiften, um dadurch die vielen mit einer Ehescheidung verbundenen Schwierigkeiten in aller Kürze zu beseitigen.

Alle diese Gerüchte fanden Glauben und das letzte nicht am wenigsten, da man, seitdem sich der Herzog eine Zeitlang mit chemischen Studien beschäftigt hatte, ihn stets mit einem gewissen Mißtrauen betrachtete und da der schlechte Ruf, in den ihn seine Sittenlosigkeit gebracht, nicht gerade für seine Unschuld sprach.

Selbst die besonnensten Höflinge ließen sich durch diese ihn verdächtigenden, von einem geheimen Haß ausgestreuten und fortwährend erneuerten Gerüchte gegen ihn einnehmen. Der König und noch mehr der Dauphin, Vater Philipp's V, behandelten ihn mit einer verletzenden Kälte, ein Zeichen für den Hof, sich mit recht geflissentlichem Eifer von ihm zurückzuziehen. Und als nun endlich die so lange erwarteten Depeschen aus Spanien eintrafen und die schwersten Beschuldigungen gegen ihn aussprachen: daß aus den, den Agenten des Herzogs abgenommenen Documenten und Briefen in Zifferschrift, sowie aus der Correspondenz, die er mit Lord Stanhope gepflogen, nur zu klar hervorginge, der Herzog habe die Absicht gehabt, unter der Bedingung, daß ihm Murcia, Valencia und Navarra abgetreten werde, das Heer und Spanien an die Alliirten zu verrathen, — da brach ein fürchterlicher Sturm gegen ihn los, ein Sturm, bei dem alle seine Feinde und vorzugsweise Frau von Maintenon, der Herzog du Maine, Voysin, der Intendant von

Digitized by Google

St. Cyr, der Finanzcontroleur Desmarets, die Condés und der Dauphin, die sich schon vorher an der Ausbreitung jener schändlichen Gerüchte auf das eifrigste betheiligt hatten, sich vereint bemühten, sein Verderben herbeizuführen.

So großem Hasse, so leidenschaftlicher Erbitterung stand Philipp von Orleans fast wehrlos gegenüber. Die Thränen seiner Mutter waren wirkungslos; die Fürsprache seiner Gattin verrieth mehr eine schlaffe Rücksicht auf den Anstand als die Wärme herzlicher und beängstigter Theilnahme, und er selbst, dessen reines Gewissen die beste Waffe gewesen wäre, vermochte nicht mit der freien Stirne der Unschuld seine Ankläger aufzurufen; er war sich bewußt, zweideutig gehandelt zu haben, und fühlte sich, wenngleich nicht schuldig, so doch sehr tadelnswerth.

XVI.

Ludwig XIV gerieth über die Nachricht von den Intriguen seines Neffen in den heftigsten Zorn und um so mehr, da seinem Urtheile eine den wirklichen Thatbestand gänzlich entstellende Darstellung der Fürstin Orsini zu Grunde lag. Trotz des mannigfachen Anlasses zur Unzufriedenheit, den ihm der Leichtsinn seines Neffen schon gegeben, hatte er sich dennoch nie eines gewissen Wohlwollens gegen ihn erwehren können. Das heitere, lebensvolle und gutmüthige Wesen desselben hatte ihm gefallen, und da der Herzog stets weit offener und zutraulicher gegen ihn gewesen als seine eigenen Kinder, so hatte er sich von ihm geliebt geglaubt und dieser Glaube war ihm angenehm gewesen. Was sollte er aber jetzt von ihm denken? Er hatte nicht nur ein Versprechen nicht gehalten, das er dem Könige selbst gegeben, er hatte auch auf schändlichen, treulosen Verrath gegen seine nächsten Verwandten, ja gegen Frankreich und den König selbst gesonnen. Dem eigenen Enkel Ludwig's XIV, zu dessen Schutz er entsandt worden, hatte er seine Krone rauben, hatte das Lieblingswerk der Politik des Königs, für das dieser schon so unendliche Opfer gebracht, für das er die Existenz seines eigenen Reiches auf das Spiel gesetzt, freventlich vereiteln und sich mit Hülfe der erbittertsten Feinde Frankreichs, mit Hülfe Englands, Oesterreichs und der Generalstaaten des spanischen Thrones bemächtigen wollen? Was durfte er nicht alles von einem Menschen erwarten, der solche Schändlichkeiten unter dem Anscheine argloser Offenheit verborgen,

Digitized by Google

was mußte er nicht von ihm für sich selbst fürchten, nachdem er so schnöde jede Rücksicht der Pflicht und Ehre verletzt und sein wohlwollendes Vertrauen mit solcher Heimtücke vergolten hatte? Gerade diese Täuschung seines Vertrauens empörte ihn am meisten und er ward so erbittert, daß, wie schmerzlich es ihm auch war, das königliche Haus durch die Bestrafung eines seiner ersten Glieder zu entehren, er dennoch beschloß, diesen Frevel auf das strengste zu ahnden.

Hätte er es aber auch nicht gewollt, sein Sohn, der Dauphin, würde darauf gedrungen haben. Der König von Spanien war sein Lieblingssohn und er, den sonst nichts seinem indolenten Phlegma zu entreißen vermochte, war jetzt über den vermeintlichen Verrath des Herzogs an Philipp V in eine so exaltirte Erbitterung gerathen, daß er zu wiederholten Malen laut ausrief: „dem Herzoge von Orleans müsse der Kopf vor die Füße gelegt werden."

Der Kanzler Pontchartrain erhielt Befehl vom Könige, den Proceß förmlich einzuleiten, und man stand schon im Begriff, den Herzog verhaften zu lassen, als der Kanzler dem Könige vorstellte, daß es wider das Völkerrecht sein würde, einen Mann, der eines auswärts begangenen Verbrechens beschuldigt werde, in Frankreich gerichtlich verfolgen zu lassen. „Ist", sagte er, „der Herzog in Spanien schuldig, so muß man ihm dort den Proceß machen. Gegen die französische Krone liegt keine Schuld von demselben vor; er kann also auch in einem Staate, der vielmehr seine Zuflucht sein muß, nicht angegriffen werden."

Es bleibt fraglich, ob sich gegen diese Vertheidigung im Falle eines Majestätsverbrechens gegen einen König aus dem Hause Frankreich nicht noch Manches hätte einwenden lassen, allein es trat jetzt auch noch ein anderer Vertheidiger des Herzogs auf, der sich desselben mit so warmem Eifer annahm, daß es ihm vielleicht noch mehr als dem Kanzler gelang, jedem gerichtlichen Verfahren Einhalt zu thun. Es war der Herzog von Bourgogne.

Mit ehrenwerthem Muthe erhob er sich im Conseil selbst gegen die Meinung seines Vaters, des Dauphin; denn er war überzeugt von der Unschuld des Herzogs von Orleans und folgte, indem er ihn vertheidigte, seiner persönlichen Neigung, da er ihm, trotz mancher Schwächen und Fehler, die ihm an ihm mißfielen, doch im Grunde sehr zugethan war. Außerdem erinnerte er sich, daß zu einer Zeit, als er selbst nach seiner Campagne in Flandern die mannigfachsten Verdrießlichkeiten und Kränkungen erfahren hatte, der Herzog von Orleans seine Vertheidigung gegen die Partei Vendome's über-

Digitized by Google

nommen und daß er sich ebenfalls zu Gunsten des in Ungnade gefallenen Fénélon ausgesprochen hatte.

Er stellte deshalb dem Könige vor, „daß der Herzog von Orleans doch unmöglich für die unbesonnenen Schritte seiner Diener verantwortlich gemacht werden könnte, daß er dem Könige von Spanien mit zu aufrichtigem Eifer und rühmlicher Tapferkeit gedient hätte, um einen so kränkenden Verdacht zu verdienen; daß er in der That, in dem Augenblicke, wo man genöthigt gewesen, Philipp V zu verlassen, ohne Unrecht an die Rechte seiner Geburt hätte denken können und daß man es ihm nicht verargen dürfte, wenn er Maßregeln ergriffen, sich bei einer eventuellen Krisis dieselben zu sichern; daß endlich, wäre er auch wirklich schuldig, man dem königlichen Hause von Frankreich die Schande einer Bestrafung des ersten Prinzen vom Geblüt ersparen müßte."

Diese Vertheidigung machte großen Eindruck auf den König. Es war ihm trotz seiner Erbitterung lieb, einen Vorwand zu erhalten, um die Verbrechen des Herzogs nicht an das Tageslicht zu ziehen. Sein Familienstolz sträubte sich dagegen, seinen Neffen schuldig zu finden. „Wollen Sie denn," sagte er zum Dauphin, der noch immer auf die härteste Bestrafung drang, „daß ich dem ersten Prinzen vom Geblüt auf einem Schaffot den Kopf abschlagen lasse?"

Er hielt daher für gut, sich mit den Gründen des Kanzlers und des Herzogs von Bourgogne zu begnügen, von der Verhaftung abzustehen und einzuwilligen, daß der Herzog von Orleans selbst sich vor ihm rechtfertige. Dieser gestand ein, daß er vielleicht aus Unvorsichtigkeit gefehlt, aber keinen vorsätzlichen Verrath begangen hätte. Nur deshalb, sagte er, hätte er den König nicht von seinem Plane in Kenntniß gesetzt, um nicht sein Gewissen zu beunruhigen, wenn vielleicht beim Friedensschlusse die Alliirten eine unbedingte, seine gesammte Familie umfassende Entsagung auf den spanischen Thron von ihm fordern sollten. Ueberdies hätte er sich berechtigt geglaubt, sich auf jenen möglichen Fall vorzubereiten, da der König ja selbst anerkannt, daß er Seitens seiner Großmutter Anna von Oesterreich Rechte auf die spanische Krone besäße, und ihm sogar den Rath ertheilt hätte, diese Rechte nöthigenfalls durch eine Protestation zu wahren.

Der König schien befriedigt und schrieb selbst an Philipp V, warf alle Schuld auf die Bevollmächtigten des Herzogs und bat seinen Enkel, die ganze Sache möglichst schnell einschlummern zu lassen.

Digitized by Google

Frau von Maintenon rühmte sich hernach, nur ihrer Fürsprache hätte der Herzog von Orleans seine Rettung zu verdanken gehabt. Vielleicht hatte sie sich für seine Begnadigung verwandt, nachdem auch sie von dem wahren Sachverhalt unterrichtet worden und sie eingesehen, daß die Gelegenheit, an ihm Rache zu nehmen, nicht günstig genug wäre. Allein eine Begnadigung hätte stets einen Flecken auf seiner Ehre gelassen und darum kaum einen Dank seinerseits verdient. Er war nur dem Kanzler und dem Herzog von Bourgogne zu wirklichem Danke verpflichtet, und als sich später beim Tode des letzteren eine so furchtbare Verleumdung gegen den Herzog von Orleans erhob, hätte schon dieser Umstand allein für seine Rechtfertigung sprechen müssen. Er war nicht fähig, an seinem Vertheidiger und Wohlthäter, dem er die Rettung, wenn auch nicht seines Lebens, so doch seiner Ehre verdankte, eine feige Gewaltthat zu begehen.

Die durch jene Vorgänge hervorgerufene außerordentliche Aufregung wich mittlerweile bald einem ebenso schnellen Vergessen. Die Gattin des Herzogs ward zur Zeit der größten Gährung von einer heftigen Kolik befallen; man glaubte anfangs eine Bestätigung der verbreiteten Gerüchte darin zu finden, allein sie genas bald wieder, hatte eine glückliche Niederkunft und die schändlichen Verdächtigungen einer beabsichtigten Vergiftung mußten schweigen, — wenigstens jetzt. Denn schien auch der geheime Haß, der es sich zum Ziel gesetzt, den Herzog zu verderben, für eine Zeitlang wieder zu schlummern, zufrieden seine Macht gezeigt und seine Wirkung auf die öffentliche Meinung erprobt zu haben, so lauerte er doch wie eine Schlange nur auf die günstige Gelegenheit, sich wieder aufzubäumen und sein Opfer zu vernichten.

XVII.

Jener Vorgang aber, das konnte der Herzog von Orleans sich nicht verhehlen, hatte seiner Stellung vielfachen Schaden zugefügt. Nun war er wirklich durch eigene Schuld in ein zweideutiges Verhältniß zum König gerathen. Hatte er sich auch zu rechtfertigen vermocht, so war diese Rechtfertigung doch, wenigstens moralisch, nicht ganz vollständig gewesen. Dem Zweifel und der Mißgunst war noch immer Nahrung genug geblieben, um, was er nur aus Unbesonnenheit und im Spiel mit eitlen Plänen, an deren Erfolg er selbst nicht glaubte, verschuldet, als eine berechnete Treulosigkeit, einen ge-

Digitized by Google

fährlichen Ehrgeiz auslegen zu können. Er hatte die Unschuld seiner Ehre eingebüßt, der Argwohn war wach gerufen und haftete jetzt für immer an seinen Fersen, jeden seiner Schritte bewachend und selbst die gleichgültigste Handlung in ehrenkränkender Weise deutend.

Seines Ranges halber war er genöthigt, oft bei Hofe zu erscheinen, aber wenn er sich schon früher nie wohl in dessen Atmosphäre fühlte, so ward ihm jetzt der Aufenthalt daselbst fast unerträglich. Die Kälte, mit der der König ihn behandelte, die Abneigung, die das Benehmen des Dauphin verrieth, die affectirte Geringschätzung, mit der die Frechheit der wetterkundigen Höflinge ihm zu begegnen wagte, dann die am Hofe heimisch gewordene frömmelnde Beschränktheit, das in die Formen eines steifen Ceremoniells eingepreßte Scheinleben, die herz- und freudlose Langeweile eines unthätigen Müßigganges — Alles das verletzte und beengte ihn, und er zog es vor, soviel wie möglich in einer seiner Neigung mehr entsprechenden Zurückgezogenheit zu leben.

Da er außerdem die Nothwendigkeit erkannte, von jetzt an in seiner Lebensweise eine größere Artigkeit gegen die öffentliche Moral zu beobachten, so befreundete er sich wieder mehr mit wissenschaftlichen und künstlerischen Studien. Seit der Anregung, die Dubois ihm in seiner Jugend für die Naturwissenschaften gegeben, hatte er sich eine große Vorliebe für chemische und physikalische Experimente bewahrt. Er besaß ein eigenes, reich ausgestattetes Laboratorium, und ein zu seiner Zeit berühmter Chemiker, Homberg, von Geburt ein Deutscher, leitete und unterstützte ihn bei seinen Versuchen. Allein diese Beschäftigung ward ihm bald verleidet. Trotzdem er aus derselben durchaus kein Geheimniß machte und oft in Gegenwart von Herren vom Hofe oder aus Paris mit Homberg experimentirte, verstand es doch die boshafte Mißgunst, die es sich nun einmal zur Aufgabe gemacht, alle seine Handlungen zu belauern und in falsches Licht zu stellen, diese Experimente in einer ihm nachtheiligen Weise zu deuten.

Allerlei wunderbare und gehässige Gerüchte tauchten über dieselben auf. Der Herzog, hieß es, bemühe sich, durch Zauberkünste in die verborgensten Geheimnisse der Natur zu dringen und den Schleier der Zukunft zu lüften; er suche den Stein der Weisen und wolle das Lebenselixir erfinden; zugleich bereite er die allerfeinsten Gifte, um mit ihnen die verbrecherischen Pläne auszuführen, auf die sein Ehrgeiz sinne. Schon in ihrer Albernheit hätten eigentlich

Digitized by Google

diese Gerüchte ihre Widerlegung finden sollen. Ihnen wurde aber dennoch fast allgemein Glauben geschenkt, und nur sehr Wenige waren billig und verständig genug, zu begreifen, daß es dem Herzoge Vergnügen gewähren könne, durch eigene Forschungen und Anschauungen seine naturwissenschaftlichen Kenntnisse zu bereichern.

Vielleicht war er auch nicht immer vorsichtig genug. In seiner Sorglosigkeit vergaß er zu leicht, daß das Auge hämischer Feinde fortwährend auf ihm ruhte, und waren auch seine Experimente weit entfernt von dem leisesten Gedanken eines Verbrechens, so hielten sie sich doch auch nicht immer in den Grenzen wissenschaftlicher Versuche; sie wurden zu oft, da seine flatterhafte Natur an diesen bald keinen rechten Geschmack mehr fand, ein müssiger Zeitvertreib, der denn doch manchmal an Zweideutigkeit streifte und immer Stoff genug für mißgünstige Ausdeutung darbot.

Selbst die starken Wohlgerüche, deren Bereitung ihm ein besonderes Vergnügen gewährte, und deren er sich stets in großer Menge bediente, obwohl er wußte, daß der König sie nicht liebte, ja sogar fürchtete, konnten der Böswilligkeit leicht Anlaß zu jenen Gerüchten von Giftbereitung gewähren. Aber er ließ sich auch häufig von seiner Maitresse, Madame d'Argenton, zu allerlei mystischen Versuchen verleiten. Man beschwor Geister, citirte den Teufel, erschaute aus einem Glase Wein die Zukunft und trieb noch allerlei andere Künste der natürlichen Magie, die freilich an sich ganz unschuldig waren, aber doch dem Aberglauben Anstoß und der Bosheit fortwährende Nahrung gaben.

Die verleumderischen Gerüchte, die über ihn im Umlauf waren und ihm zu Ohren kamen, machten den Herzog auf seine Unvorsichtigkeit aufmerksam. Er unterließ von jetzt an diesen Zeitvertreib, verlor aber auch zugleich seine Vorliebe für chemische Untersuchungen, überließ dieselben Homberg und begnügte sich mit der Erfindung künstlicher Massen für Cameen und Gemmen und einer neuen Steinmischung, die dem Rubin an Glanze gleichkam.

Außerdem widmete er von jetzt an seine Muße wieder mehr künstlerischen Studien. Er besaß großen Kunstsinn und verband mit sehr feinem Gefühl einen gewählten Geschmack. Besonders fesselte seine Sinnlichkeit der Farbenreiz der Malerei. Er malte, zeichnete und gravirte selbst mit vieler Anmuth, war dabei Sammler und brachte gern ein vorzügliches Meisterwerk in seinen Besitz. Seine Gemäldegallerie gab der des Königs wohl hinsichtlich der Zahl etwas nach, an innerem Werthe aber war sie ihr vielleicht noch überlegen.

Digitized by Google

Alle Künstler von Ruf fanden die freundlichste Aufnahme bei ihm; Rigaud, de Jouvenet und Watteau wurden vielfach beschäftigt und Anton Coypel arbeitete fast mehr in des Herzogs als in seinem eigenen Atelier. Er und der Herzog entwarfen zusammen eine Reihe Zeichnungen zu Longos' Roman: Daphnis und Chloe. Man findet noch mehrere Ausgaben der Amyot'schen Uebersetzung dieses Romans mit diesen feinradirten Kupferstichen geziert; an ihrem Rande liest man: Philippe d'Orléans et Coypel invenerunt.

Für Musik besaß er gleichfalls Neigung und Anlagen. Er spielte selbst mehrere Instrumente mit großer Fertigkeit und versuchte sich sogar in Compositionen. Auch schrieb er mehrere Opern, die, wenn gleich nicht gerade bedeutend, doch gefällig waren, und von denen die bekannteste „Panthea", deren Text der Hauptmann seiner Garde, La Fare, verfaßt hatte. Die Oper sprach an und der König erzeigte dem Herzog die Ehre, sie auf seinem eignen Theater aufführen zu lassen.

XVIII.

Maréchal, der Leibarzt des Königs, der stets eine gewisse Vorliebe für den lebenslustigen Herzog empfand, lobte eines Tages in Gegenwart des Königs die mannigfachen Talente, Kenntnisse und Fertigkeiten, die Philipp von Orleans besaß, und sagte dann scherzhafter Weise von ihm: wenn sich der Herzog in solcher Lebenslage befände, daß er sich durch seine Geschicklichkeit die Nothdurft des Lebens sichern müßte, dann besäße er fünf oder sechs verschiedene Mittel, sich seinen Unterhalt im reichsten Maße zu erwerben.

Der König hörte dem Arzte eine Weile zu, dann erwiederte er lächelnd: „Wissen Sie wohl, was der eigentliche Charakter meines Neffen ist? Er besitzt in der That alle die Talente und Kenntnisse, die Sie soeben von ihm aufzählten; aber Sie haben noch eins vergessen — er prahlt mit Lastern, die ihm gar nicht eigen sind."

Diese sehr milde Auffassung von dem eigentlichen Wesen des Herzogs macht dem Scharfblick des so vielfach von der Verleumdung gegen ihn eingenommenen Königs alle Ehre.

Ludwig XIV war allmälig wieder und besonders seitdem der Herzog, wenn gleich mit großem Schmerze, dem Verkehr mit der Gräfin d'Argenton entsagt und ein freundschaftlicheres Verhältniß mit seiner Gattin angeknüpft hatte, von der Abneigung zurückgekom-

Digitized by Google

men, die ihm die spanischen Vorgänge gegen seinen Neffen eingeflößt hatten. Durch genauere Nachforschungen hatte er das Uebertriebene, ja sogar Lügenhafte der ihm von der Fürstin Orsini abgestatteten Berichte erfahren und erkannt, daß die Schuld des Herzogs weit geringer gewesen, als er anfangs und selbst nach dessen persönlicher Rechtfertigung geglaubt hatte.

Es ist daher sehr wahrscheinlich, daß bei dieser Beurtheilung des Herzogs gerade die Erinnerung an jene Vorgänge den Gedanken des Königs zu Grunde lag.

Er beurtheilte ihn allerdings ganz richtig. Der Herzog stellte sich schlechter als er war, oder vielmehr eine unglückliche Fügung von Verhältnissen, ein ungünstiges Vorurtheil ließen seinen Charakter stets in weit schlechterem Lichte erscheinen, als er in der That und Wahrheit beschaffen war. Andere Menschen werden über ihren Werth geschätzt, er aber war besser als sein Ruf.

Ihm hafteten, wie wir gesehen haben, große Fehler, ja sogar Laster an, aber sie waren im Grunde mehr erborgt von den schändlichen Lehren und dem bösen Beispiele Dubois', mehr angelernt und durch die Gewohnheit eingewurzelt, als daß sie aus der Ursprünglichkeit seiner Natur hervorgegangen wären. Sie waren die Früchte eines falsch angewandten, zu etwas Größerem und Edlerem berufenen Talentes, sie waren übertrieben von der Eitelkeit jugendlichen Leichtsinns, der sich, weil ihm zu oft das Feld der Thatkraft und der männlichen Tugend verschlossen war, in frivoler Ausgelassenheit und tollem Uebermuth gefiel, und selbst den Schein des Schlechten nicht scheute, — aber sie blieben doch immer nur die häßliche Maske eines guten Kernes.

Der Herzog war kein schlechter Mensch. Er besaß ein braves Herz voll Güte und Edelmuth, voll Empfänglichkeit für Seelengröße, ohne Arg und Falsch, und weit entfernt von der schleichenden Bosheit, die ihm die Dummheit des Vorurtheils oder eine hämische Verleumdung anlogen. Ludwig XIV wußte das und diese Ansicht, die er sich vom Charakter seines Neffen gebildet, hatte auch wohl den hauptsächlichsten Antheil an seinem Verhalten gegen ihn, als sich jetzt plötzlich das finsterste Unheil drohend über dem Haupte des Herzogs zusammenzog.

Digitized by Google

Fünftes Kapitel.

Die Verödung des königlichen Hauses.

I.

Jene früher erwähnten Todesfälle waren eingetreten. Fast die gesammte Nachkommenschaft des Königs war in das Grab gesunken und die öffentliche Stimme klagte den Herzog von Orleans als Mörder an. Der Hof wiederhallte von diesen Beschuldigungen, Paris ertönte laut von Verwünschungen und in ganz Frankreich waren wohl nur Wenige, die den Herzog nicht schuldig glaubten.

Alles was man ihm wiederholt vorgeworfen, alle die Gerüchte, die früher über ihn in Umlauf gewesen, wurden jetzt als Rechtfertigungsgründe für diese furchtbare Anklage betrachtet. Seine chemischen Studien, seine Geisterbeschwörungen und mystischen Tändeleien, seine fast an Verrath streifende Unbesonnenheit bei den spanischen Vorgängen, alle seine vielfachen, leichtsinnigen Thorheiten, sein unfrommer und sittenloser Lebenswandel, die schon mehrfach aufgetauchten Gerüchte eines zu freien Verkehres mit seiner eigenen Tochter, der Herzogin von Berry, — selbst das wiedererwachte Andenken an ein ähnliches, seinem Vater schuldgegebenes Verbrechen gegen dessen erste Gemahlin — alles das ward benutzt, um, ohne irgend einen positiven Anhalt, es nicht nur wahrscheinlich zu finden, nein, um es außer allen Zweifel zu setzen, daß er jene Unthaten verübt hätte.

Für das Gefühl eines hochherzigen Mannes giebt es wohl nichts Schrecklicheres, als die wuchtende Last eines sich allgemein kundgebenden schmählichen Verdachtes tragen zu müssen. Das Gefühl der Grundlosigkeit desselben, das Bewußtsein der Unschuld reicht hier nicht aus; dem Einzelnen gegenüber kann man sich wohl darauf

Digitized by Google

stützen; aber gegen den unaufhörlichen Andrang eines ausnahmlosen Hohnes, einer allgemeinen, grausamen Beschimpfung ist es zu ohnmächtig; — die Seele knickt zusammen.

Trotz aller seiner Verirrungen hatte Philipp von Orleans sich seine Ehre doch unbefleckt erhalten; das Blut stieg ihm ins Gesicht bei dem Gedanken, daß er, der erste Prinz vom Geblüt, sich zu vertheidigen hatte, nicht das feigste und ruchloseste aller Verbrechen begangen zu haben. Der Schmerz darüber zerriß fast seine Seele.

Einer seiner Vertrauten, der Marquis de Canillac, eilte, als er überall, am Hofe und in Paris, in den Gesellschaften und auf den Straßen diesen abscheulichen Anklageruf vernahm, ihn in seinem Palaste aufzusuchen. Er fand ihn ausgestreckt am Boden liegend, Ströme von Thränen vergießend, fast besinnungslos vor Verzweiflung. Er richtete ihn auf, sprach ihm Trost zu und beredete ihn, der schändlichen Verleumdung muthig Trotz zu bieten und sich öffentlich zu zeigen.

Er fuhr denn auch mit seiner Mutter nach Versailles, um die Särge der Verstorbenen mit Weihwasser zu besprengen. Aber kaum war er in die Kapelle getreten, so wichen die Höflinge, die dort versammelt waren, vor seiner Annäherung scheu zurück, und als er die Kapelle verließ, umringten drohende Volksmassen seinen Wagen und stießen, die Fäuste ballend, die entsetzlichsten Verwünschungen gegen ihn aus. Derselbe Tumult wiederholte sich, als er durch die Straßen von Paris fuhr. Im Quartier der Hallen war die Erbitterung so furchtbar angewachsen, daß der Pöbel in seiner Wuth ihn zu steinigen drohte. Fischweiber stürzten mit Messern in den Händen an seinen Wagen, heulten ihn mit wilden Flüchen an und würden ihn aus dem Wagen gezerrt und vielleicht zerrissen haben, wenn nicht noch schleunig die Schaarwache zu seiner Rettung herbeigeeilt wäre.

Während der Nacht wurden an die Mauern seines Palastes scheusliche Schandbilder und Pasquille geklebt, die ihn mit entsetzlicher Rache bedrohten, und am Tage rotteten sich die wüstesten Pöbelhaufen zusammen, brüllten Tod und Verderben in seine Gemächer hinauf, wollten die Pforten einschlagen, den Palast erstürmen und verbrennen, und den Herzog ihrer Wuth zum Opfer bringen.

Und nicht nur in Paris, überall herrschte diese furchtbar erbitterte Stimmung. In einigen Provinzialstädten wurde der Herzog

Digitized by Google

im Bilde gehängt und verbrannt, und im Auslande, über das sich bald diese schrecklichen Gerüchte verbreitet hatten, machte sich dasselbe Gefühl eines über solche, die menschliche Natur schändende Ruchlosigkeit empörten Unwillens geltend. Die holländischen Zeitungen wütheten in den heftigsten Declamationen gegen diesen Auswurf der Menschheit, wie sie den Herzog nannten, verglichen ihn mit Nero und Caligula, und meinten, man könnte nicht früh genug ein solches Ungeheuer vom Erdboden vertilgen.

II.

Es ist gewiß, daß die größere Anzahl Derer, welche diese Beschuldigungen erhoben oder in sie einstimmten, der Stimme ihrer Ueberzeugung folgte. Die so beklagenswerthen Ereignisse, die der Anlaß aller dieser Aufregung waren, hatten den tiefsten Eindruck auf die Herzen gemacht; noch lange hernach konnten die ehrenwerthesten Leute, wenn sie sich in ihrem Greisenalter derselben erinnerten, nur mit Thränen in den Augen davon sprechen.

Man hatte die Dauphine wegen ihrer Güte, ihrer Herzlichkeit und huldvollen Herablassung, den Dauphin wegen seiner vielversprechenden Fähigkeiten, wegen seiner Tugend und Frömmigkeit aufs innigste geliebt und mit froher Zuversicht dem Augenblick entgegengeschaut, wo die Geschicke Frankreichs von einem so vortrefflichen Herrscherpaare geleitet werden würden. Und wenn man nun daran denken mußte, daß ein grausamer Frevel diesen Wünschen Hohn gesprochen, daß um schändlichen Ehrgeizes willen ein französischer Prinz seine nächsten Blutsverwandten geopfert, dem König fast seine gesammte Nachkommenschaft geraubt und Frankreich um seine schönsten Zukunftshoffnungen betrogen hatte, so war es natürlich, daß sich der bitterste Ingrimm gegen diesen Ruchlosen wandte, daß der Racheschrei seine blutige Bestrafung heischte.

Aber wahrlich niemals ist eine Beschuldigung ungerechter gewesen, als diese. Selbst wenn man dem Herzoge von Orleans eine so grausame Gesinnung zuschreiben wollte, wie sein Gemüth gütig, sanft und wohlwollend war, so waren doch die Verbrechen, deren man ihn anklagte, nicht der Art, daß er sie hätte begehen können.

Er hätte nicht nur ein gottloser Frevler, er hätte wahnsinnig gewesen sein müssen, wenn er in einem Augenblicke, wo sich seine Feinde, die schon beim vorjährigen Tode des ersten Dauphins, des

Digitized by Google

Sohnes des Königs, sich mit verdächtigen Gerüchten an seiner Ehre vergriffen hatten, im vollen Besitze ihrer Macht befanden, gerade die einzigen ihn haltenden und schützenden Stützen zerbrochen hätte. Fast von früher Jugend an war er bei Hofe in Ungnade gewesen. Fortwährend war er dem Gemüthe des Königs durch böshafte Zuträger mehr noch als durch seine Schwächen entfremdet und besonders in den letzten Jahren von einem nie ermüdenden Hasse unausgesetzt mit den abgefeimtesten Beschuldigungen verfolgt worden und Niemand hatte ihm weiter zur Seite gestanden, Niemand für ihn die Stimme der Vertheidigung erhoben, als gerade diejenigen, die man seine Opfer nannte.

Und wie wenig wahrscheinlich war es überdies, daß er, bei dem Sanftmuth und Milde fast zur Schwäche ausgeartet waren, selbst vor einer feigen Gewaltthat an seinem Lebens- und Ehrenretter, an einer Frau und schwachen Kindern nicht zurückgebebt wäre, um einen Ehrgeiz zu befriedigen, der schon seiner indolenten Trägheit so durchaus widersprach? Seine ganze Vergangenheit glich nicht der eines Ehrgeizigen; selbst der ihn allerdings compromittirenden spanischen Affaire hatte mehr jugendliche Unbesonnenheit, eine in die Beredungen Anderer zu leicht eingehende Fügsamkeit, der es sogar nicht gänzlich an rechtlichen Vorwänden mangelte, als lüsterne Herrschbegierde zu Grunde gelegen.

Seine Ausschweifungen aber, seine wüste Zerstreuungs- und Genußsucht, die man hauptsächlich als moralischen Beweis seiner Fähigkeit, ein Verbrechen zu begehen, anführte, hätten gerade einen solchen Beweis am meisten abwehren müssen. Sein Leichtsinn, seine Weichlichkeit waren ebenso wenig mit dem Verbrechen vereinbar, dessen man ihn beschuldigte, als mit der Tugend selbst.

Aber man dachte damals nicht so. Man meinte, wer so sehr der öffentlichen Moral Hohn sprechen konnte, wie der Herzog leider nur zu oft gethan, wäre auch fähig, eines der furchtbarsten Verbrechen zu begehen. Und dann haftet nichts so leicht, nichts verbreitet sich so schnell wie Verdacht. Die Todesfälle waren eingetreten; die ungewöhnlichen Umstände, die sie begleitet hatten, und ihre rasche Aufeinanderfolge hatten die Meinung einer unnatürlichen Ursache, eines zu Grunde liegenden Verbrechens erzeugt. Man forschte nach dem Thäter; der Name des Herzogs von Orleans ward genannt, und — — ohne daß man sich weiter auf eine nähere Prüfung eingelassen, ohne daß man Beweise verlangt, oder auch nur den geringsten wirklichen Haltpunkt besessen hätte, entstand das

Digitized by Google

Gerücht, verbreitete sich schnell und schwoll bald zur Stärke einer unumstößlichen Meinung, zum Glauben an eine unwiderlegliche Thatsache an.

Dennoch hätte sich das Gerücht nicht mit so erstaunlicher Schnelligkeit über ganz Frankreich und das Ausland verbreitet, und der Herzog von Orleans wäre nicht mit so einhelliger Uebereinstimmung als Thäter bezeichnet worden, wenn nicht ein geheimer Plan beabsichtigt hätte, gerade auf ihn das Verdammungsurtheil zu lenken und ihn in der Meinung der Gegenwart und Zukunft zu vernichten.

Wären nicht künstliche Mittel, wäre nicht ein bestimmter, fest verfolgter Zweck thätig gewesen, so würde das Gerücht unmöglich so gleichmäßig und gleichzeitig an den verschiedensten Orten aufgetaucht sein; es wäre nicht, nachdem es dann wieder eine Zeit lang entschlummert, plötzlich wieder ebenso gleichmäßig und gleichzeitig von Neuem wach geworden und hätte sich nicht fort und fort, bis sich das Leben Ludwig's XIV sichtlich seinem Abschlusse zuneigte, erneuert.

Es war so; es existirte eine geheime Kabale, die diese verleumderischen Beschuldigungen schmiedete und durch gewandte Diener über den Hof, über Paris, die Provinzen und selbst das Ausland ausstreuen ließ. Es existirten geheime Emissäre, die ihre Aufmerksamkeit darauf verwenden mußten, diese Gerüchte, wenn sie erstarben, wieder zu beleben, und andere, die ebenso sorgfältig das Echo derselben am Hofe wiederhallen lassen mußten; und selbst den Tumulten, die in Versailles, Paris und in den Provinzen vorfielen, lag weit mehr Aufwiegelung als freiwilliger Impuls der empörten Stimmung des Volkes zu Grunde.

Diese Kabale aber, die nun schon so oft den Herzog verfolgt, selbst schon im vergangenen Jahre, wenn auch leiser und mehr andeutend oder gleichsam vorbereitend auf die jetzt eingetretenen Ereigniſſe, ihm den Tod des ersten Dauphins zur Last gelegt hatte, bestand aus seinen nie ruhenden Feinden, dem Herzog du Maine, der Frau von Maintenon und ihrem Anhang.

Sie wollten Philipp von Orleans verderben; er stand ihren Plänen im Wege, er mußte beseitigt werden. Aber sie wollten ihn auf diese Weise verderben, weil gerade sie ein Mittel für die Ausführung ihrer Pläne sein sollte; und was sie ihren Emissären in Paris und den Provinzen zur Aufgabe gemacht hatten, das suchten

Digitized by Google

ſie ſelbſt noch feiner und gewandter am Hofe und in der unmittelbaren Nähe Ludwig's XIV zu bewirken.

III.

Wir haben früher den Charakter des Herzogs du Maine kennen gelernt. Wir haben geſehen, wie ſehr er den Dauphin und den Herzog von Bourgogne nach der Beleidigung, die er von ihnen erlitten, haßte; wie vieles er für ſich, für ſeinen Rang und ſeine Ehre von ihrer Thronbeſteigung fürchtete und wie ſehr er bereit war, Alles ſeinen Intereſſen, wenn ſie gefährdet ſchienen oder gefördert werden konnten, zu opfern, und wir haben die Wahrſcheinlichkeit ausgeſprochen, daß, wenn überhaupt ein Verbrechen begangen worden, er und nicht der unſchuldig angeklagte Herzog von Orleans der Thäter geweſen iſt.

Wenigſtens war ſein Benehmen weit mehr das eines ſchuldigen und ſeine Schuld ſo weit wie möglich von ſich zu entfernen bemühten Menſchen, als das des Herzogs von Orleans. Trotzdem ihn der Tod des Dauphins und der Dauphine von einer ihn und ſeinen Ehrgeiz drückenden Feſſel befreit hatte; trotzdem er auf die Vorliebe des Königs für Dieſe und auf die glänzenden Hoffnungen Jenes ſtets mit Mißgunſt geblickt, trotzdem er denſelben gefürchtet und ſeine Zukunft bedroht geglaubt hatte, wenn Jener ſeinem Großvater in der Herrſchaft folgen würde, äußerte er jetzt eine Theilnahme, der durchaus Nichts in der Vergangenheit entſprach, heuchelte er einen faſt untröſtlichen Schmerz, den er unmöglich empfinden konnte. Niemand brachte ſo oft die Rede auf die unnatürliche Todesart der Verſtorbenen, Niemand bekannte ſo laut und ſicher, ſo gefliſſentlich ſeinen Verdacht hinſichtlich ihrer Vergiftung und Niemand war ſo begierig, den Herzog von Orleans als den Schuldigen zu bezeichnen und mit allem Ungeſtüm empörten Unwillens Rache und Ahndung dieſer Verbrechen zu heiſchen.

Der Tod des Dauphin allein genügte ihm nicht. Um ſchrankenlos den Zielen ſeines Ehrgeizes entgegengehen zu können, bedurfte er auch der Beſeitigung des Herzogs von Orleans. Zwar hätte er denſelben ja vielleicht auf gleiche Weiſe wie den Dauphin opfern können; aber dann hätte Der gefehlt, auf den ſich der Schein des Verbrechens werfen ließ, dann wäre der Verdacht vielleicht auf ihn ſelbſt gefallen. Der Herzog mußte alſo leben, um als Sünden-

Digitized by Google

bock zu büßen. Und sollte die Beschuldigung dieses Verbrechens auch nicht seinen Tod zur Folge haben, er war dennoch verloren; er war seiner Ehre, seiner Zukunft beraubt und durchaus unfähig geworden, irgendwie die künftige Größe des Herzogs du Maine zu hindern.

Frau von Maintenon kannte diese Absichten ihres Lieblings, sie ging bereitwillig darauf ein. Sie empfand ebenso wenig wie Jener wirklichen Schmerz über die traurigen Unfälle des königlichen Hauses. Dem Dauphin war sie stets abgeneigt gewesen, wie er ihr, und die Dauphine war ihr in der letzten Zeit fast lästig gefallen. Sie wußte sich jetzt in noch weit uneingeschränkterem Besitz des Vertrauens Ludwig's XIV und sie erkannte zugleich, daß nun auch die Zeit für die Ausführung zweier schon lange gehegten Pläne gekommen war.

Sie hatte eine noch unvergessene Beleidigung zu rächen. Seit jenem unglücklichen Scherze, den sich in Madrid des Herzogs heitre Laune über sie erlaubt hatte, war sie seine erbitterte Feindin geworden. Sie hatte ihn seit der Zeit mit unversöhnlichem, aber kaltem Zorn gehaßt und ruhig die Gelegenheit abgewartet, wo sie ihn verderben könnte. Die, glaubte sie, sei jetzt gekommen.

Außerdem war sie trotz ihres hohen Alters (sie näherte sich schon dem achten Decennium ihres Lebens) immer noch von ehrgeizigen Plänen erfüllt. Ihre Zukunft schien ihr durch das schwankende Leben des Königs bedroht. Sie wünschte sich auch noch nach seinem Tode der ihr durch lange Ausübung theuer gewordenen Herrschaft zu erfreuen. Aber nur dann, wenn die Größe ihres Lieblings unerschütterlich befestigt, wenn der Herzog von Orleans aus dem Wege geräumt wäre, schien sie ihr bis zu ihrem Lebensende gesichert.

Sie beschlossen daher Beide, das Gerücht einer Vergiftung des Dauphins und seiner Familie durch den Herzog von Orleans zu verbreiten, den König und alle Welt von der Wahrheit desselben zu überreden und es so lange zu unterhalten und zu erneuern, bis es ihnen endlich gelungen, ihr Opfer unschädlich zu machen. Der maßlose Eifer aber, womit sie diesen Zweck verfolgten, verrieth sie nur zu sehr als die Urheber und Begünstiger dieser schändlichen Verleumdungen.

Selbst schon während des Verlaufes der Krankheit der Dauphine ließen sie darauf hindeutende Aeußerungen fallen. Und als von den sieben Aerzten, die sich in Gegenwart Ludwig's XIV und der Frau von Maintenon über die Natur der Krankheit beriethen, nur ein einziger, Maréchal, die von den Uebrigen angenom-

Digitized by Google

mene Ansicht stattgefundener Vergiftung bestritt und um der Beruhigung des Königs willen alles Mögliche that, diesem den Gedanken an eine Vergiftung auszureden, fuhr Frau von Maintenon ihn heftig an und sagte ihm: „das einstimmige Urtheil der übrigen Aerzte gälte ihr mehr als seine einzelne Stimme.“ Ja, sie ließ sich sogar von ihrem Eifer so weit hinreißen, daß ihr die Aeußerung entfiel: „sie wüßte wohl, aus welcher Hand dieser Schlag gefallen wäre,“ und daß sie zuletzt den Herzog geradezu nannte. Ludwig XIV stimmte ihr bei, zwar mit Schrecken und Schmerz, aber doch als wenn er nicht zweifelte, und Beiden schien die Freiheit, die sich Maréchal herausnahm, indem er gegen diese Anklage seine Stimme erhob, sehr zu mißfallen.

Fagon, der erste Leibarzt des Königs, der schon vorher in fast leidenschaftlicher Weise auf dem Vorhandensein eines feinen und heftig wirkenden Giftes bestanden hatte, ward durch die Worte der Frau von Maintenon nur noch mehr in dieser Behauptung bestärkt, und Boudin, der zweite Leibarzt, wagte sogar zu äußern, es wäre auch nicht im mindesten daran zu zweifeln, daß der Herzog von Orleans der Urheber dieser Vergiftungen. So ward denn dessen Verbrechen als constatirt betrachtet, ohne daß man auch nur den geringsten Thatbeweis seiner Urheberschaft gehabt hätte. Selbst die Tabatiere, deren vertauschter Inhalt das Mittel der Vergiftung der Dauphine gewesen sein sollte, war ihr von anderer Hand, von Seiten des Herzogs von Harcourt zugekommen. Diesen beargwöhnte man nicht, weil kein Motiv für solche That seinerseits denkbar war, dagegen ward der Verdacht gewaltsamer Weise auf den Herzog von Orleans gelenkt, der doch ebenfalls nicht nur nicht das mindeste Motiv gehabt haben konnte, sondern der im Gegentheil den dringendsten Anlaß hatte, die Erhaltung seiner ihm innig zugethanen Nichte zu wünschen. Aber alles, was für ihn hätte sprechen müssen, ward unberücksichtigt gelassen; sein Name war einmal genannt, das Wort Vergiftung ausgesprochen und kaum war es gehört, so glaubte alle Welt daran.

IV.

Der Tod des Dauphins, der Tod seines Sohnes, des kleinen Herzogs von Bretagne gab neuen und stärkeren Anlaß zur Erhebung dieser Beschuldigungen, und als um dieselbe Zeit Ludwig XIV selbst

Digitized by Google

von einer leichten Unpäßlichkeit befallen ward, ging man sogar so weit, auch ihn das Opfer einer ähnlichen Vergiftung zu nennen. Und wenngleich der König sich bald wieder erholte, so daß wenigstens diese Beschuldigung verstummen mußte, so wurden doch die drei stattgefundenen Todesfälle als ein ergiebiger Stoff benutzt, alle Welt zu leidenschaftlicher Erbitterung gegen Philipp von Orleans zu entflammen.

Der Herzog du Maine machte diese Anklage jetzt zum unaufhörlichen Thema seiner Gespräche im Cabinette des Königs, und stellte er sich gleich als nähme er Rücksicht auf die Anwesenheit der Diener, so sprach er doch so oft den Namen des Herzogs von Orleans mit geheimnißvollen Hindeutungen auf die eingetretenen Todesfälle aus, daß sich nur zu deutlich seine Absicht erkennen ließ, die Diener sollten neugierig werden, lauschen und das Gehörte der gesammten übrigen Dienerschaft des königlichen Hauses wiedererzählen.

So verbreitetete sich dies Gerücht bald am Hofe, und kaum merkten die Höflinge, daß die Umgebung der Frau von Maintenon, zwar mit einer Art verstellten Schreckens und furchtsamer Zurückhaltung, aber doch unverhohlen den Herzog als Giftmörder bezeichnete, kaum hörten sie den ganzen Anhang des Herzogs und der Herzogin du Maine bis zu deren Dienern hinab nicht nur ungescheut davon sprechen, sondern auch mit lautem Geschrei Rache gegen den Herzog fordern, so bestrebte sich auch schon Alles, was sich hervorthun und gefallen wollte (und wer wollte es nicht!), in denselben Ton einzustimmen und mit derselben Keckheit den Herzog von Orleans als Verwandtenmörder zu verfluchen.

Niemand aber zeichnete sich darin mehr aus, Niemand äußerte eine übertriebenere Erbitterung als der Marschall Villeroi. Frau von Maintenon hatte, weil sie glaubte, der Anblick und die Gesellschaft seines früheren Lieblings und Günstlings würde den fast untröstlichen König erheitern, und weil sie den Marschall als ein passendes Werkzeug, ihre Pläne zu fördern, gern in ihrer Nähe gehabt hätte, Ludwig XIV beredet, ihn zurückzurufen. Der König hatte es gethan und Villeroi mit der wehmüthigen Herzlichkeit eines des Trostes und der Theilnahme bedürftigen Freundes empfangen.

Villeroi war zu erkenntlich gegen seine Wohlthäterin, um nicht einzusehen, daß sie ihn nicht berufen, ihr zu widersprechen, sondern ihr Werkzeug und Echo zu werden.

Er war zu sehr in die Geheimnisse des Hofes eingeweiht, um nicht ihren Haß gegen den Herzog von Orleans und ihre blinde

Digitized by Google

Vorliebe für den Herzog du Maine zu kennen, und er war ganz der Mann, sich ihren Launen und Neigungen willenlos anzuschmiegen und gerade so, wie sie glaubte und dachte, ebenfalls zu glauben und zu denken, oder doch wenigstens den Schein anzunehmen.

Indem er sich daher ihren Vorschriften folgsam fügte, nahm er jede Gelegenheit wahr, um in Gegenwart des Hofes mit der auffälligsten Verachtung, mit dem Anscheln äußerster Entrüstung vom Herzoge von Orleans zu sprechen und, wenn er mit dem Könige zusammen war, ihm die Unmöglichkeit darzustellen, daß irgend jemand anders als der sittenlose Herzog eine so verruchte That hätte verüben können, ihm Furcht vor einem ähnlichen Schicksal einzuflößen, seinen Schmerz zu leidenschaftlicher Erbitterung anzustacheln und durch jede mögliche Erregung seines Hasses ihn zur Verdammung seines Neffen zu bewegen.

V.

Philipp von Orleans vermochte endlich nicht länger, das scheusliche Geheul des Pöbels und die entsetzlichen Beschuldigungen, die von der Straße in seinen Palast hinaufschallten, zu ertragen. Er entschloß sich daher, nach Marly zu eilen, vor dem König zu erscheinen und ihn um die Erlaubniß zu bitten, sich vor ihm rechtfertigen zu dürfen. Er hatte gehofft, der König würde diesen Schritt eines schändlich verleumdeten Mannes zu würdigen wissen, und darum fühlte er sich auf das schmerzlichste verletzt, als dieser ihn abweisen ließ und dadurch deutlich genug aussprach, daß er selbst Verdacht gegen ihn hege.

Er wäre gerne darauf bestanden, vorgelassen zu werden, aber was konnte er thun, wenn der König ihn nicht sehen wollte. Er mußte den unbestimmten Gründen, die man ihm als Vorwand der Verhinderung des Königs angab, Glauben zu schenken scheinen. Indem er dann noch zögerte, ob er nicht lieber ins Palais Royal zurückkehren, als sich der frechen Neugier der Höflinge preisgeben sollte, drängte sich der ihm befreundete Polizeilieutenant d'Argenson zu ihm heran und flüsterte ihm zu: „Gnädiger Herr, Ihre Feinde sind auf dem Platze und verstärken sich mit allen Aergerniß liebenden Ränkeschmieden. Vernichten Sie sie durch Ihren Blick und Ihre Zuversicht. Wenn Sie sie nicht zu verachten scheinen, so wird man behaupten, Sie hätten Furcht; und zeigen Sie sich nicht öffent-

Digitized by Google

lich, so wird es heißen, Sie versteckten sich aus bösem Gewissen."— „Ich danke Ihnen für Ihren guten Rath," antwortete der Herzog, „allein wie kann ich mich rechtfertigen, wenn ich überall Beschuldigungen vernehme und nirgends meine Ankläger finde?"

Aber wohl hätte er sie finden können, wenn er nur den Muth gehabt, sie zu suchen. Allein er, der in der Schlacht so tapfer war, der so kühn sein Leben jeder physischen Gefahr preisgab, war, wo er sich nicht mit dem Degen schützen konnte, wo es galt, sich mit moralischem Muthe zu waffnen und einer schleichenden Intrigue, die ihn den Unschuldigen vernichten wollte, eine kecke Stirne zu bieten, furchtsam, fast feige.

Wenn auch unschuldig, bangte ihm doch vor seinen mächtigen Gegnern und der furchtbaren Lage, in der er sich befand; das Gewitter, in dem der Volksunwille gegen ihn tobte, dieses Meer von Schmach, Verachtung, Hohn, Haß und Wuth, gegen das er ankämpfen sollte, hatte seine Seele mit Angst und Schrecken erfüllt, und seinem Willen jeden energischen Kraftaufschwung geraubt.

Aber es ist sicher, daß er als erster Prinz vom Geblüt mit nur einigem Aufwand von muthiger Beredsamkeit seine Ankläger hätte zu Boden schmettern können. Er wußte, daß der Herzog du Maine und Frau von Maintenon die Quelle aller dieser gegen ihn gerichteten Verleumdungen waren; wäre er ihnen mit kühner Zuversicht entgegengetreten, hätte er im Tone entrüsteter Unschuld, mit dem glühenden Zorn gekränkter Ehre und dem Muthe, der, wenn das höchste aller Lebensgüter gefährdet ist, keine Rücksichten mehr kennt, sie zur Verantwortung wegen ihrer Reden gezogen, sie öffentlich aufgefordert, die Beschuldigungen, die sie über ihn ausgestreut, zu beweisen, oder hätte er auch nur den ersten besten Höfling, der es wagte, ihn mit seiner grinsenden Verachtung anzublicken, mit dem hoheitsvollen Unwillen eines reinen Gewissens niedergeschmettert: der Sturm wäre vorübergezogen, die Gerüchte wären verstummt und seine Ehre makellos geblieben. Statt dessen verharrte er in zaghafter Entmuthigung und duldete es, daß ihn die nichtige Höflingsschaar zur Zielscheibe ihres kurzathmigen Hasses machte.

Unter der großen Menge, die sich in den Sälen von Marly drängte, wagte es auch kein Einziger, sich ihm zu nähern; die Einen stellten sich, als ob sie ihn nicht sähen, Andere verbeugten sich schweigend, wenn er zu ihnen herantrat, und entfernten sich; Diese drängten sich mit grausamer Neugierde herbei, ihm frecher Weise ins Gesicht zu starren, und Jene warfen ihm drohende Blicke zu und spra-

Digitized by Google

chen laut über die Thatsächlichkeit der Vergiftung, über die zur Entdeckung des Giftmischers zu nehmenden Maßregeln und die Bestrafung, die ihm zu Theil werden würde, selbst wenn er vom höchsten Range sein sollte.

Der Herzog verachtete zwar von ganzer Seele diese elenden Gaffer, diese müssigen Schwätzer; aber dennoch konnte er nicht hindern, daß nicht bei jedem boshaften Blicke sein Gesicht seine innere Bewegung verrieth, daß er nicht abwechselnd roth und blaß ward; dennoch konnte er nicht hindern, daß nicht jedesmal, wenn diese bald leiser, bald lauter gesprochenen Worte in seine Ohren drangen, seine Nervern zitternd erbebten.

Er vermochte diesem peinvollen Auftritt zuletzt nicht mehr Stand zu halten; es überfiel ihn ein entsetzlicher Schwindel, in dem alle diese von Hohn verzerrten Gesichter um ihn herumwirbelten, und er stürzte fort, sich in der gefängnißartigen Einsamkeit seines Palastes zu verbergen.

Doch seine Prüfung war noch nicht zu Ende. Gleichsam wie zum Hohne ward er zum Anführer des Leichenzuges ernannt. Um nicht den Verdacht, der ihn so furchtbar verfolgte, durch eine Ablehnung noch mehr zu verstärken, fügte er sich dem Willen des Königs. Aber selbst wenn er wirklich schuldig gewesen, wäre doch die qualvolle Pein, die er während dieses Zuges ausstand, eine zu große Strafe gewesen. Auf dem ganzen Wege des sich mit feierlicher Langsamkeit von Versailles bis Saint Denis durch Paris hindurch bewegenden Zuges verfolgte den Herzog ein ununterbrochenes Geschrei der Wuth. Wilde Schaaren von Männern und Weibern umdrängten fortwährend seinen Wagen, beschimpften ihn, heulten scheusliche Flüche und Verwünschungen und drohten ihm mit ihren Fäusten, mit Messern und Waffen.

Man hatte nicht unterlassen, in Paris, wo man den ärgsten Tumult befürchtete, geräuschlos Vorsichtsmaßregeln zu treffen, um den Pöbel im Zaume zu halten; aber dennoch konnte man oft nur mit genauer Noth die in fast wahnsinnigem Zorn rasenden Massen abhalten, sich auf den Wagen des Herzogs zu stürzen, ihn herauszureißen und zu ermorden; und wehrte man sie auch ab, so konnte man sie doch nicht verhindern, mit Koth, Scherben und Steinen nach dem Wagen zu werfen, so daß der Kutscher und die Diener verwundet, der Wagen besudelt und die Scheiben zerbrochen wurden.

Auch außerhalb Paris dauerten dieselben Aeußerungen grenzen-

Digitized by Google

loser Erbitterung fort, und selbst, als man endlich in Saint Denis angelangt war, tönte noch in den feierlichen Kirchengesang das schrille Geheul der draußen versammelten Massen hinein, die Tod und Verderben auf den ruchlosen Verwandtenmörder herabriefen.

VI.

Der Herzog fühlte, daß er einen solchen Zustand nicht länger zu ertragen vermöge. Dem immer höheren Anschwellen jener verleumderischen Gerüchte mußte endlich ein Ziel gesetzt werden. Die Wuth des Pöbels, der Haß des Hofes durfte nicht länger einen Unschuldigen verfolgen. Der König mußte ihm jetzt Gehör geben, er durfte ihn nicht mehr abweisen, er war ihm wenigstens Gerechtigkeit schuldig.

Er fuhr daher abermals mit seiner Mutter nach Marly. Er wollte sich vor seinem Oheim rechtfertigen, ihm sagen, daß er unschuldig, und ihn zwingen, an seine Unschuld zu glauben, oder, wenn ihm das nicht gelänge, ihn um die Erlaubniß bitten, daß er sich freiwillig in die Bastille begeben dürfe und daß sein Leibarzt Homberg (derselbe, mit dem er seine chemischen Studien getrieben, und den das Gerücht jetzt als Theilnehmer an seinen Verbrechen bezeichnete) sowie alle, auf welche der König Verdacht geworfen, verhaftet und dann die strengste Untersuchung eingeleitet würde.

Er war in heftiger Aufregung, als er in das Gemach des Königs eintrat. Man sah in seinem Gesichte die Spuren seiner inneren Qualen. „Man hat mir ein Leid angethan, das eine Schmach ist," rief er aus; „man beschuldigt mich eines Verbrechens, das mich zum verruchtesten Menschen auf Gottes Erdboden stempeln würde." — Dann erging er sich in Klagen, in Betheuerungen seiner Schuldlosigkeit und flehte den König an, daß er ihm seine Ueberzeugung von seiner Unschuld aussprechen möchte.

Ludwig XIV that das nicht. Er begnügte sich, nachdem er den Herzog beim Eintritt mit einem durchbohrenden Blick betrachtet und seiner Rede mit finsterm Ernst zugehört hatte, in seiner Erwiederung darauf hinzudeuten, daß die mißliche Lage, in der er, der Herzog, sich jetzt befände, die Folge seiner üblen Sitten wäre, und daß er ihm schon längst prophezeit hätte, was nun eingetroffen.

Der Herzog sah also, daß der König seine Rechtfertigung nicht annehmen wollte. Dann aber war er ihm wenigstens Gerechtigkeit

Digitized by Google

schuldig. Er drang daher darauf, daß ihm der König erlauben möchte, sich in die Bastille zu begeben und dort bis zur Erweisung seiner Unschuld bleiben zu dürfen. Ludwig XIV antwortete nur mit einem verächtlichen Lächeln.

Der Herzog biß sich vor Schmerz und Zorn auf die Lippe. Selbst der, von dem allein er noch Rettung vor furchtbarer und doch unverdienter Schande hoffen durfte, selbst Der wies ihn kalt zurück. Nach kurzem Nachdenken bat er dann, der König möge ihm dann wenigstens bewilligen, daß Homberg gefänglich eingezogen, inquirirt und so lange in Verhaft gehalten würde, bis die Untersuchung beendigt wäre. Aber auch das verweigerte ihm der König. Als jedoch der Herzog immer dringender bat, sagte Ludwig XIV, er würde jenen Menschen nicht verhaften lassen, aber den Befehl ertheilen, daß, wenn derselbe sich freiwillig in der Bastille einfände, man ihn dort aufnehmen sollte. Allein schon am nächsten Tage sagte er seinem Neffen in trockenem Tone: er hätte sich in Betreff Homberg's wieder anders bedacht. Dieser brauche sich nicht nach der Bastille zu begeben, man würde ihn dort doch nicht aufnehmen. Der Herzog wollte in ihn dringen, ihm wenigstens diese letzte Möglichkeit einer Wiederherstellung seiner verletzten Ehre nicht zu entziehen, allein der König schnitt ihm seine Rede mit einem befehlenden Blicke ab, kehrte ihm den Rücken zu und verließ das Gemach.

VII.

Ludwig XIV hatte beschlossen, das ungeheure Schicksal, das ihn noch am Rande des Grabes getroffen, schweigend hinzunehmen. Er wollte keine Untersuchung; er wollte seinen Neffen nicht schuldig finden oder wenigstens in Ungewißheit bleiben, da ihm ahnte, daß dies schreckliche Geheimniß sich in jedem Falle nur traurig lösen würde. Wahrscheinlich sprach aber auch sein eigenes Gefühl, die Ansicht, die er sich vom Charakter seines Neffen gebildet, diesen von der Ruchlosigkeit eines solchen Verbrechens frei, zumal er sich erinnerte, daß auch die gegen seinen Bruder, gegen Monsieur erhobenen Beschuldigungen hinsichtlich eines gleichen Verbrechens ebenfalls vollkommen ungerecht gewesen und daß er dennoch fast der Einzige gewesen, der von dessen Unschuld wirklich überzeugt worden war.

Anfangs freilich, als Frau von Maintenon zuerst das Wort hingeworfen, daß wohl der Herzog von Orleans der frevelhafte

Digitized by Google

Thäter dieser Verbrechen sein möchte, als die Aerzte ihr beigestimmt, als der Herzog du Maine dieselben Beschuldigungen unablässig wiederholt und sich bemüht hatte, mit anstachelnden Reden das Rachegefühl des Königs zu reizen, war dieser, den sein Schmerz, sein Kummer, seine Sorge und seine Furcht ganz darniedergebeugt hatten, wirklich zu leidenschaftlicher Erbitterung entflammt und mit einem aus Zorn und Angst gemischten Grimm gegen seinen Neffen erfüllt worden.

Und als dann jene Beiden von Villeroi unterstützt ihm unaufhörlich schilderten, welche Entrüstung, welch glühender Zorn sich des gesammten Hofes bemächtigt habe, welche stürmische Stimmung sich in Paris kundgebe, wo in den höchsten wie in den niedrigsten Kreisen nur ein Schrei des Unwillens ertöne, wie erbittert und schmerzbewegt das Parlament sei, welche Aufregung in den Provinzen herrsche, und mit welchem Entsetzen das Ausland auf diese Vorgänge schaue, und darauf in ihn drangen, daß er diesen Frevel ahnden müsse, daß er dem erbarmungswürdigen Schicksal seiner Sprößlinge eine Sühne, das Haupt des Verbrechers, schuldig sei, und daß er nicht auch sein eigenes Leben der Möglichkeit eines ähnlichen Schicksals preisgeben dürfe — hatte er in der That beschlossen, der Strenge des Gesetzes ungehemmten Lauf zu lassen, und Befehl gegeben, daß eine Lettre de cachet gegen den Herzog ausgefertigt würde.

Aber bald hatte diese leidenschaftliche Stimmung ruhiger Ueberlegung Platz gemacht. Er war wieder unschlüssig geworden, und als ihm der Verhaftsbefehl vorgelegt ward, unterzeichnete er ihn nicht.

Er konnte und wollte sich nicht von der Wirklichkeit dieser Verbrechen überzeugen. Schon um der Ruhe seiner künftigen Tage willen war es ihm zu schrecklich, die Spuren eines heimtückischen Frevels in seiner eigenen Familie verfolgen zu sollen.

Als daher Maréchal, nicht zurückgescheucht von den früheren Aeußerungen des Unwillens, womit der König seinen Widerspruch aufgenommen, sondern getrieben von seiner Anhänglichkeit und Liebe für ihn und von dem Gefühl des ungeheuren Unrechtes, das man dem Herzog von Orleans zufügte, ihm wiederholt die Versicherung gab, daß keine Vergiftung stattgefunden und daß, selbst wenn es der Fall, doch sein Neffe unschuldig wäre, nahm Ludwig XIV diese Beruhigung mit einer wirklichen Begierde entgegen und ließ sich, da sie zu sehr mit seinen eigenen Wünschen, ja selbst mit seinen Ansichten übereinstimmte, gerne überreden. Außerdem hatte ihm auch

Digitized by Google

d'Argenson zu öfteren Malen die heiligsten Versicherungen gegeben, daß seiner moralischen Ueberzeugung nach der Prinz unschuldig wäre. Als Polizeilieutenant hatte Jener Gelegenheit genug, die Spuren eines solchen Verbrechens zu verfolgen. Vielleicht hätte er das Geheimniß aufklären können, aber ohne einen Verdacht auszusprechen und (um nicht den Haß der Kabale auf sich zu lenken) im tiefsten Geheimniß hatte er Ludwig XIV solche Beweise von der Unmöglichkeit der Thäterschaft des Herzogs gegeben, daß der König sich beruhigte.

Er weigerte sich daher trotz aller Beschuldigungen des Herzogs du Maine und trotz aller Ränke der Frau von Maintenon, ihn zur Verurtheilung seines Neffen zu bewegen, hartnäckig, den Prinzen vor Gericht zu stellen. Mit festem Tone erklärte er, daß er das nicht thun werde, daß er seinen eigenen Ruhm nicht in dem Grade compromittiren wolle, um vor ganz Europa Attentate zu enthüllen, die Frankreichs ersten Prinzen von Geblüt entehren könnten.

Und gesetzt auch, er hätte sich dazu bereden lassen, so hätte wohl ein Criminalproceß seinen Neffen entehrt — selbst eine Freisprechung hätte immer einen Makel auf dessen Ruf gelassen, — aber verurtheilt hätte derselbe nicht werden könuen, da es ja an jedem formellen Beweise fehlte

Nur das ist auffällig, daß Ludwig XIV, während er persönlich seinen Neffen nicht schuldig finden wollte, doch Nichts that, um auch in den Augen der Welt oder wenigstens der ihn umgebenden Welt, des Hofes, seiner Ueberzeugung Geltung zu verschaffen. Vielleicht hielt er ihn dennoch nicht für ganz unschuldig, vielleicht hatten die Verleumdungen der Frau von Maintenon schon zu tiefe Wurzeln geschlagen, als daß er sie gänzlich wieder aus seinem Herzen hätte reißen können, und er beharrte auf einem Verdacht, der ihn zwar beunruhigte, aber nicht zu überzeugen vermochte.

Der Wohlanstand besaß jedoch solche Macht über Ludwig's XIV Geist, daß, weil er sich nicht hatte entschließen können, den Herzog des ihm ohne Beweis, nur aus Wahrscheinlichkeitsgründen zugeschriebenen Verbrechens schuldig zu finden, er sich auch für verpflichtet hielt, ihn zu behandeln als wäre er unschuldig. Allein während er ihm nicht erlaubte, sich aus seiner Nähe zu entfernen, während er ihn täglich an seinem Hofe erblickte, ihn zu den Reisen nach Marly (an denen immer nur die begünstigtsten Höflinge Theil nahmen) hinzuzog und jeder Rücksicht äußeren Anstandes auf das peinlichste gegen ihn Genüge that, litt er doch, daß der Herzog in seiner un-

Digitized by Google

mittelbaren Nähe, unter seinen Augen von einer furchtbaren Last des Hohnes und der Beschimpfung erdrückt ward, und that Nichts, ihn diesem qualvollen Zustande, worunter er ihn leiden sah, zu entreißen.

VIII.

Der Herzog hätte sich gerne des Aufenthalts am Hofe begeben, allein er durfte nicht; es hätte den König noch mehr erzürnt, wenn er ihm nicht die Huldigung seiner täglichen Anwesenheit dargebracht hätte. Aber sobald er sich nur in Versailles oder Marly zeigte, sobald er beim Lever, beim Diner, in den Spiel- oder Gesellschaftssälen erschien, gleich wichen, selbst wenn der König zugegen war, alle Höflinge scheu vor ihm zurück. Es entstand eine Leere um ihn, ein Jeder stellte sich auf die Seite, wo er nicht war. Näherte er sich dennoch absichtlich, um sie zu zwingen, einer solchen Beleidigung zu entsagen, abermals einer Gruppe, so wiederholte sich dasselbe Spiel. Ein Jeder drehte sich augenblicklich ohne die mindeste Scheu nach rechts oder links um, und die ganze Gruppe versammelte sich am anderen Ende des Saals. Nur durch Ueberraschung war es ihm möglich, sich Jemandem zu nähern, aber selbst dann durfte er fast immer sicher darauf rechnen, mit der auffälligsten Unhöflichkeit im nächsten Moment schon wieder allein gelassen zu sein.

Und fortwährend mußte er sich als Stichblatt der zwar trivialsten, aber doch immer sein Selbstgefühl, seine Ehre verletzenden Bemerkungen genannt hören, fortwährend schlug das Gemurmel des Abscheus und der Spott der Verachtung an sein Ohr. Selbst die nichtigsten Menschen wagten es, ihn mit frechem Hohn anzustarren, sich mit affectirtem Entsetzen von ihm hinwegzuwenden, oder mit dem Ausdrucke des Hasses und einer nur mühsam verhaltenen Wuth ihm fast drohend entgegenzutreten.

Hätten aber auch Einzelne, mitleidiger als die Uebrigen, es gewagt, sich seiner anzunehmen oder ihn seiner peinlichen Vereinzelung zu entreißen, so würden sie bald erfahren haben, daß das nicht der rechte Weg war, sich in Gunst zu erhalten. Frau von Maintenon und der Herzog du Maine hatten dem Hofe insinuiren lassen, daß der König es als eine Beleidigung betrachten werde, wenn man sich dem Herzoge freundschaftlich nähere, und ganz natürlich war er von aller Welt verlassen. Selbst mit seiner Mutter und seiner

Digitized by Google

Gattin unterbrachen für einige Zeit die meisten Damen des Hofes den Verkehr, und Einzelne fanden sich sogar nie wieder bei ihnen ein.

Nur ein Einziger hatte den Herzog von Orleans nicht verlassen, sein sich stets treu- und gleichbleibender Freund, der Herzog von Saint Simon, aber auch diesen wollte die Kabale ihm entreißen. Sie war um so mehr über seine Standhaftigkeit erbittert, als einerseits der König selbst ihn einen Ehrenmann genannt hatte, auf dessen Ruf auch nicht der geringste Flecken hafte, und dessen Gesellschaft seinen Neffen nur ehren könne; und als andererseits derselbe ein Vertrauter des Dauphins, Herzogs von Bourgogne, gewesen war.

Er hatte in diesem einen wohlwollenden Gönner, fast einen Freund, und eine große Hoffnung verloren (der Herzog von Bourgogne hatte ihn zu seinem künftigen Minister bestimmt), und es war anzunehmen, daß, wenn Saint Simon auch nur den leisesten Verdacht gegen den Herzog von Orleans gehegt hätte, er sicherlich nicht, bei dessen Ungnade und allgemeiner Verlassenheit vom Hofe, in so auffälliger Weise ganz allein den freundschaftlichsten Verkehr mit ihm fortgesetzt haben würde.

Die Kabale erkannte das und fürchtete, diese beharrliche Anhänglichkeit eines über der Verleumdung stehenden Mannes könnte als ein schwerwiegender Entlastungsbeweis für den Herzog betrachtet werden. Sie that daher alles Mögliche, ihn von dem Herzoge von Orleans, dessen Ehre und Ruf sie nun einmal gründlich und für alle Zukunft vernichten wollte, zu entfernen; sie ließ ihm diesen Umgang fast verbieten, und als er dennoch treu blieb und es vorzog, lieber den Haß der Kabale auf sich zu laden, als die Wahrheit und die Pflichten der Freundschaft zu verletzen, ruhte sie nicht eher, als bis sie ihn dahin getrieben, sich eine Zeit lang auf seine Güter zu begeben.

IX.

Wäre Philipp von Orleans der schlechte Mensch gewesen, für den man sich bemühte ihn auszugeben, so würde er sich zu der Zeit, als er im vollen Besitz der Macht sich zu rächen war, dieser furchtbaren Beschimpfung erinnert haben.

Aber er war gütig, wohlwollend und menschenfreundlich. Er konnte Niemandem, nicht einmal seinen Feinden Leides zufügen. Selbst dann, als der Haß und die Verachtung, die ihm überall ent-

Digitized by Google

gegentraten, seine Seele fast bis zur Verzweiflung wund rieben, reizten sie doch nur seinen Schmerz, beleidigten sie sein Gefühl, empörten sie das Bewußtsein seiner Ehre und Unschuld, aber Rache regte sich nicht in seiner Brust.

Und trotzdem er diese, fortwährend seine edelsten Gefühle verletzenden Scenen fast bis zum Tode des Königs über sich ergehen lassen, trotzdem er es dulden mußte, daß ihm die nichtigsten Wesen die tödtlichsten Beleidigungen zufügten, trotzdem er erfahren, von welcher grausamen Gesinnung, welcher Herzlosigkeit, welcher nichtswürdigen Gemeinheit fast alle diese Menschen beseelt waren, schien er doch, als er sie alle in seiner Hand hatte, als er dies elende Gewürm, das ihn gestochen, weil es das straflos hatte thun dürfen, hätte zertreten können, jedes ihm zugefügte Unrecht vollkommen vergessen zu haben. Im hochherzigen Bewußtsein seiner Ueberlegenheit verschmähte er es, auch nur die mindeste Rache zu nehmen.

Aber dennoch übten die Leiden jener Jahre einen sehr nachtheiligen Einfluß auf seinen Charakter aus. Sie raubten ihm die heitere Unbefangenheit seiner Lebensansichten, erfüllten ihn mit Mißtrauen und Verachtung gegen die Menschen und bestärkten ihn in seiner sittenlosen Genußsucht.

Er hatte erkannt, wie schwach doch das menschliche Herz, wie beweglich es ist, wie leicht es wiegt. Er hatte seine besten Freunde auf dem Probirstein seines Unglücks geprüft und sie fast alle werthlos erfunden. Er hatte erfahren müssen, wie so gar wenig er von den Menschen im Allgemeinen, aber wie viel weniger noch er von jedem Einzelnen derselben erwarten dürfe; er hatte erfahren müssen, daß im Grunde mehr oder weniger doch fast alles zum großen Haufen zählt, daß nur sehr wenige, nur Ausnahmsnaturen sich über den Pöbel der Welt erheben — — und er beschloß, nach dieser Erkenntniß sein künftiges Leben zu regeln.

Von jetzt an waren die glühenden Funken des Großen und Edlen, die trotz aller seiner Schwächen und Fehler sich in seiner Brust geregt, erloschen, war die Thatenlust, war das Streben nach ruhmvollen Zielen erstorben. Warum sich auszeichnen, weshalb sich Ruhm erwerben, wenn Niemand fähig ist, diesen Ruhm zu schätzen? Warum nicht lieber die Meinung der Welt verachten, jede Mühe und Anstrengung fliehen, das Leben so heiter gestalten wie möglich, die Freuden des Daseins genießen, so lange sie schmecken, und dann schmerzlos enden?

Digitized by Google

Das war von jetzt an sein Wunsch und der Grundtrieb seines Wesens, das war auch eigentlich die Bestimmung seines späteren Lebens.

X.

Zu dem tiefen Schmerze, den Ludwig XIV über die erlittenen Verluste empfand, gesellte sich jetzt auch noch der Kummer über die Verödung seines Hauses, über das fast gänzliche Erlöschen seines Stammes. Jetzt waren von seiner successionsfähigen Nachkommenschaft nur noch der kleine Dauphin, sein Urenkel, und sein Enkel, der Herzog von Berry, übrig. Zwar war ja noch der ältere Bruder des letzteren, der ehemalige Herzog von Anjou, am Leben, aber als König von Spanien hatte er allen Ansprüchen auf die französische Krone und sein französisches Vaterland für sich und seine Nachkommenschaft feierlich vor den versammelten Cortes entsagt.

Gleichwohl wünschte Ludwig XIV jetzt, daß er nach seinem Tode Regent des Reiches werden möchte oder selbst König, wenn das schwache Leben des Dauphin erlöschen sollte.

Auch Philipp V hegte diesen Wunsch. Er besaß eine zu große Anhänglichkeit an Frankreich, hatte sich zu oft mit stiller Sehnsucht in sein Vaterland zurück gewünscht, um nicht bei der Nachricht vom Tode seines Brudes mehr den Gefühlen der Hoffnung als des Schmerzes Raum zu geben.

Und so sanguinisch war diese Hoffnung, daß er auch schon den Tod des kleinen Dauphin als fast gewiß annahm und, ängstlich besorgt sich die Rechte seiner Geburt zu sichern, auf der Stelle nach Frankreich abreisen wollte. Nur durch die dringendsten Vorstellungen des Marschalls Vendome und des französischen Gesandten Bonnac konnte er vermocht werden, seine Abreise noch bis zum Eintreffen näherer Nachrichten und der Entscheidung seines Großvaters aufzuschieben. Als aber diese anlangten, hatte sich der Stand der Dinge schon wesentlich verändert.

Im Jahre vorher waren am 8. October die Friedenspräliminarien zwischen England und Frankreich unterzeichnet und am 29. Januar 1712 die Utrechter Conferenzen eröffnet worden. Aber der so bald darauf eingetretene Todesfall des Dauphin, der schwächliche Gesundheitszustand seines noch am Leben verbliebenen Sohnes, sowie die kinderlose Ehe des Herzogs von Berry und die

Digitized by Google

dadurch eröffnete Aussicht eines möglichen Heimfalls des französischen Thrones an Philipp V erweckte in verstärktem Grade die alte Besorgniß, daß Spanien doch noch eine französische Provinz werden möchte.

Das englische Ministerium machte es daher zu einer Grundbedingung für die Fortsetzung der Friedensunterhandlungen, daß Philipp V sich entscheide, ob er eventuellen Falles den französischen Thron besteigen und Spanien entsagen, oder dies behalten und damit unbedingt alle Ansprüche auf seine früheren Rechte aufgeben wolle.

Ludwig XIV wollte aber die Berechtigung dieser Forderung nicht zugestehen. Obwohl es sich eigentlich von selbst verstand, daß die bloße Annahme der spanischen Krone von Seiten Philipp's V dessen Entsagung auf die französischen Staatsbürgerrechte, sowie seine Unfähigkeit, das französische Reich zu erben, zur unmittelbaren Folge gehabt hätte, so glaubte doch Ludwig XIV durch jenen offenen Brief, den er im Jahre 1700, als er seinen Enkel nach Spanien entsandte, erlassen, ihm seine Eigenschaft als Franzose bewahrt und ihm wie seinen Nachkommen das Recht gesichert zu haben, vorkommenden Falles Frankreichs Thron zu besteigen. Er war daher nicht Willens, jetzt, wo ihn der Tod fast seiner ganzen Nachkommenschaft beraubt hatte, auf eine Alternative einzugehen, die ihm entweder die tröstliche Hoffnung entzog, daß trotz des Unglücks, das seinen Stamm getroffen, doch noch Sprößlinge seines Blutes auch in Zukunft die französische Krone tragen würden, oder die die schweren Opfer des nun schon zwölf Jahre dauernden Kampfes um die spanische Erbschaft völlig vergeblich machte, da sie den Preis dieses Kampfes, Spanien, dem Bourbonischen Königshause entzog.

„Keine Macht der Erde, ließ er darum dem englischen Ministerium auf dessen Forderung erwiedern, kann die Grundgesetze Frankreichs ändern. Der Prinz, welcher der Krone zunächst steht, muß, wenn sie ihm zufällt, sie auch nothwendig erben. Er verdankt sie keinem Edicte, keinem abänderungsfähigen Beschlusse, nicht der Großmuth eines Parlamentes, sondern dem Gesetze. Dies Gesetz wird in Frankreich als das Werk Dessen angesehen, der alle monarchischen Staaten gegründet hat, und durch Ihn allein kann es auch abgeschafft werden. Keine Entsagung vermag es aufzuheben; und sollte auch der König von Spanien, des Friedens halber und aus Gehorsam gegen meinen Willen, verzichten, so würden doch diejenigen, welche eine solche Verzichtung als ein passendes Mittel betrachteten,

Digitized by Google

den von ihnen befürchteten Gefahren vorzubeugen, nur sich selbst täuschen und auf Sand bauen. Denn statt ihn zu verhindern, würde sie gerade einen Bürgerkrieg hervorrufen, und einen allgemeinen europäischen Kriegsbrand entzünden."

Wie energisch indessen auch diese Antwort lautete, so vermochte sie doch nicht den einmal feststehenden Entschluß des brittischen Ministeriums umzustimmen. Es drang nur noch entschiedener darauf, daß der Enkel Ludwig's XIV zwischen Frankreich oder Spanien wählen müsse.

„Wir wollen gerne glauben," schrieb Bolingbroke, „daß man in Frankreich der Ueberzeugung lebt, Gott allein könne das Gesetz, auf dem die Rechte der französischen Thronfolge beruhen, abändern, aber man wird uns Engländern auch zugestehen müssen, daß ein Fürst durch freiwillige Cession seinen Rechten zu entsagen vermag, und daß Derjenige, zu dessen Gunsten diese Entsagung stattfindet, durch die Mächte, welche den Vertrag garantiren, in seinen Ansprüchen geschützt werden kann."

Da Ludwig XIV sich gleichwohl immer noch weigerte, so ließ das englische Ministerium den französischen Bevollmächtigten in Utrecht anzeigen, Englands Beschluß in dieser Beziehung sei unwandelbar und bis zum Eintreffen der gewünschten Antwort des Versailler Hofes werde jeder öffentliche Verkehr mit dem französischen Ministerium abgebrochen werden. Zugleich ward der eine der englischen Bevollmächtigten, Graf Stafford, abberufen und der Vorschlag Frankreichs, einen Waffenstillstand eintreten zu lassen, verworfen.

XI.

Das englische Ministerium, damals aus Tories zusammengesetzt, hatte dadurch, daß es früher mit zu entgegenkommender Bereitwilligkeit auf die Friedensvorschläge Ludwig's XIV eingegangen war, Marlborough entlassen und die Interessen Englands von denen der Verbündeten getrennt hatte, der früher so mächtigen und unabhängigen Stellung Englands Frankreich gegenüber Eintrag gethan und diesem offenbar in die Hände gearbeitet. Jetzt suchte es diesen Fehler zu verbessern. Es näherte sich den Verbündeten wieder, sandte Verstärkungen in die Niederlande und gab dadurch kund, daß es lieber Alles auf die Spitze stellen und den Krieg wieder von vorne beginnen wolle, als von jener Forderung ablassen, deren Erfüllung

Digitized by Google

es nun einmal für die unerläßliche Grundlage zu einer dauernden Wiederherstellung des europäischen Friedens hielt.

Ludwig XIV dagegen hatte zu bittere Erfahrungen in diesem Kriege gemacht, um sich entschließen zu können, noch einmal das Schicksal seiner Krone dem Ausfall des Waffenglückes preiszugeben. Ihn verlangte aufrichtig nach Frieden. Als daher die Zeit der militärischen Operationen zurückgekehrt war, willigte er in die Forderungen Englands und verbürgte sich mit seinem königlichen Worte, auch die Zustimmung Philipp's V erlangen zu wollen. „Er hoffe, ließ er durch Torcy dem englischen Ministerium mittheilen, den König von Spanien zu bewegen, seiner Einwilligung beizutreten. Sollte dieser jedoch, wider Erwarten, seinen Wünschen nicht willfahren, so würde er, der König von Frankreich, alle die Maßregeln treffen, welche die Königin von England für zweckmäßig erachten möchte, und, wenn es nöthig sein sollte, selbst durch Waffengewalt den spanischen Monarchen zur Wahl nöthigen."

Nachdem diese Vereinbarung mit der englischen Regierung getroffen worden war, theilte Ludwig XIV sie Philipp V mit. Nur mit Schmerz hatte er sich der Nothwendigkeit gefügt, und nur mit Schmerz konnte er sie seinem Enkel unter der Alternative: Frankreich oder Spanien aussprechen. „Die Forderungen des brittischen Ministeriums", schrieb er ihm gleichsam zur Entschuldigung, „werden immer dringender. Die Nothwendigkeit des Friedens macht sich von Tag zu Tag mehr geltend; alle Mittel, den Krieg fortzusetzen, sind erschöpft. Ich werde mich daher genöthigt sehen, unter Bedingungen zu unterhandeln, die mir wie Ihnen, mein Enkel, gleich sehr widerstehen, wofern Sie nicht diesem verhängnißvollen Aeußersten durch Ihre Wahl begegnen. Ich baue auf Ihre Anhänglichkeit an mich und das Bourbonische Königshaus, und bitte Sie daher auf das dringendste, den Rath anzunehmen, den ich gezwungen bin Ihnen zu ertheilen, und der der Liebe, die ich für Sie hege, durchaus nicht widerspricht. Er lautet: Spanien und Indien zu behalten und sich dem Starrsinn der Engländer zu unterwerfen, indem Sie der Krone Frankreichs entsagen. Die Annahme dieser Bedingungen wird Jene zufrieden stellen, da sie zu glauben scheinen, daß sie sich verwirklichen läßt."

Er glaubte aber selbst nicht an diese Verwirklichung, und wenn auch die Nothwendigkeit ihm ein scheinbares Eingehen auf die Forderung des englischen Ministeriums abgezwungen hatte, so tröstete

Digitized by Google

er sich doch mit der Hoffnung, daß die Zukunft nicht zu halten brauche, was die Gegenwart versprochen.

Aber auch die englische Regierung hatte erkannt, daß sie, um alle Besorgnisse von einer einstigen Vereinigung Spaniens mit Frankreich zu beseitigen, auf bindendere Garantien dringen müsse, als die einfache Erklärung seiner Wahl von Seiten des spanischen Monarchen sie darbot. Torcy hatte die sehr willkommene Aussicht eröffnet, daß Philipp V eben wegen seiner Vorliebe für sein Heimathland dem eventuellen Rückfalle Frankreichs an ihn den Vorzug geben würde. Allein dieser hatte sich, entweder aus Fügsamkeit in den Wunsch seines Großvaters oder weil der Wille seiner Gemahlin und der Fürstin Orsini für ihn maßgebend war, für Spanien entschieden. Durch diese Wahl war aber, das erkannte das brittische Ministerium, die wichtige Frage, die es zur Entscheidung bringen wollte, nur hinausgeschoben, aber durchaus noch nicht erledigt worden. Denn wenn auch Philipp V jetzt Spanien den Vorzug gab, so war doch diese Wahl noch keine wirklich hemmende Schranke gegen seine eventuelle Thronfolge in Frankreich, wofern nicht schon jetzt eine Vereinbarung getroffen würde, die jeder derartigen Möglichkeit in rechtskräftiger Weise vorbeugte.

Aus diesem Grunde wünschte das englische Ministerium Philipp V zur Entsagung auf Spanien zu bewegen und trat deshalb mit einer neuen Alternative hervor: daß nämlich Spanien dem Hause Savoyen überlassen werde und dafür Philipp V in den unmittelbaren Besitz von Sicilien, Piemont, Savoyen und Montferrat eintrete, mit der Aussicht, alle diese Besitzungen (mit Ausnahme von Sicilien, das dann dem Hause Oesterreich zufallen sollte) mit Frankreich zu vereinigen, wenn dessen Krone auf ihn übergehen würde.

Als Ludwig XIV das Testament Karl's II annahm und seinem Enkel beim Abschied sagte: „Es giebt jetzt keine Pyrenäen mehr", trug er sich mit dem stolzen Gedanken an eine einstige Vereinigung der spanischen Macht mit der französischen, träumte er die kühnen Hoffnungen einer Universalmonarchie, — aber die traurige Wendung des kurz darauf beginnenden verhängnißvollen Krieges hatte bald diese Träume zerstört. Frankreich hatte fast um seine Existenz ringen müssen, und das hochmüthige Selbstvertrauen, womit Ludwig XIV diesen Kampf unternommeu, war durch die kläglichste Demüthigung bestraft worden. Oft hatte er es daher schon bedauert, nicht besser für seine eigene Macht gesorgt und durch die Gründung einer zweiten

Digitized by Google

Bourbonischen Herrscherfamilie selbst seine französische Herrschaft aufs Spiel gesetzt zu haben.

Durch die jetzt von England eröffnete Alternative ward dagegen Frankreich noch einmal die Möglichkeit nahe gelegt, das, was ihm im Jahre 1700 der zweite Theilungsvertrag zusicherte, für sich selbst zu erwerben; und Ludwig XIV, dessen Stolz gebeugt war, dessen Herrschsucht sich gemäßigt hatte, gefiel sich in dem Gedanken, für die Erschöpfung und Zerrüttung, in die sein maßloses Eroberungsstreben den französischen Staat gestürzt, ihm wenigstens als eine Entschädigung bei seinem Tode die Aussicht auf einen so beträchtlichen Länderzuwachs zu hinterlassen, und dadurch zugleich den Sprößlingen seines Blutes die Thronfolge in einer ihn beruhigenden Weise zu sichern.

Er schrieb deshalb einen rührenden Brief an seinen Enkel, ihn zu bestimmen, sich durch Annahme jenes Planes seine Rechte auf den französischen Thron zu bewahren. „Ich gestehe Ihnen," schrieb er darin unter Anderem, „daß mich der Gedanke überaus erfreut hat, Sie stets als meinen Nachfolger betrachten und hinsichtlich der Zukunft mich völlig auf Sie, mein Enkel, verlassen zu können. Ich werde große Beruhigung aus dem Bewußtsein schöpfen, daß, wenn der Dauphin am Leben bleiben sollte, ich in Ihnen einen Regenten finden werde, der schon an die Herrschaft gewöhnt und fähig ist, den Staat in Ordnung zu erhalten und jede ruhestörerische Bewegung zu unterdrücken. Sollte dagegen das Kind sterben, was nach seiner schwachen Leibesbeschaffenheit das Wahrscheinlichere ist, so werden Sie kraft der Rechte Ihrer Geburt mir nachfolgen, und ich werde den Trost haben, meinem Volke einen tugendhaften Herrscher zu hinterlassen, der es zu beglücken vermag, und der, indem er mir nachfolgt, der Krone Frankreichs so beträchtliche Staaten wie Savoyen, Piemont und Montferrat zuführen wird. Dieser Gedanke ist mir so angenehm, daß ich mir keine größere Freude zu denken vermag, als die Sie mir bereiten würden, wenn Sie auf diesen neuen Vorschlag eingingen."

Aber wie groß auch Philipp's Anhänglichkeit an Frankreich war, und wie viel lieber er den französischen Thron besessen hätte, er antwortete doch mit einer Weigerung. Sein nervenschwacher und reizbarer Geist war während des ganzes Verlaufes dieser Unterhandlungen auf die peinlichste Weise aufgeregt worden. Seine Neigung zog ihn nach Frankreich. Er war nie glücklich in Spanien gewesen. Noch jetzt, nach zwölfjährigem Kampfe, war seine Herrschaft

Digitized by Google

dort nicht völlig gesichert. Aber was noch schlimmer, er glaubte selbst nicht mit ganz ruhigem Gewissen auf seinem Thron sitzen zu können. Er vermochte sich nicht von der Nichtigkeit der Verzichtleistung, die seine Großmutter Maria Theresia bei ihrer Vermählung ausgesprochen, zu überzeugen, und machte sich Scrupel über die Berechtigung Karl's II, durch ein Testament über eine Monarchie zu verfügen, von der ihm nur der Nießbrauch zugestanden. Sein Beichtvater hatte Mühe, diese Bedenklichkeiten, die seine finstere Melancholie nur noch immer mehr nährten, zu zerstreuen, vermochte sie aber nur zu unterdrücken, nie ganz aus dem schwachen Verstande des Königs auszurotten. Im Herzen hielt er sich noch immer für einen Usurpator und verzehrte sich fast vor Verlangen, nach Frankreich zurückzukehren und dadurch diesen Zwiespalt seines Innern zu beendigen.

Als er daher jetzt jenen neuen Vorschlag des englischen Ministeriums vernahm, als er erkannte, wie große Vortheile derselbe seinem Vaterlande versprach, und aus der warmen Befürwortung seines Großvaters ersah, wie innig dieser seine Annahme wünschte, war er nur zu sehr geneigt.

Allein er war schwach und besaß keinen eigenen Willen, er gehörte, wie wir früher schon sahen, zu jenen Naturen, die dazu geboren sind, geleitet und beherrscht zu werden. Seine Gemahlin, die eine so unumschränkte Gewalt über sein Gemüth besaß, war nicht gewillt, vom Throne Spaniens und Indiens herabzusteigen, um in ihrer savoyischen Heimath auf den einstigen Heimfall der französischen Krone zu warten; sie hegte keine Vorliebe für Frankreich, und die Zukunft ihrer Kinder höher anschlagend als die eigennützigen Wünsche Ludwig's XIV, feuerte sie die schlummernde Ehrsucht Philipp's an, stachelte seinen Eigensinn auf und beschwor ihn, sich nicht in einen schimpflichen Ruhestand versetzen zu lassen. Und wie im Jahre 1709 gelang es auch jetzt ihren und der Fürstin Orsini Einflüsterungen, in dem Conflicte widerstreitender Neigungen den Ehrgeiz in dem wankelmüthigen Geiste des schwächlichen Königs siegen zu lassen, ihn mit unerwarteter Festigkeit gegen seine eigenen Wünsche einzunehmen und zu dem Entschlusse zu bewegen, nie in seinem Leben der Krone Spaniens zu entsagen. Aber sein frömmelnder Geist bedurfte, um die ängstlichen Zweifel seines Gewissens völlig zu beruhigen, auch noch der Heiligung der Religion für diesen Entschluß. Er empfing das heilige Abendmahl und als er auch dann noch, nachdem er seine Seele geläutert zu haben glaubte, in ihr den Ruf der ihm eingeflößten Gedanken vernahm, ließ er den Marquis de

Digitized by Google

Bonnac in seinen Thronsaal rufen und erklärte dann feierlich: „Ich habe meine Wahl getroffen. Nichts soll mich jemals versuchen können, dieser Krone, die ich als ein Geschenk des Herrn betrachte, zu entsagen."

XII.

Da Ludwig XIV so oft den heiligsten Versicherungen untreu geworden war, so glaubten jetzt die Alliirten, daß ein so wichtiger Act wie der, welcher die ewige Trennung Frankreichs und Spaniens festsetzen sollte, durch die höchsten gesetzgebenden Autoritäten beider Länder, die französischen Etats généraux und die spanischen Cortes, sanctionirt werden müßte. Sie drangen daher auf die Vornahme einer so feierlichen Bestätigung. Allein weil Ludwig XIV gegen Alles, was der Nation ihre Rechte und ihre Freiheiten ins Gedächtniß zurückrufen konnte, einen unbezwingbaren Widerwillen empfand, so verweigerte er die Erfüllung dieser Bedingung unter dem Vorwande, das Zusammentreten der Generalstaaten gefährde die königliche Autorität und könne, wie bei früheren Gelegenheiten, leicht Veranlassung zu Ruhestörungen geben. Dagegen erbot er sich, die verlangte wechselseitige Entsagung Philipp's V auf Frankreich und der französischen Prinzen (des Herzogs von Berry und des Herzogs von Orleans) auf Spanien vom Parlamente sanctioniren zu lassen, da diese Form den bestehenden Gebräuchen und der Verfassung der französischen Monarchie mehr entspräche.

Die Alliirten begnügten sich hiermit.

Am 5. November 1712 unterzeichnete und beschwor darauf Philipp V im Beisein des brittischen Gesandten, Lord Lexington, die Entsagungsurkunde, worin er für sich und seine Nachkommen auf die französische Krone Verzicht leistete, und noch an demselben Tage sprach er diese Renunciation vor den versammelten Cortes aus, die sie ratificirten und als Grundgesetz veröffentlichten. Am 13. März 1713 entsagten hinwiederum in Gegenwart des Parlamentes die französischen Prinzen dem spanischen Staate und Ludwig XIV erließ einen offenen Brief, in dem er die Entsagung Philipp's V ihrer ganzen Ausdehnung nach bestätigte und das frühere im Jahre 1700 erlassene Specialgesetz widerrief.

Die Trennung Spaniens von Frankreich ward dadurch fortan ein unerschütterliches Grundgesetz des europäischen Staatensystems.

Digitized by Google

XIII.

Ludwig XIV war sehr bekümmert über die Wendung, die diese Angelegenheit genommen hatte. Er hätte jetzt lieber Spanien aufgegeben, als die Hoffnung verkürzt gesehen, seinem eigenen Stamm seine Krone zu vererben. Und doch, wie unsicher war jetzt durch die Entsagung seines Enkels Philipp diese Hoffnung geworden; nur noch auf vier Augen ruhte sie.

Wie bitter rächte sich jetzt das hochmüthige Selbstvertrauen, mit dem er einst an die Unwandelbarkeit seines Glückes geglaubt! wie traurig mußte ihn nicht, wenn er seine Blicke in die Vergangenheit richtete, der Gedanke stimmen, durch seine lieblose Härte den Verfall seines Stammes selbst mit verschuldet zu haben.

Nie hatte er zu Gunsten eines anderen Menschen seiner Selbstsucht entsagen, nie einen Widerspruch gegen seine Launen oder auch nur die geringste Beeinträchtigung der ihm liebgewordenen Gewohnheiten dulden wollen. Und nicht einmal Die, welche ihm am nächsten standen, mit deren Leben sich seine Neigungen und Gefühle verwebt hatten, blieben vor den Aeußerungen seiner rücksichtslosen Willkür bewahrt, denn sein Herz war verhärtet worden durch die Gewohnheit, sich als den steten Mittelpunkt alles Seins, als das Ziel aller Blicke und Aufmerksamkeit zu betrachten. Er hatte fast verlernt, eine Gegenseitigkeit zwischen sich und der übrigen Menschheit anzuerkennen. Wenn er Frau von Maintenon besuchte und sie unpäßlich, von Kopfweh gepeinigt oder gar im Fieber liegend fand, so hinderte ihn das nicht, alle Fenster öffnen zu lassen, weil er die frische Luft liebte, oder die gewohnte Gesellschaft zu ihr zu entbieten und die Hunderte von Kerzen anzünden zu lassen, „die (ihr eigner Ausdruck) wie ebenso viele Dolchstiche in ihren zuckenden Nerven bohrten.“ Selbst in der Zeit seiner zärtlichsten Gefühle für seine Maitressen nahm er auch nicht die geringste Rücksicht auf ihr Wohlbefinden, so weit nicht das eigene davon bedingt war. Auch dann, wenn sie schwanger waren, gestattete er ihnen nicht, daß sie sich von den Reisen, die er unternahm, ausschlossen, oder auch nur in irgend einer Weise von den strengen Regeln der Etikette entbanden. Stets mußten sie im Staatskleide, geschmückt und geschnürt, zu jeder Zeit, wenn es ihm beliebte, auf seinen Wink bereit sein, nach Flandern und noch weiter reisen, allen Festlichkeiten, die während dieser Reisen veranstaltet wurden, beiwohnen, tanzen, wachen, bei der Tafel er-

Digitized by Google

scheinen und sich stets heiter und angeregt zeigen, selbst nicht durch die leiseste Aeußerung verrathen, daß sie unter solchen Strapazen litten.

Wenn der Hof in den verschiedenen Jahreszeiten von einem der königlichen Schlösser nach dem andern übersiedelte, nach Marly oder Fontainebleau fuhr, durfte niemals irgend eines der königlichen Familienglieder fehlen, auch Krankheit gewährte kaum einen genügenden Entschuldigungsgrund, und selbst wenn die Frauen seiner Enkel schwanger waren, und die Beschwerden einer solchen Fahrt ihren zarten Gesundheitszustand zu gefährden drohten, litt der König durchaus nicht, daß sie auf ihnen fehlten.

Mehr als einmal war dadurch die Hoffnung eines Zuwachses seines Familienkreises vereitelt worden; trotzdem drang er nach wie vor auf ausnahmslose Befolgung dieser von der Etikette seines Hofes vorgeschriebenen Gebräuche.

Als nun wiederum einmal die Vorstellungen der Aerzte, selbst die Besorgnisse, die Frau von Maintenon geäußert, unbeachtet geblieben und die Herzogin von Bourgogne trotz ihrer vorgerückten Schwangerschaft nach Ablauf eines kurzen Aufschubes, zu dem sich der König in Rücksicht auf ihr leidendes Befinden verstanden hatte, genöthigt worden war, an der Fahrt nach Marly Theil zu nehmen, hatte dieselbe abermals nachtheiligen Einfluß ausgeübt und eine Fehlgeburt war die Folge. Ludwig XIV vernahm diesen Unfall mit Gleichgültigkeit, und ohne auch nur im mindesten seinen Eigensinn, der ihn verschuldet, zu bedauern, theilte er die Nachricht seinem Hofe mit, der ihn auf seinem Spaziergang in den Gärten von Marly begleitet hatte und zuschaute, wie der König, am Bassin stehend, den Karpfen Brocken zuwarf.

Den Höflingen entfuhr ein Ausruf der Bestürzung, und einer derselben äußerte die Besorgniß, daß die Herzogin, weil ihr mehrmals derselbe Unfall begegnet wäre, vielleicht nie wieder Kinder bekommen möchte. „Und wenn das nun wäre," unterbrach ihn Ludwig XIV ärgerlich, indem er für einen Augenblick seine Lieblingsbeschäftigung einstellte, „was thäte es mir? Hat sie nicht schon einen Sohn? Und wenn der stürbe, ist der Herzog von Berry nicht schon alt genug, sich zu vermählen und Kinder zu zeugen? Was liegt mir daran, ob die Thronfolge auf seine oder ihre Kinder übergeht? Sind sie nicht alle meine Enkel? — Dieu merci!" fügte er dann mit wachsender Heftigkeit hinzu, „sie hat eine Fehlgeburt gethan, weil es einmal so sein sollte. Ich werde nun doch nicht mehr von

Digitized by Google

den lästigen Vorstellungen der Aerzte und den mir ebenso widerlichen Bedenklichkeiten alter Weiber in meinen Reisen und was mir sonst zu thun beliebt, gestört werden. Ich werde jetzt wieder ganz nach meinem Gefallen leben können, und man wird mich in Ruhe lassen."

Der Frevel dieser harten Worte hatte sich jetzt gerächt. Nun war wirklich dem Könige kein anderer Trost geblieben, als die Hoffnung, welche er auf das Leben des Herzogs von Berry zu gründen vermochte. Aber war diese Hoffnung so sicher, wie er einst gewähnt?

Wenn er auch diesem Prinzen von Herzen zugethan war, und wenn auch dessen Jugend und blühende Gesundheit ihn hinsichtlich der Fortdauer seines Geschlechtes hätte beruhigen können, so konnte er sich doch nicht verhehlen, daß derselbe ebenso wenig als sein Erbe und Nachfolger, wie als Regent und vormundschaftlicher Stellvertreter seines minderjährigen Urenkels fähig wäre, in würdiger Weise die Geschicke des französischen Staates zu leiten. Ueberdies drängte sich Ludwig XIV die peinliche Besorgniß auf, daß Jener, theils wegen der so sehr begrenzten Tragweite seiner Verstandeskräfte, theils wegen seiner verwandtschaftlichen Beziehungen zum Herzoge von Orleans, den eventuellen Ehrgeizplänen und bösen Absichten dieses Prinzen nur einen schwachen Damm entgegenzusetzen vermöchte.

Auch hierin strafte sich wiederum eine Sünde, die man in Folge einer falschen Staatsmaxime begangen hatte. Sowie Ludwig's XIV Erziehung selbst außerordentlich vernachlässigt worden war, weil man ihn hindern wollte, dem Ehrgeize des Cardinals Mazarin und der Herrschaft seiner Mutter im Wege zu stehen; sowie man die nur sehr mittelmäßige Begabung seines Sohnes, des Dauphin, absichtlich durch keine höhere und veredelnde Ausbildung über das Niveau ihrer Ursprünglichkeit erhoben und Alles gethan hatte, ihm einen gewissen Selbstständigkeitsdrang zu entreißen, ihn zu einem furchtsamen Diener des Willens seines Vaters zu machen, so hatte man auch von seinen drei Söhnen nur dem ältesten, dem Herzog von Bourgogne, eine des künftigen Beherrschers eines großen Reiches würdige Erziehung ertheilt. Die beiden anderen hatte man, damit sie ihrem Bruder nicht einst gefährlich werden, sondern stets in folgsamer Unterwürfigkeit verharren möchten, in Unwissenheit aufwachsen lassen. Die ihnen, wenigstens dem Herzoge von Berry, ursprünglich eigenen guten Geistesanlagen waren durch nichtigen Zeitvertreib, durch frivole

Digitized by Google

Tändeleien erstickt, ihr Wille schon frühzeitig gebrochen und ihr Charakter jeder höheren Regung beraubt worden.

Der Herzog von Bourgogne war jetzt gestorben; der Herzog von Anjou besaß den Thron Spaniens und seine Herrschaft wäre wahrlich eine andere, bessere gewesen, wenn er Frankreich mit der Ausstattung eines erleuchteten Geistes, eines edlen, thatkräftigen, sich selbst bestimmenden Willens verlassen hätte; er wäre nicht das klägliche Opfer einer elenden Günstlings- und Frauenherrschaft geworden. Und hätte der Herzog de Berry selbst nur noch die Anlagen, die ihm die Natur ursprünglich verliehen, besessen, so hätte man mit glücklichen Hoffnungen der Zukunft seines Wirkens entgegenblicken können.

Nun aber waren nur die Eigenschaften seines Gemüthes vortrefflich. Er besaß ein braves, ehrliches Herz, einen geraden Sinn, ein strenges Ehrgefühl, eine liebenswürdige Gutmüthigkeit, viel religiöses Gefühl und eine musterhafte Sittlichkeit, aber weil er nur mit wenig Geist und einem noch geringeren Maß von Einsicht und Kenntnissen begabt war, so erhob er sich trotz aller seiner schätzenswerthen Eigenschaften doch nicht über die bescheidene Fläche einer sehr beschränkten Mittelmäßigkeit.

Er fühlte selbst, wie vieles ihm mangelte. Er empfand oft den heftigsten Schmerz über das Unrecht, das ihm die verwahrloste Erziehung seiner Jugendjahre zugefügt, er ward dadurch furchtsam und mißtrauisch gegen sich und, wenn er sich beobachtet glaubte, so verlegen, daß die Fähigkeiten seiner Seele dann fast in ihrer Thätigkeit gelähmt wurden.

XIV.

Er hatte vor zwei Jahren die älteste Tochter des Herzogs von Orleans geheirathet und anfänglich mit ihr in den glücklichsten Verhältnissen gelebt. Allein die außerordentliche Liebe, die er für sie empfand und äußerte, seine Sanftmuth, seine zärtliche Hingebung und die gutmüthige Schwäche, mit der er allen ihren Neigungen huldigte, hatten dieser eigenwilligen Frau bald zu viele Rechte eingeräumt. Sie zeigte sich ihm nach kurzer Zeit des Glückes als eine hochmüthige, leidenschaftliche und unversöhnliche Frau, ließ ihn fühlen, daß sie ihn wegen seiner Beschränktheit verachte, behandelte ihn mit herrischer Anmaßung, quälte ihn mit den unerträglichsten Launen

Digitized by Google

und bestrafte ihn für den geringsten Widerspruch mit stürmischen Zornausbrüchen oder einer gefühllosen Kälte.

Er fühlte sich ihr daher bald entfremdet und noch mehr, als ihm die ungünstigsten Gerüchte über ihre Sittlichkeit zu Ohren kamen. Gleich nach ihrer Verheirathung erlaubte sie sich Abweichungen von der Moral der Ehe; und die schamlosen Verbindungen, die sie wiederholt anknüpfte, waren um so entehrender für ihre Frauenwürde, als sie wegen der Ehrerbietung, die man ihrem Range schuldete, stets zu dem ersten Schritte des Entgegenkommens gezwungen war.

Und jede Schranke der Zucht und des Anstandes durchbrechend, trieb sie diese Ausschreitungen bis zu einem fast unglaublichen Grade von Frechheit; sogar öffentlich ließ sie während ihres Umganges mit dem Stallmeister ihres Gatten, La Haye, die Gluth ihrer wilden Leidenschaft ausbrechen und ging selbst so weit, ihm eine Entführung nach Holland vorzuschlagen. La Haye entsetzte sich vor diesem Vorschlage und sah sich gezwungen, um nicht in Betreff eines so rasenden Einfalles von ihrer Verschwiegenheit abzuhängen, dem Herzoge von Orleans davon Nachricht zu geben. Der Herzog war besorgt, dieser wahnsinnige Plan möchte dem Könige zu Ohren kommen, und that daher alles Mögliche, seine Tochter von der furchtbaren Gefahr, der Schande und der Unausführbarkeit desselben zu überzeugen. Allein vernünftige Vorstellungen vermochten nicht, den zügellosen Geist des liebetollen Weibes zu zähmen; man mußte sie fast wie eine Fieberkranke behandeln und so lange durch Drohungen erschrecken, bis endlich der Anfall vorüberging und sie der Unmöglichkeit, ihre Lust zu büßen, oder der Furcht, daß ihre Tollheit den Geliebten verderben könnte, nachgab.

Sie war noch sehr jung, kaum achtzehn Jahre alt. Die Natur hatte sie gütig mit mancherlei Vorzügen bedacht. Sie besaß einen lebendigen, frischsprudelnden und scharfbeobachtenden Geist, die mannigfachsten Talente und eine bezaubernde Anmuth der äußeren Erscheinung. Aber sie war im höchsten Grade schwach und haltlos, ohne Grundsätze, ohne Gefühl für Anstand und innere Ehre, leichtsinnig, keck und rücksichtslos, leidenschaftlich, eigenwillig und fast phrynenartig lüstern und vergnügungssüchtig. Dabei war sie von einem maßlosen Hochmuth beseelt. Der geringste Abbruch der ihrem Range schuldigen Ehrenbezeugungen konnte sie in den brausendsten Zorn versetzen. Sie betrachtete es daher auch als einen Schandfleck ihrer Geburt, daß ihre Mutter eine Bastardtochter Ludwig's XIV

Digitized by Google

war; sie haßte sie fast deswegen und gab ihr ihre Abneigung offen zu erkennen. Als Jene, die ihrem Range nach nur petite-fille de France war, eines Morgens, kurz nach der Verheirathung der Herzogin von Berry, sie besuchte und ein neuangestellter Thürhüter, der mit den Rangunterschieden des Hofes noch nicht ganz vertraut und der Meinung war, einer Mutter kämen die höchsten Ehrenbezeugungen zu, beide Thürflügel vor ihr öffnete, als wäre sie eine fille de France, verletzte dieser Etikettefehler die kindische Eitelkeit der Herzogin von Berry so sehr, daß ihr der Zorn das Blut ins Gesicht trieb, daß sie, krampfhaft zitternd, den Thürhüter augenblicklich aus dem Dienst jagen wollte.

Da jedoch auch ihre Mutter eine sehr stolze und eigenwillige Frau und sonderbarer Weise im Gegensatz zu ihrer Tochter eitel auf ihre Geburt war, so mußte bei einem solchen Widerspruche der Ansichten und einer solchen Gleichheit des Stolzes das mütterliche und kindliche Verhältniß zwischen ihnen bald argen Abbruch erleiden. Es herrschte daher auch ein fast beständiger Zwiespalt zwischen ihnen, der oft zu öffentlichen Ausbrüchen kam und sogar manchmal den König veranlaßte, sich mit seinem Ansehen ins Mittel zu legen.

Ueberhaupt war die Herzogin von Berry gegen Jedermann (nur nicht gegen den König, vor dem sie zitterte, wenn sie ihm nahte) anmaßend, rücksichtslos, jähzornig und zänkisch. Sie ward deshalb auch am Hofe wohl gefürchtet, aber von Niemandem geliebt und geachtet. Dennoch war sie im Grunde nicht schlecht, sie war nur verwahrlost. Die aus dem gezwungenen Verhältnisse, das zwischen ihren Eltern bestand, nothwendig hervorgehende Vernachlässigung ihrer Erziehung — wenigstens in sittlicher Hinsicht — hatte das ursprünglich Gute in ihr von allerlei niedrigen Eigenschaften überwuchern lassen. Seit ihrem siebenten Jahre hatte man ihr überdies in jeder Beziehung freien Willen gelassen und allen ihren Launen eine rücksichtslose Befriedigung gewährt; es war daher nicht zu verwundern, wenn sie, wie ihre Großmutter sich ausdrückt, „wie ein wildes Pferd“ geworden war.

XV.

Sie war das älteste Kind des Herzogs, und ihr Vater hing mit einer übertriebenen, fast leidenschaftlichen Zärtlichkeit an ihr. Sie war im Alter von sieben Jahren in eine tödtliche Krankheit

Digitized by Google

verfallen; die Aerzte hatten sie schon aufgegeben und der Herzog sah trostlos dem nahen Verscheiden seines Lieblings entgegen.

Wie er sich aber gerne in allen Dingen versuchte, so hatte er auch schon seit einiger Zeit, durch seine chemischen Experimente veranlaßt, sich mit medicinischen Studien beschäftigt, und da der Zustand seiner Tochter so verzweifelt war, daß selbst ein schädliches Mittel ihn nicht hätte verschlimmern können, so wagte er es, ihr einen Trank zu geben, den er nach der Ansicht, die er sich von der Natur ihrer Krankheit gebildet, zu mischen unternommen. Das Glück begünstigte ihn, der Trank bewirkte die Genesung seiner Tochter. Seit der Zeit betrachtete er sie gewissermaßen als ein Kind, dem er zum zweiten Male das Leben gegeben, und die Angst, sie zu verlieren, die Freude, sie zurückzuerhalten, die er in jenem kritischen Augenblick empfunden, hatte seinem väterlichen Gefühle eine solche Wärme, solchen Drang blinder Anhänglichkeit mitgetheilt, daß seine Liebe zu einer wirklichen Schwäche, einer unbedachten Vorliebe ausartete, und daß bald die Schranken, die sein väterliches Ansehen hätten aufrecht erhalten sollen, niedergerissen waren. Er lebte mit ihr mehr wie ein älterer Bruder als wie ein Vater, und dies zu freie Verhältniß gab selbst noch vor ihrer Verheirathung Anlaß zu anstößigen Gerüchten.

Als aber auch noch nach derselben diese in der That zu große Vertraulichkeit fortdauerte, wußte eine hämische Verleumdung bald die früher nur leise zugemurmelten Gerüchte zu den entehrendsten öffentlichen Nachreden umzuwandeln und auch dem Herzoge von Berry selbst Kunde davon zu geben. Dieser glaubte zwar nicht daran, aber dennoch fielen ihm die allzu häufigen Besuche seines Schwiegervaters zur Last, und dessen unablässige Einmischung in jede häusliche Angelegenheit versetzte ihn in üble Laune, die er nicht immer zurückhielt.

Er fühlte sich beengt in der Gesellschaft des Herzogs von Orleans; dessen zu freies, zu zwangloses Wesen verletzte seine Grundsätze und dessen gewandter, glänzender Geist und weltmännische Unbefangenheit flößten ihm nur zu sehr das demüthigende Gefühl seiner verkümmerten Anlagen ein. Außerdem erschreckten ihn die unfrommen Reden, mit denen der Vater wie die Tochter ihn geflissentlich bestürmten, ihre wetteifernde Verachtung gegen Religion, Sitte und öffentliche Meinung, sowie der kränkende Spott, womit sie unvorsichtiger Weise die Frömmigkeit und Unschuld seines Gemüthes angriffen, die doch seine einzige Schutzwehr gegen den Argwohn war.

Digitized by Google

Er hatte sich daher schon mehrmals bei seiner Gattin über die allzu häufigen Besuche ihres Vaters beklagt und ihr selbst zu verstehen gegeben, daß er ihr Alleinsein mit demselben nicht gern sähe, allein sie war über ein solches Verbot in Zorn und Wuth gerathen, und anstatt sich demselben zu fügen, hatten Beide den Herzog von Berry absichtlich nur noch mehr empfinden lassen, daß er ihnen mit seiner insipiden Gegenwart lästig falle und sie langweile.

Ihr Verkehr war in der That ohne wirkliche Schuld, aber nicht frei von thörichtem Leichtsinn und zu rücksichtslos gegen den Anstand und das Urtheil der Welt, um nicht den Gerüchten wenigstens einigen Grund der Wahrscheinlichkeit darzubieten. Als sie von denselben Kunde erhielten, entsetzte sich zwar der Herzog von Orleans, seiner Tochter Stolz empörte sich, aber Beide legten sich trotzdem nicht mehr Zwang auf.

Inzwischen waren immer heftigere Auftritte zwischen dem Herzoge von Berry und seiner Gattin vorgefallen und eine stets tiefer wurzelnde Abneigung war die Folge. Sie kannten jetzt in ihrer erbitterten Stimmung schon keine Rücksicht und Schonung mehr für einander. Sie folgte ungescheut und hartnäckig den unausstehlichsten Launen und er gab blindlings den Aufwallungen seines Zornes nach. Ja, er ließ sich sogar eines Tages so sehr von seiner Erbitterung über den verletzenden Hohn, mit dem Jene ihn gereizt, hinreißen, daß er ihr, obwohl sie schwanger war, wüthend einen Fußtritt versetzte und sie mit baldiger Einsperrung in ein Kloster für ihre ganze Lebenszeit bedrohte.

Und es war keine leere Drohung. Mochte nun seine Ueberzeugung von der Unwahrheit jener grauenhaften gegen sie und ihren Vater gerichteten Beschuldigungen, nachdem so oft die Rüttelungen der Hofpartei sie zu erschüttern sich bemüht, wirklich wankend geworden sein, oder mochten ihre übrigen zu seiner Kenntniß gelangten Pflichtverletzungen seinen Unwillen erregt haben, genug er hatte sich entschlossen, bei seinem Großvater auf Scheidung von ihr und ihre Einsperrung in ein Kloster zu dringen. Zwar fand denn doch bald wieder eine Versöhnung statt, allein nach einem solchen Auftritte war der Bruch unheilbar geworden. Kurz darauf löste indessen der Tod diesen Zwiespalt.

Der Herzog, der sich bisher der kräftigsten Gesundheit erfreut hatte, starb plötzlich nach einer Krankheit von nur wenigen Tagen im 27. Jahre seines Lebens. Sogleich tauchte auch wieder das unheilvolle Gerücht stattgefundener Vergiftung auf. Jetzt war allerdings der

Digitized by Google

Anschein weit verdächtiger, das Gerücht konnte seine Anklage mit den Gründen der höchsten Wahrscheinlichkeit verstärken.

Da die Herzogin von Berry sich in Folge der Mißhandlungen ihres Gatten noch leidend fühlte und überdies der Zeitpunkt ihrer Entbindung sehr nahe war, so hatte ihr der König erlaubt, in Versailles zu bleiben, während der Hof nach Marly gereist war. Von hier aus besuchte ihr Gatte sie oft, und als er nun auch eines Tages nach Versailles gefahren, um in dem dortigen Parke Fasanen zu schießen, speiste er hernach mit ihr. Man erzählte sich, daß die Herzogin ihm während des Mahles ein Glas selbstbereiteten Kirschwassers angeboten und daß er es getrunken hätte, daß er aber, kaum in Marly wieder angelangt, in Folge dieses Getränkes von den heftigsten Krämpfen befallen worden und Ströme Blutes erbrochen hätte. Wie dem auch sein mochte, er war wenigstens ganz plötzlich erkrankt und wenige Tage darauf gestorben. Die Hofärzte, die den Leichnam geöffnet, gaben an, daß die Magenhäute voller Schwären und ganz durchlöchert gewesen, und ließen es als zweifellos erscheinen, daß der Herzog das Opfer einer Vergiftung geworden. Das Gerücht schmiegte sich ihrer Aussage an und beschuldigte die Herzogin des Gattenmordes.

Bei einer Frau von so heftigem Temperament war es allerdings nicht undenkbar, daß sie einen gewaltsamen Angriff auf das Leben ihres Gatten gewagt haben sollte, wenn sie sich dadurch von der Schande, sogleich nach ihrer Entbindung in ein Kloster verbannt zu werden, zu retten vermochte. Allein man klagte nicht bloß sie an, man beschuldigte auch ihren Vater, und indem man wiederum den Anschein eines noch dazu unerwiesenen und ihm in der That mit Unrecht zugeschriebenen Lasters als vollgültigen Beweis seiner Schuld annahm, behauptete man, daß die intime Vertraulichkeit, die zwischen der Herzogin und ihrem Vater bestände, nicht den geringsten Zweifel an seiner Mitwissenschaft zulasse.

Was seine Tochter gethan, bleibt zweifelhaft; aber gewiß ist, daß Philipp von Orleans unschuldig war, ebenso unschuldig hinsichtlich dieses Verbrechens wie in Betreff des ihm von der Verleumdung angelogenen entsetzlichen Inceste.

Ueberdies glaubten Alle, die sich bei diesem neuen unheilvollen Schlage, der das königliche Haus getroffen, nur einigermaßen ein besonnenes, unbefangenes Urtheil zu bewahren vermochten, nicht an Vergiftung, hatte doch der Herzog von Berry noch kurz vor seinem

Digitized by Google

Verscheiden selbst zu seinem Beichtvater, dem Père de la Rue, gesagt: „Ach mein Vater, ich bin selbst an meinem Tode Schuld.“

Er war auf jener Jagd im Versailler Park mit seinem Pferde gestürzt und hatte sich, indem er mit der Brust auf den spitzen Sattelknopf geschlagen war, eine Ader gesprengt. Er hatte dies verhehlt, sogar die Diener mit Entlassung bedroht, wenn sie aussagen würden, daß er Blut gespieen; und da er etwas unmäßig im Essen und Trinken war, so hatte er sich auch selbst nach dieser Verletzung zu keiner vorsichtigeren Enthaltsamkeit entschließen können. Dadurch war eine gefährliche Entzündung entstanden, die den Tod nach sich gezogen hatte.

XVI.

Was dachte aber Ludwig XIV? Frau von Maintenon und der Herzog du Maine waren allerdings bemüht, ihm auch dies Ereigniß als Folge des Frevels desselben, nun schon so oft ihm verderblich gewordenen Verbrechers darzustellen, ihm alle die unheimlichen über den Herzog von Orleans umlaufenden Gerüchte zu berichten und ihm die immer größere Wahrscheinlichkeit zu zeigen, daß der ruchlose Frevler nicht eher ruhen würde, als bis er sich auf dem Grabe des ganzen königlichen Hauses seinen blutigen Thron errichtet, bis er auch den Dauphin und dann ihn, den König selbst, seinem furchtbaren Ehrgeize zum Opfer gebracht haben würde; — nur durch schleunige Bestrafung des Elenden könnte er dies Unheil abwehren, nur dadurch die befleckte Ehre des französischen Königshauses wieder herstellen!

Glaubte Ludwig XIV diesen Rathgebern? Vielleicht. Aber in welch unseliges Wirrniß der widerstreitendsten Gefühle mußte denn nicht dieser Glaube den greisen König stürzen!

Wie schwer lag doch der Fluch des Verhängnisses auf ihm! Wie öde war sein Haus, wie blutbefleckt die Ehre seiner Familie geworden! Hatte ein natürliches Ereigniß ihm alle diese Wunden geschlagen, er hätte sich beugen müssen und sich beugen können; aber das Bewußtsein, daß er, der größte Monarch Europa's, zu ohnmächtig wäre, ein so entsetzlich unnatürliches Verhängniß zu bekämpfen, daß er nicht einmal seinen eigenen Stamm, die Sprößlinge seines Blutes nicht vor der unheilvollen Nähe des feigsten und schändlichsten Frevels schützen könne, der Gedanke, daß er vielleicht selbst schon im

Digitized by Google

nächsten Augenblicke derselben blutigen Unthat verfallen und daß dann sein Reich und seine Krone dem grauenvollen Mörder als glänzender Lohn zu Theil werden würden, dieser Gedanke mußte ihn empören, mit einem unsäglichen Weh erfüllen, mußte ihn fast zweifeln lassen an der Gerechtigkeit der Vorsehung.

Und doch selbst wenn er dies Alles glaubte, selbst wenn so fürchterliche Gefühle seine Brust zerrissen, er vermochte dennoch nicht dem Stolze zu entsagen, mit dem er sonst auf Europa hingeblickt hatte, er konnte der Welt die Schande seines Stammes nicht preisgeben, und er beschloß auch diesmal mit der Würde, die ihm so eigen, seinen häuslichen Kummer zu verhüllen, seinen Schmerz in die Tiefe seiner Brust zu senken und den Schleier des Anstandes auch über diesen neuen Flecken der Ehre seines Hauses zu werfen.

Vielleicht glaubte er aber auch nicht, vielleicht war er überzeugt, daß auch diesmal das Gerücht die Unwahrheit gesprochen. Denn wie war es sonst möglich, daß er, der beim Verscheiden seines Enkels zugegen gewesen war, der mit eigenen Augen die furchtbaren Symptome eines Gifttodes geschaut hatte, die Herzogin in Versailles hätte besuchen können, um sie, die sich wahrscheinlich mehr der jetzt erlangten Freiheit freute, als daß sie des Trostes bedurfte, zu trösten; wie hätte er sie mit allen möglichen Gunstbeweisen überhäufen und ihr, wenn sie die Mörderin ihres Gatten gewesen wäre, den gesammten Nachlaß desselben überlassen und selbst ihre Einkünfte fast noch um eine Viertelmillion erhöhen können? Oder that er auch das nur, um den Schein zu retten, wollte er sie als die Mutter eines bald zu erwartenden Sprößlings schonen, wollte er die Ehre des noch ungebornen Kindes nicht opfern? Man weiß nicht, was er dachte; sein Benehmen läßt sich verschieden deuten, aber das wenigstens ist gewiß, daß das Lebensende dieses Fürsten von jetzt an durch eine unauslöschliche Trauer getrübt war.

Sein ganzes Dasein war vernichtet; Schmerz über die entsetzliche Vergangenheit, Kummer über die trostlos öde Gegenwart, finstre Sorge hinsichtlich der dunklen Zukunft — das waren die Gefühle, die ihn jetzt erfüllten. Alles war ihm vergällt, alles verleidet, selbst nur mit Zittern konnte er seine tägliche Nahrung zu sich nehmen; bei jedem Bissen, den er genoß, bei jedem Trank, mit dem er seinen Durst stillte, mußte er fast unaufhörlich an Gift und den fürchterlichsten Tod denken.

Ein eisiger Gram verhärtete jetzt seine Züge, seine Augen überschattete eine unversiegbare Melancholie. Die Freude am Leben ent-

Digitized by Google

wich aus seiner Brust und das Dasein ward ihm fast zur Last. Manchmal wenn ihm der Schmerz die Kraft raubte, mit der er sich sonst beherrschte und äußerlich gleichmüthig zeigte, überließ er sich der ganzen trostlosen Bitterkeit seines Schicksals; er bedeckte dann das Gesicht mit beiden Händen und brach in einen Strom von Thränen aus.

Am Hofe war jetzt Alles finster und todt; das Leben war daraus entflohen. Kein Scherz und keine Freude; keine heiteren Feste, keine rauschenden Vergnügungen — in einförmiger Langweile glitten die Tage dahin. „Alles erstirbt jetzt," schrieb Frau von Maintenon an die Fürstin Orsini, „alles erscheint leer. Ich selbst bin alt, traurig, der Welt müde und überdrüssig. Ich bin nicht mehr als ein lebendiges Skelett. Ich sehe fast nicht, höre noch schlechter; man versteht mich selbst nicht mehr, denn mit den Zähnen ist auch der deutliche Ausdruck entflohen. Das Gedächtniß fängt an zu schwinden und mit dem furchtbaren Unglück, das wir erduldet, verbinden sich die Schwächen des Alters, so daß ich gern immer weinen möchte."

So schildert die Frau sich selbst, welche die hauptsächlichste Trösterin des gramerfüllten Königs sein sollte, die er jeden Tag aufsuchte, um bei ihr Zerstreuung, Erholung und Erheiterung zu finden!

Immer schärfer trat jetzt ihr beiderseitiger Egoismus hervor, immer mehr zeigte sich, daß auf der einen Seite nur noch die Bande der Gewohnheit, auf der andern nur noch die nie ruhenden Triebe eines selbstsüchtigen und ehrgeizigen Verlangens ihre Gemüther an einander fesselten. Er quälte sie mit seiner Langweile, seinem Kummer und seinen Verdrießlichkeiten, und sie rächte sich an seiner mürrischen Laune, indem sie ihm, der trotz allem erfahrenen Leide doch eine unheimliche Furcht vor dem Tode empfand, die unvermeidliche Aussicht auf denselben unaufhörlich vor Augen stellte.

Digitized by Google

Sechstes Kapitel.

Das Testament Ludwig's XIV.

I.

Inzwischen alterte der König. Das furchtbare Unglück, das ihn getroffen, zeitigte sein Leben; die schrecklichen Gedanken und Gefühle, die es in ihm erweckt, nagten an seiner sonst so kräftigen Gesundheit, und ohne daß gerade eine sichtbare Veränderung in seinem Aeußern hervortrat, konnte doch seine Umgebung erkennen, daß seine letzten Tage sich näherten.

Frau von Maintenon sah mit innerer Angst diesem Augenblick entgegen, der ihr die Stütze einer beinahe unumschränkten Macht entreißen würde, einer Macht, die sie so lange genossen, die sie sich auf Kosten so vieler Sorgen, so beständigen Zwanges, so peinlicher Langweile und so großer Ausdauer in der Verhehlung ihrer wahren Empfindung erkauft hatte.

Zwar hatte sie sich manchmal noch geschmeichelt, daß der König sich doch noch bewegen lassen würde, seine heimliche Verheirathung mit ihr bekannt zu machen, und daß sie dann vielleicht im Stande sein würde, die Regentschaft und die Vormundschaft für seinen jugendlichen Nachfolger zu erlangen. Allein so oft sie auch darauf hindeutete, stets zeigte sich Ludwig XIV diesem Vorschlage abgeneigt. Es erschreckte ihn, nach so mannigfach erlittenen Demüthigungen auch noch diese Selbsterniedrigung erdulden zu sollen, und er sah ein, daß, wenn er jetzt schon seinem Volke gleichgültig wäre, er dann in der That verachtet und gehaßt werden würde.

So oft in der Erfüllung ihres Lieblingswunsches gescheitert, hatte sie endlich das Vergebliche dieser Hoffnung eingesehen und jetzt ihre ganze Aufmerksamkeit nur noch auf die zwei Perspectiven,

Digitized by Google

in denen sich ihr die Zukunft darstellte, verwandt. Entweder, erkannte sie, würde sie mit kalter Rücksichtslosigkeit von allem, was ihr jetzt so theuer und fast unentbehrlich geworden, entfernt werden, zu einer anständigen Ungnade herabsinken und ihr Alter in dem Asyl, das sie sich in St. Cyr gegründet hatte, vergraben müssen, oder sie würde Alles, was sie besessen, behalten, die Zügel der Regierung nach wie vor in ihren Händen fühlen und bis an ihr Lebensende die factische Königin Frankreichs sein.

Das Eine ward ihr zu Theil, wenn der Herzog von Orleans, das Andere, wenn der Herzog du Maine Regent des Reiches werden würde, und die Entscheidung dieser Alternative schien von den testamentarischen Verfügungen des Königs abzuhängen. Sie und der Herzog du Maine begannen daher, für an der Zeit zu halten, jetzt wo das Feld für ihren Ehrgeiz frei geworden war, die kostbare Frist des seinem Erlöschen nahen Lebens des Königs noch zu benutzen, um endlich die Früchte ihrer Intriguen zu ernten und alles das ins Werk zu setzen, was sie sich für Gegenwart und Zukunft vorgenommen hatten.

Es handelte sich jetzt nicht mehr um Aemter, Heerbefehle, Gouvernements und Ehrenstellen, alles das war dem Herzoge du Maine von der Liebe und dem Stolze seines Vaters in reichster Fülle zu Theil geworden. Aber er wollte jetzt den letzten Schritt thun, die letzte Schranke niederwerfen, die ihn noch von der Möglichkeit, einst Frankreich zu beherrschen, trennte. Noch war er nicht Prinz von Geblüt und er wollte auch dies werden; er wollte jedes Gesetz des Staates, der überhaupt ihm, dem Bastard, ja eigentlich nicht einmal bürgerliche Rechte zuerkannte, vernichten und dadurch fähig werden, selbst die äußersten Ziele seines schrankenlosen Ehrgeizes zu erreichen.

Und war auch vielleicht nicht seine unmittelbare Absicht auf die Krone gerichtet — obwohl es schwer ist, zu glauben, daß er nicht auch diesen höchsten Zweck im Auge gehabt haben sollte, — so wollte er doch wenigstens jede andere Größe, die nur zu erlangen war. Er wollte die Regentschaft, oder, wenn selbst diese dem Herzoge von Orleans nicht entzogen werden konnte, so doch mindestens sich in den Besitz einer solchen Macht versetzen, daß er vollkommen für die Zukunft gesichert wäre und daß Jener, selbst wenn er das erlangen sollte, was er, der Herzog du Maine, ihm noch streitig zu machen sich bemühen wollte, genöthigt werden würde, mit ihm zu rechnen.

Digitized by Google

II.

Alles schien diesen Plan zu begünstigen. Er und die Frau von Maintenon hatten die Wege aufs beste gebahnt. Es war ihnen gelungen, durch die abscheulichsten Verleumdungen den einzigen Prinzen, dem die Regentschaft nicht hätte bestritten werden können, so verdächtig und verhaßt zu machen, daß es der fast einstimmige Wunsch der Nation war, der künftige König und die Verwaltung des Staates möchten nicht den Händen eines solchen Ruchlosen anheimfallen.

Man mußte es daher jetzt dem König als eine Gewissenssache darstellen, um der Erhaltung seines noch einzig übrigen Sprößlings und um des Staatswohles willen einen mit so ungeheuren Verbrechen belasteten Prinzen von der Gewalt auszuschließen, und da, wenn er sie erlangt, nur noch der schwache Athem des in der Blüthe der Kindheit stehenden Dauphins ihn an der Besteigung des Thrones hindern würde, in Ermangelung anderer volljähriger Prinzen von Geblüt den Herzog du Maine mit der vollen, Jenem entzogenen Autorität zu bekleiden. Falls man aber den König hiezu nicht zu bestimmen vermöchte, dann ihn wenigstens zu bewegen, den Herzog du Maine mit der Vormundschaft und Aufsicht über den jungen König zu betrauen, und ihm über dessen Umgebung, sowie über die gesammten königlichen Haustruppen eine unbedingte, vollkommen vom Regenten unabhängige Machtvollkommenheit zu verleihen.

Der Herzog du Maine schmeichelte sich, daß die dem Herzoge von Orleans so feindliche Stimmung Frankreichs einer solchen gegen diesen getroffenen Vorsichtsmaßregel freudig beistimmen und daß man sich glücklich preisen würde, ihn, den Herzog du Maine, als Hüter und Beschützer des kostbaren Lebens des königlichen Kindes zu erblicken. Er schmeichelte sich, daß dadurch sein Ansehen unendlich wachsen, daß der ihm ertheilte Oberbefehl über die königlichen Haustruppen und alle Officianten des königlichen Palastes seine Macht auf Unkosten des Regenten so sehr verstärken würde, daß dieser, beschimpft und mit dem Brandmal seiner Verbrechen gezeichnet, nicht nur unfähig sein würde, ihm irgend etwas streitig zu machen, sondern auch zu ohnmächtig, sich dem, was er in der Folgezeit unternehmen möchte, zu widersetzen. Die ganze Zukunft Frankreichs wäre somit in seine Hände gegeben und seine eigene Gewissenhaftigkeit würde die einzige Schranke sein, die ihn noch vom Throne trennte.

Digitized by Google

Um aber dies zu erlangen, war es nothwendig, daß das Testament des Königs die diesen Plänen entsprechenden Verfügungen träfe. Den König für alle diese Anordnungen zu gewinnen, das mußte die unmittelbarste Sorge sein. Dann aber, wenn man den König dahin gebracht, das Testament in der gewünschten Weise abfassen zu lassen, dann mußte man dafür sorgen, daß es sicher bewahrt, daß ihm Achtung und unerschütterliche Rechtskräftigkeit auch für die Zukunft verliehen würden. Dies schien aber nur dadurch möglich, daß man die Würde des Parlaments und die Ehre der gesammten Magistratur des Königreichs an seiner Aufrechterhaltung betheiligte.

Aber wie sollte man den schon so oft ausgesprochenen Widerwillen des Königs gegen die Abfassung eines Testamentes überwinden, wie sollte man seiner Abneigung gegen das Parlament begegnen, die er schon in den Tagen seiner Minderjährigkeit gefaßt, die ihn zu wiederholten Malen veranlaßt, es mit dem Hochmuth eines unumschränkten Selbstherrschers zu demüthigen, und die durch die mehrfach in neuerer Zeit ihm vom Parlamente bereiteten Schwierigkeiten in Betreff seiner Finanzedicte, durch die Einmischung desselben in die kirchlichen Angelegenheiten, in die Unterhandlungen mit Rom und in die Constitutions- oder Bullestreitigkeiten nicht vermindert worden war? Wie sollte sich wohl der stolze Monarch dazu verstehen, sein Testament dem Schutze des Parlaments anzuvertrauen und dadurch anzuerkennen, daß die Autorität desselben über seinem Willen stände? Mußte ihn nicht schon der Gedanke empören, daß sein Wille nur dann Geltung und Anerkennung zu hoffen haben würde, wenn das Parlament seine Verfügungen in Schutz nähme und das Mittel ihrer Sicherheit würde?

Die unbeugsame Festigkeit der monarchischen Principien des Königs, die Kraft einer ununterbrochenen Gewohnheit, das Uebermaß seiner Empfindlichkeit in Allem, was auch nur den leisesten Anschein haben konnte, seine Autorität zu beeinträchtigen, schien diesem Plan ein unüberwindliches Hinderniß entgegenzustellen.

Aber Frau von Maintenon und der Herzog du Maine kannten ihre Macht über sein Gemüth und sie hofften, ihn, wie sehr er sich vielleicht auch anfänglich sträuben möchte, durch schlaue Umgarnung seiner Gedanken dennoch zur Einwilligung in alle ihre Wünsche zu bewegen.

Digitized by Google

III.

Da aber alle diese Vorschläge doch immer nur den wenig fernen Tod des Königs zum Motiv haben konnten und sie wußten, daß der 76jährige Monarch nur mit geheimer Angst an ihn zu denken vermochte, so sahen sie wohl ein, mit wie bittern Gefühlen eine jede derartige Andeutung ihn erfüllen würde. Es war zu fürchten, daß er, wenn sie ihm ihre Pläne so, wie sie sie gefaßt, enthüllen würden, ihnen erzürnt den Mund schließen und ihnen verbieten würde, je wieder auf den Gegenstand zurückzukommen — sie nahmen sich daher vor, anfangs nur ganz leise aufzutreten, nur allmälig und in klug gewählten Zwischenräumen ihm ihre Wünsche einzuflüstern, ja selbst wo möglich das Gewebe ihrer List so schlau anzulegen, daß er sie kaum als Urheber dieser Pläne vermuthen dürfte.

Seit dem Tode der Dauphine hatten beide sich bemüht, jedem, der sich ihnen nicht durchaus ergeben zeigte und sich nicht blindlings ihrem Willen unterwarf, den Zugang zu ihm zu untersagen. So drang nur das, was sie wünschten, was ihre Absichten begünstigte, an sein Ohr, so bildeten nur solche Menschen seine nähere Umgebung, die mit ihnen unter einer Decke spielten und den König durch Schmeicheleien in seiner Meinung bestärkten: in ihm allein ruhe die bestimmende Schwerkraft der Monarchie und er dürfe unumschränkt über die Gegenwart und Zukunft seines Reiches verfügen. Und selbst die Diener waren von ihnen erkauft. Diese, in deren Worte Ludwig XIV kein Mißtrauen setzte, mußten ihn von den draußen umlaufenden und durch die Emissäre der Kabale ausgesprengten und erneuerten Gerüchten in Kenntniß setzen; sie mußten Andeutungen und Ansichten hinwerfen, die Jene sie gelehrt, die aber, weil sie der König für die naiven Gedanken eines einfältigen Verstandes hielt, tiefen Eindruck auf sein Gemüth machten.

Und die Hauptsache thaten sie selbst, denn ihnen vertraute der König. Er gab sich ihnen hin, weil er sich ihrer aufrichtigen Zuneigung versichert hielt. Beide hatten sie sich ihm in Geist und Herz eingenistet, durch unablässige Beobachtung alle Zugänge seiner Seele ausgespäht und sich selbst der leisesten Regungen derselben bemächtigt. Besonders aber verstand es Frau von Maintenon, in seinem Geiste wie in einem offenen Buche zu lesen, jede seiner Schwächen zu benutzen, aus seinen guten und schlechten Eigenschaften

Digitized by Google

sich Werkzeuge ihrer Absichten zu bilden und ihn entweder durch Schmeichelung seiner Eitelkeit, durch Erregung seines Selbstgefühls und Stolzes oder dadurch, daß sie sein Gewissen zum Helfershelfer ihrer Pläne machte, gerade so zu lenken und zu bestimmen, wie sie es wollte.

Ludwig XIV war gegen Beide arglos; ihr einsames Leben, ihre unausgesetzten Andachtsübungen, ihre Frömmigkeit und Weltentsagung athmenden Reden, ihre Schmeicheleien und Liebkosungen, sowie ihr fügsames Anschmiegen an jede seiner Launen, Wünsche und Gewohnheiten hatten in ihm den Glauben erweckt, daß sie ohne Ehrgeiz und Selbstsucht wären, daß sie ihr höchstes Glück nur in ihm selbst fänden. Was sollte auch Frau von Maintenon für ehrgeizige Pläne hegen, sie, die dem Grabe fast noch näher stand, als er selbst? Wie sollte sie, die sich stets so theilnehmend, so fürsorgend, so zärtlich bedacht auf sein Wohl, seine Ruhe und Zufriedenheit geberdete, an etwas anderes denken können, das nicht in ihm selbst seinen Mittel- und Zielpunkt fände?

Er ahnte nicht, wie gleichgültig er ihr im Grunde war, daß sie nur bei ihm ausharrte, weil er die Macht, die sie liebte, in Händen hatte. Er ahnte nicht, von welcher furchtbaren Selbstsucht, welcher kalten Berechnung, welchem heuchlerischen, ränkevollen Geiste und welchem Machtdurste diese Frau beseelt war. Sie hatte ihm seine Selbstständigkeit im Denken und Wollen geraubt, ihm die Herrschaft aus den Händen gewunden, ihn zum Werkzeug ihrer intriganten Arglist gemacht — aber er wußte es nicht, weil ihre feine Schlauheit unsichtbar zu wirken, fremde Werkzeuge zur Vollführung ihrer Absichten zu benutzen, ja mit seinen eigenen Gedanken zu spielen, ihn selbst gegen sein Bewußtsein, gegen seine Neigung wollen und handeln zu lassen verstand.

Nur einen einzigen Menschen liebte sie mit wirklich aufrichtiger Zuneigung und Zärtlichkeit, und das war der ihr so charaktergleiche Herzog du Maine. Er war ihr Herz und ihre Seele; in ihm lebte und für ihn dachte sie. Was er sagte, das war ihr Orakel; was er wünschte, das wünschte auch sie; und was ihm angenehm und vortheilhaft war, das mußte geschehen, kostete es auch, welche Opfer es wollte.

Der Herzog du Maine war ein Heuchler. Die Zärtlichkeit, die er für den König zur Schau trug, war Verstellung. Er liebte seinen Vater nicht mehr als seine Mutter. Aber jener war die Quelle der Macht und Größe, deshalb umschmeichelte er ihn, deshalb

Digitized by Google

schmiegte er sich liebedienerisch seinen Launen an, deshalb bemühte er sich aufs sorgsamste, ihm so zu erscheinen, wie er ihn gerne sehen mochte. Der König liebte es nicht, daß er vielen Umgang hatte — er lebte daher in fast völliger Vereinsamung. Der König besaß eine große Vorliebe für die Details — fortwährend unterhielt der Herzog ihn von den geringsten Einzelheiten, den unbedeutendsten Umständen seiner Chargen. Der König, der selbst nur ein einziges Mal in seinem Leben die Messe versäumt, legte großen Werth auf äußere Frömmigkeit, und der Herzog du Maine verbrachte deshalb einen großen Theil des Tages in Gebet und Andachtsübungen, fehlte bei keiner Messe, bei keiner Vesper und athmete in allen seinen Reden Gottseligkeit und Weltverachtung. Er hatte auch den König zu überreden gewußt, daß er durchaus keinen Werth auf weltliche Größe lege, daß er nur um des Königs willen die Auszeichnungen und Ehren, mit denen er sich hatte überschütten lassen, begehrt, nur weil er sein Sohn wäre und weil eine glanzlose Lebensstellung der Würde seines königlichen Vaters nicht gemäß wäre.

Frau von Maintenon hatte Ludwig XIV in dieser Ansicht bestärkt und dieser gefiel sich außerordentlich in dem Gedanken, doch wenigstens Einen Menschen zu besitzen, der ihn um seiner selbst willen liebe; er pflegte oft zu sagen: „Niemand wäre so uneigennützig, so selbstlos, wie der Herzog du Maine. Der besitze zwar vielen Geist und große Geschäftskenntnisse, aber er wüßte aus seinem Geiste nichts zu machen; er wäre nicht ehrgeizig, ohne Pläne und eigentlich doch ein Dummkopf, der die Welt nicht kenne, und den die Welt wegen seiner Herzenseinfalt immer überliste."

Er liebte diesen Sohn mehr als irgend eines seiner andern Kinder; und jetzt, wo seine Seele so gramerfüllt war und die Leere seines Daseins ihn fast erdrückte, fühlte er sich um so mehr zu ihm hingezogen, da jenem in hohem Grade der Zauber gesellschaftlicher Anmuth eigen war, und er durch eine stets regsame und anziehende Unterhaltung den von der Langenweile gequälten König zu erheitern und von seinem Kummer zu zerstreuen vermochte.

Doch machte der Herzog jetzt von dieser Gabe keinen Gebrauch, er wollte vorerst seine Pläne durchsetzen und nur dann die letzten Augenblicke seines Vaters mit Trost und liebender Theilnahme versüßen, wenn dieser sie sich durch nachgiebiges Gewähren seiner Wünsche erkaufte.

Digitized by Google

IV.

Trotzdem jetzt ein beständiger Schmerz des Königs Seele belastete, trotzdem ihm die Furcht vor einem ähnlichen Geschicke, wie seine Sprößlinge getroffen, jede Lebensfreudigkeit raubte, fand er bei Denen, die seinem Herzen am nächsten standen, und bei denen er Erleichterung von dieser Sorge suchte, nur neuen Anlaß zur Selbstqual. Der Herzog du Maine hatte ein zu großes Interesse, ihn beständig in dieser Furcht schweben zu lassen, und Frau von Maintenon, deren Zwecke ganz auf das Wohlergehen ihres Lieblings gerichtet und gestützt waren, fand nicht für gut, den König mehr zu beruhigen.

Im Gegentheil wurden sie nicht müde, die unheilvollen Vorstellungen, die jene Vorfälle in seinem Geiste erzeugt hatten, stets wieder wachzurufen, sobald sie nur etwas einschlummern wollten, und selbst durch seine Diener und seine Leibärzte Fagon und Bloin ließen sie ihm die beängstigenden Bilder eines schleichenden Verrathes immer wieder vor die erschreckten Blicke rücken. Fast jeden Tag bezeichneten sie ihm den Herzog von Orleans als Mörder seiner Enkel, und obwohl der König an des Herzogs Schuld mehr zweifelte als glaubte, mußte es ihm doch sehr peinlich sein, Den als Mörder seiner Nachkommen nennen zu hören, den er fast jeden Tag in seiner Nähe und an seiner Tafel erblickte. Zugleich wurden ihm wiederholt die in der Oeffentlichkeit umlaufenden Gerüchte mitgetheilt, die entsetzliche Erbitterung geschildert, von der ganz Frankreich gegen seinen Neffen erfüllt wäre, und als sie dann den von ihnen gewünschten Eindruck des Schreckens auf sein Gemüth hervorgebracht zu haben glaubten, unternahm es Frau von Maintenon selbst, ihn von der Unmöglichkeit zu überzeugen, den Herzog von Orleans zum künftigen Reichsverweser zu bestimmen und diesem mit vierfachem Verwandtenmord belasteten Verbrecher die Hoffnung der Nation, den Erben des Thrones, in seiner ersten kindlichen Schwäche zu überantworten. Sie stellten es ihm als eine Gewissenssache, als eine heilige Pflicht gegen Gott und sich selbst dar, einen neuen Frevel so viel wie möglich zu verhüten und einen Menschen, der schon so viele Unthaten um seines sträflichen Ehrgeizes willen verübt, nicht noch selbst durch lockende Versuchung dazu anzureizen.

Aber Ludwig XIV war fest entschlossen, dem Herzoge die ihm zukommenden Rechte nicht zu rauben (vielleicht selbst von der Furcht

Digitized by Google

für sein eigenes Leben dazu veranlaßt); ihm war daher diese Einflüsterung lästig und er antwortete nur mit einem mürrischen: „Je verrai". Frau von Maintenon seufzte dann und erhob den Blick gen Himmel, als wollte sie um Erleuchtung für den verblendeten König flehen.

Sie besaß trotz jener von uns angeführten ungünstigen Selbstschilderung und trotz ihres fast 80jährigen Alters immer noch ein interessantes Aeußere. Selbst ihre große Bläße verlieh ihr ein imposantes Ansehen, und die Magerkeit ihrer Gesichtszüge raubte ihrem Mienenspiel nichts von seiner vornehmen Feinheit. Noch immer funkelten ihre Augen im Glanze lebendiger Kraft und verkündeten durch ihren wechselnden Ausdruck, wie geistig regsam dieses schneeige Haupt noch war. Auch jetzt noch sprach sich in ihnen die intrigante Koketterie dieser Frau aus, und wenn sie, was sie besonders gerne im Zusammensein mit dem Könige zu thun pflegte, dieselben entweder zum Himmel mit dem Ausdruck frommer Glückseligkeit erhob oder mit dem Schmerze der Resignation zu Boden senkte, hätte ein unbefangener Beobachter nur zu gut erkennen können, wie viel List sich unter dieser frommen Geberde verbarg.

Aus der mürrischen Antwort des Königs hatte sie erkannt, daß ihm ihre Einflüsterung mißfiel. Sie nahm daher jene Miene resignirender Trauer an, von der sie wußte, daß der König sie fürchtete, weil es ihr fast immer gelang, durch sie über seinen Eigenwillen zu triumphiren. Allein dies Mal doch nicht, und trotzdem sie mit immer dringenderer Inständigkeit auf diesen dem Könige unangenehmen Gegenstand zurückkam, trotzdem sie sich bestrebte, durch unausgesetztes Rütteln doch noch endlich seinen Willen zu entwurzeln, zeigte er sich fest und unnachgiebig.

Um den ersten Prinzen vom Geblüte von der Regentschaft auszuschließen, hätte er ihn für schuldig erklären und bestrafen müssen. Da er aber dies nicht gethan und nicht thun wollte, so fehlte der Vorwand einer Ausschließung, und er würde sich inconsequent, schwach und ungerecht erwiesen haben, wenn er den Herzog dennoch eines ihm zukommenden Rechtes beraubt hätte. Ludwig XIV empfand einen ebenso großen Widerwillen, sich schwach zu zeigen als ungerecht zu erscheinen. Weder auf *seinem* Andenken, noch auf dem Rufe seiner Familie sollte ein Makel haften.

Er war, wie wir schon mehrfach erwähnt haben, nie von der Berechtigung jener Beschuldigungen überzeugt worden, und vielleicht war er fast ebenso fern an die Schuld wie an die Unschuld des

Digitized by Google

Herzogs zu glauben. Selbst der Père Le Tellier, der schon an die Zukunft dachte, und der überdies längst der Uebergriffe der Frau von Maintenon in seine gewissensräthliche Thätigkeit überdrüssig war, hatte es ihm zu einer Gewissenssache gemacht, in einer so überaus wichtigen Angelegenheit nicht zu leichtgläubig zu sein und zu willfährig Gerüchten nachzugeben, die, wie furchtbare Anklagen sie auch enthielten, doch jedes factischen Beweises entbehrten und vielleicht von einer versteckten Böswilligkeit verbreitet sein könnten. Und außerdem war der Herzog doch immer der Gatte seiner Tochter; in ihm hätte er diese beschimpft; das gab seine väterliche Zärtlichkeit nicht zu.

Er erklärte daher der Frau von Maitenon und seinem Sohne in so festem Tone, daß sie erkannten, sein Entschluß sei unerschütterlich: er würde niemals dem Rechte des Herzogs von Orleans auf die künftige Regentschaft Abbruch thun. Sie mußten sich also fügen. Allein, war ihnen auch diese so inbrünstig ersehnte Hoffnung geraubt, so blieb ihnen doch noch der zweite Theil ihres Wunsches, die Vormundschaft für den künftigen König. Diese wollten sie erlangen, es mochte kosten, was es wollte. Der König sollte nicht eher Ruhe finden, als bis er sich ihrem Willen gefügt. Aber sie wollten ihren Angriffsplan abändern. Frau von Maintenon bedauerte, daß sie zu früh das Spiel aufgedeckt und zu offen den König für ihre Absichten zu gewinnen gesucht hatte, sie wollte zu ihrer bisherigen Gewohnheit zurückkehren, von Anderen die Minen graben zu lassen, und dann erst, wenn alles vorbereitet und der Erfolg vollkommen sicher wäre, selbst die Lunte anzuzünden.

V.

Frau von Maintenon vermochte zwar, den Geist des Königs ganz wie sie wollte zu lenken, aber nie auf geradem, offenem Wege, immer auf den gewundenen Irrgängen ränkevoller Weiberlist; sie war fast allmächtig, aber ihre Allmacht verbarg sich unter dem Anschein uneigennütziger Unterwürfigkeit, frommer Entsagung und weiblicher Unkenntniß.

Sie kannte den König, sie wußte, wie eifersüchtig auf seine Selbstständigkeit er war, und wie widerspenstig, wenn er nur die leiseste Ahnung hegte, daß man ihn beherrschen, leiten und auf seinen Geist einwirken wollte. Er durfte darum keinen Argwohn hin-

Digitized by Google

sichtlich ihres Ehrgeizes und ihrer Herrschbegierde fassen. Er mußte glauben, daß sie mehr aus Freundschaft, aus liebevoller Besorgniß für seinen Ruhm, sein Wohl und seine Ruhe sich um die Regierungsangelegenheiten bekümmerte, als weil es ihr Bedürfniß war, die Triebfedern eines großen Staates mit eigener Hand zu leiten, alle Verhältnisse den Plänen ihres arglistigen Geistes anzupassen und das Wonnegefühl der Macht zu genießen. Der König war manchmal auch sogar gegen sie mißtrauisch; doch sie war schlauer als er, sein Mißtrauen bewirkte eine nur noch verschmitztere Ueberlistung.

Wollte sie irgend einen Plan in Ausführung bringen, so ließ sie ihn von anderer Seite vorschlagen. Wenn dann der König, der sie in Allem zu Rathe zog und sich nicht träumen ließ, mit welchen Netzen der Arglist sie ihn umstellt hatte, davon sprach, so that sie, als wäre ihr die Sache völlig neu und unbekannt, erheuchelte Gleichgültigkeit, äußerte vielleicht leichthin ein Wort der Fürsprache, aber verrieth auch nicht durch das leiseste Anzeichen von Eifer, welchen persönlichen Antheil sie daran hatte. Der König legte Werth auf ihre Meinung und sie durfte daher fast immer sicher sein, durch einfache Aeußerung ihrer Beistimmung das Gelingen ihrer Wünsche durchzusetzen.

Sie bedurfte aber zu diesem Spiel der unbedingten Ergebenheit der Umgebung des Königs, und weil alle sie fürchteten, so wagte es Niemand, sich ihren Einflüsterungen zu widersetzen. Besonders aber lag es in ihrem Interesse, in vertrautem, aber geheimem Einverständniß mit den Ministern zu stehen, einen fortwährenden Wechselverkehr gegenseitiger Dienstleistung mit ihnen zu unterhalten und alles, was sie beabsichtigte, mit ihnen zu verabreden, vorzubereiten, und durch Ueberredung beim Könige durchzusetzen.

Ohne die Beihülfe der Minister konnte sie, wenigstens in Staatsangelegenheiten, fast nie auf Erreichung ihrer Zwecke rechnen, und ohne ihre Gunst vermochten sich die Minister nicht in ihrer Stellung zu behaupten, viel weniger noch wider ihren Willen. Denn sobald Jene es wagten, sich ihren Wünschen zu widersetzen, sobald sie nicht unbedingte Fügsamkeit bewiesen, beschloß sie ihre Beseitigung, und es dauerte nicht lange, so war sie eingetreten; so lange sie sich jedoch willfährig zeigten, war sie eine sehr nützliche Freundin und um so mehr, da es ihrem Vortheil entsprach, ihnen das Vertrauen und die Gunst des Königs zu sichern.

Ludwig XIV verbrachte jeden Nachmittag bei ihr, und seit

Digitized by Google

längerer Zeit hatte er auch die Gewohnheit eingeführt, in ihrer Gegenwart mit den Ministern zu arbeiten. Auf der einen Seite des Kamins saß er, einen Tisch vor sich, und der Minister zu seiner Linken auf einem Pliant, auf der andern Frau von Maintenon, scheinbar mit Lectüre oder weiblichen Arbeiten beschäftigt, doch in der That mit gespanntester Aufmerksamkeit allen Berathungen des Königs mit dem Minister folgend. Nachdem der Minister sich entfernt, nahm sie das Wort, lobte ihn, wenn er ihr genehm war, beklagte ihn wegen der Last der Geschäfte, unter der er fast erliege, rühmte die Einsicht, die er bewiesen, den Eifer, womit er seinen Pflichten entspreche, lenkte dann, wenn der Minister sie um ihre Fürsprache in Betreff irgend einer Gunst gebeten, auf die Pflicht des Königs ein, so große Verdienste anzuerkennen und zu belohnen, und gab ihm, gleichsam als wäre es ihr eigener Einfall, zu verstehen, daß er durch diese oder jene Gnade den Eifer des Ministers gewiß noch mehr anspornen würde. Der König lauschte wohlgefällig diesen Worten, und weil er sich im Lobe des Ministers selbst geschmeichelt fühlte (theils wegen der Einsicht, die er durch die Wahl desselben bewiesen, theils weil er des Glaubens war, sich seine Minister selbst gebildet und erzogen und ihnen, wenn sie Verdienste besaßen, dieselben durch seine Anleitung eingeflößt zu haben), so ging er fast immer bereitwillig auf die Andeutungen der Frau von Maintenon ein. War dann wiederum der Minister mit dem König allein, so leistete er ihr den Gegendienst, ihre Pläne zu fördern, indem er ihre Ansichten und Absichten als die seinigen aussprach, und mit den Gründen des Staatswohles ihre persönlichsten und oft sehr weit vom Besten des Staates entfernten Wünsche unterstützte. So war der Wille des Königs, der stets nur seinen eigenen Antrieben zu folgen wähnte, eigentlich nur ein geschickt hin- und hergeworfener Fangball.

Alles, was demselben unterbreitet werden sollte, ward vorher erst zwischen den Ministern und der Frau von Maintenon erörtert. Sollte irgend eine Staatsangelegenheit berathen werden, so wurden die Gründe, die man für die von Jener gewünschte Entscheidung anführen wollte, sorgsam verabredet. Sollte irgend ein Amt besetzt werden, so erhielt der Candidat der Frau von Maintenon den ersten Platz auf der Liste der Bewerber. Fiel dann der Blick des Königs, wenn er die Liste durchging, auf diesen Namen und er genehmigte ihn, so war es gut; zog er aber einen Andern vor, dann wußte der Minister allerlei Nachtheiliges von diesem, schlug dem Könige

Digitized by Google

vor, auch noch auf die übrigen Namen der Liste ein Auge zu werfen, nannte mehrere als die Fähigsten (und unter diesen auch den von ihm Begünstigten), führte einige Gründe für und wider sie an und blieb zuletzt bei dem stehen, den er wollte und den er als den Verdienstlichsten rühmte. Der König pflegte dann aber noch immer zu schwanken und fragte gewöhnlich zuletzt Frau von Maintenon nach ihrer Meinung. Sie stellte sich, als hätte sie durchaus nicht auf die Unterredung geachtet und als hätte die Frage des Königs sie aus einer tiefen Träumerei aufgeschreckt; sie lächelte, that als wäre sie unfähig, darüber zu urtheilen, nannte manchmal einen Anderen, kam dann wieder auf den vom Minister Vorgeschlagenen zurück und wußte den König zuletzt fast immer für diesen zu bestimmen. Beharrte er indeß auf seiner ersten Wahl, dann gebrauchte man eine andere List. Der Minister suchte die Entscheidung hinauszuschieben, meinte erst noch einige nähere Erkundigungen einziehen zu müssen, und brachte irgend eine andere Sache zur Sprache, die er als dringlicher bezeichnete. Erst nach einiger Zeit, wenn er die früheren Verhandlungen dem Gedächtnisse des Königs entschwunden wähnte, kam er wieder auf den Gegenstand zurück und wiederholte dann so lange dasselbe Spiel geschickter Ueberlistung, bis er seine Wünsche erfüllt sah. Erinnerte sich jedoch Ludwig XIV seines früheren Beschlusses, dann war darauf zu rechnen, daß er hartnäckig darauf bestand, wenn auch nur um den Ministern zu zeigen, daß er der Herr wäre, daß er zu bestimmen hätte und daß sie wider seinen Willen nichts vermöchten.

Manchmal erlangte er sogar Kenntniß von ihren hinter seinem Rücken mit der Frau von Maintenon angesponnenen Intriguen, aber selbst auf diesen Fall war man vorbereitet. Frau von Maintenon wußte jedem aufsteigenden Zorne durch die Erklärung zu begegnen, daß sie es nicht übers Herz hätte bringen können, etwas ihm Unangenehmes zu seiner Kunde gelangen zu lassen; daß sie vorsorglich einen Gegenstand beseitigt, der seine Ruhe hätte stören können.

VI.

Wir haben früher der von Günstlingen der Frau von Maintenon angesponnenen Intriguen erwähnt, mit denen Catinat während seines Feldzuges in Italien unausgesetzt zu kämpfen hatte, sowie der Erfolglosigkeit aller Beschwerden, mit denen er sich deshalb an den

Digitized by Google

Hof gewandt. Catinat war dann abberufen worden und hatte seit der Zeit in stiller Einsamkeit auf seinem Gute St. Gratien gelebt. Endlich erinnerte man sich seiner wieder. Ludwig XIV bestimmte ihm den Oberbefehl über die Rheinarmee und ließ ihn auffordern, sich nach Versailles zu begeben. Hier erfuhr er von Chamillart seine Berufung, allein er weigerte sich sie anzunehmen. Erst als ihm der Kriegsminister die Uebernahme jenes Commando's seinerseits als den ausdrücklichen Wunsch des Königs darstellte und ihn mit der Ungnade desselben bedrohte, wenn er sie ablehnen würde, gehorchte er der Nothwendigkeit.

Am nächsten Tage erschien er beim Lever des Königs, und dieser erzeigte ihm die große und ungewöhnliche Ehre einer Privataudienz in seinem Cabinette. Ludwig XIV war sehr huldvoll, Catinat zwar sehr ehrerbietig, doch ernst. Der König bemerkte es, und da er wegen jener immer noch nicht ganz aufgedeckten Vorgänge eine Aufklärung wünschte, so lenkte er das Gespräch auf Catinat's letzten Feldzug in Italien, und forderte ihn auf, sich offen über die damaligen Vorgänge auszusprechen. Catinat bat um Entschuldigung, sagte, das wären ja längst vergangene Dinge, die seinen gegenwärtigen Dienst in keiner Weise beträfen und die den König, brächte man sie zur Sprache, nur gegen Personen einnehmen würden, die er liebte, die er gerne in seinen Diensten sähe; er selbst aber würde sich dadurch nur Feindschaften zuziehen. Der König billigte die kluge Zurückhaltung dieser Antwort, allein sie befriedigte ihn nicht. Er wollte nun einmal in der Sache klar sehen, ebensowohl um seine dem Marschall bewiesene Ungnade zu rechtfertigen, wie um zu erfahren, ob jener oder sein Kriegsminister Unrecht gehabt habe. Zu dem Zwecke führte er dem Marschall wichtige Umstände an, von denen ihm derselbe nur sehr ungenügende Berichte abgestattet, sowie andere, die er ihm gänzlich verschwiegen hätte, und die ihm von anderer Seite zugekommen wären.

Catinat hatte schon aus seiner vortägigen Unterredung mit Chamillart geschlossen, daß der König sich auf Erörterungen über diesen Gegenstand einlassen werde, und deshalb seine Papiere mit nach Versailles gebracht. Er war sich bewußt, Ludwig XIV von Allem in Kenntniß gesetzt zu haben, und vermochte es durch ausdrückliche Beweise zu belegen; er erwiederte daher dem Könige: er hätte ihm nichts verschwiegen, hätte ihm oder Chamillart über alle so eben erwähnten Umstände die ausführlichsten Berichte abgestattet und bäte ihn, zu erlauben, daß einer der Kammerlakaien seine

Digitized by Google

Cassette holen dürfte, worin alle Beweise für seine Behauptung enthalten. Diese Beweise wären so unwiderleglich, daß der Kriegsminister, wäre er zugegen, nicht wagen würde sie zu bestreiten. Ludwig XIV nahm den Marschall beim Worte und ließ Chamillart rufen. Sobald dieser erschienen, theilte ihm der König Catinat's Behauptungen mit, sowie daß jene Cassette geholt würde. Mit verlegener Befangenheit antwortete Chamillart, man brauche nicht zu warten, bis Catinat's Papiere gebracht würden. Er gestehe ein, daß der Marschall durchaus die Wahrheit geredet. Der König gerieth in das äußerste Erstaunen, warf dem Kriegsminister seine unverzeihliche Anmaßung vor, ihm wichtige Dinge zu verschweigen, und fragte ihn, wie er so gewissenlos hätte handeln können, zu dulden, daß Catinat unverdienter Weise so lange sein Mißfallen, ja seine Ungnade erfahren. Statt aller Antwort schlug Chamillart die Augen nieder. Da sich aber Ludwig XIV immer mehr in Erbitterung hineinredete und schon in heftigem Zorn aufbrausen wollte, sagte er endlich: „Sire, Sie haben ganz Recht, mir Vorwürfe zu machen; aber es ist trotzdem nicht meine Schuld." „Wessen Schuld denn," rief der König in ärgerlicher Ungeduld, „am Ende wohl gar die meinige?" „Ebenso wenig, Sire; aber ich wage zu behaupten, daß ich die strengste Wahrheit rede, wenn ich Ihnen die Versicherung gebe, daß es auch nicht meine Schuld ist." Als dann der König in ihn drang, so sagte er, er hätte Catinat's Briefe der Frau von Maintenon gezeigt, weil er geglaubt, daß ihr Inhalt, über dessen Verschweigen der König jetzt so ungehalten wäre, ihm sehr viel Unruhe, Aerger und Verdruß bereiten würde. Die Marquise hätte das ebenfalls eingesehen und nicht gewollt, daß er die Briefe dem Könige vorlege. Er, der Minister, hätte ihr zwar zu bedenken gegeben, daß es gegen seine Pflicht wäre, dem Könige irgend etwas zu verhehlen und aus eigener Machtvollkommenheit im Namen desselben Verfügungen zu treffen, und daß er, wenn je eine so sträfliche Handlung entdeckt werden sollte, verloren wäre, allein Frau von Maintenon hätte erwiedert, daß sie alles verantworten wolle, und ihm so ausdrücklich verboten, dem König auch nur die geringste Mittheilung in Betreff jener Briefe zu machen, daß er nicht gewagt sich ihrem Verbote zu widersetzen. Frau von Maintenon wäre ja in der Nähe, fügte er dann noch hinzu; er bäte den König, sie zu fragen, ob er die Wahrheit gesprochen.

Jetzt ward der König verlegener, als vorher Chamillart. Sein Zorn war augenblicklich gedämpft; seine Stimme ward wieder ruhig

Digitized by Google

und gleichmäßig, und er sagte: „man vermöchte sich gar nicht vorzustellen, wie weit doch Frau von Maintenon in ihrer freundschaftlichen Besorgniß ginge, ihm Alles, was ihn verdrießen und beunruhigen könnte, aus dem Wege zu räumen"; dann wandte er sich an den Marschall und sprach: „er wäre entzückt, daß ihm diese Erklärung Gelegenheit gegeben, zu erkennen, daß Niemand Unrecht gehabt", fügte noch einige verbindliche Worte hinzu, bat ihn, fortan ein gutes Vernehmen mit Chamillart zu unterhalten, und entfernte sich.

Noch am nämlichen Tage brachte er die Sache bei der Frau von Maintenon zur Sprache. Allein wie schon Chamillart, was eine reine, zwischen der Marquise, Vaudemont, Tessé und ihm gegen Catinat angesponnene Intrigue gewesen, geschickter Weise als einen wohlwollenden Eifer für die Ruhe des Königs auszulegen verstanden hatte, so bot sich auch ihr der nämliche Entschuldigungsgrund dar. Ludwig XIV nahm ihn freundlich an, dankte ihr für ihre zärtliche Fürsorge und fühlte sich glücklich im Besitze einer so liebevollen Freundin.

VII.

Chamillart war bisher derjenige von den Ministern gewesen, mit dem Frau von Maintenon den vertrautesten Verkehr gepflogen. Obwohl sie mit allen in geheimer Verbindung stand, so hatte sie doch die Nothwendigkeit empfunden, einem von ihnen vorzugsweise ihr Vertrauen zu schenken. Keinen aber hatte sie in so vollkommene Abhängigkeit von sich zu bringen und so sehr zum fast willenlosen Werkzeuge ihrer Pläne zu machen verstanden, wie Chamillart, den ein sanftes Temperament, eine fügsame Unterwürfigkeit, ein nicht allzu weiter und scharfer Blick, sowie die persönliche Zuneigung, die der König für ihn hegte, ganz besonders geeignet machten, den Wünschen der Frau von Maintenon zu entsprechen.

Allein mochte sie nun allzu große Anforderungen an seine Gewissenhaftigkeit gestellt haben, mochte es ihm zuwider sein, so oft das Vertrauen des ihm so gütig gesinnten Königs zu täuschen und zur Beförderung von Ränken, die mit seiner Pflicht und Ehre in Widerspruch standen, sich so maßlos mißbrauchen zu lassen, mochte er deshalb seit einiger Zeit angefangen haben, sich etwas selbstständiger zu zeigen, oder mochte er der Frau von Maintenon nicht mehr

Digitized by Google

geschickt genug erscheinen, die größeren Pläne, mit denen sie sich trug, erfolgreich zu unterstützen; genug sie war nicht mehr mit ihm zufrieden und dachte darauf, ihm einen noch geschmeidigeren, noch mehr liebedienerischen Nachfolger zu geben.

Ueberdies hatte es sie heftig erzürnt, daß er seinen einzigen Sohn, den Marquis de Cani, mit einer Nichte der ihr verhaßten Herzöge von Beauvilliers und Chevreuse, der Freunde Fénélon's, verheirathet hatte. Sogar den König hatte sie gegen diese Heirath einzunehmen gewußt, und er hatte sich unzufrieden darüber äußern müssen, daß sein Kriegsminister eine Quietistin in seine Familie aufnehmen wolle; aber da Chamillart auf dieser Verbindung bestanden, so hatte sie ihn zwar nicht daran hindern können, allein ihre Gunst hatte er seit der Zeit durchaus verscherzt. Von nun an betrachtete sie ihn als einen Menschen, der ihr Vertrauen gemißbraucht, der ohne sie bestehen und sich mit ihren Feinden verbünden wollte. Haß und Abneigung traten an die Stelle des früheren Wohlwollens und sie beschloß, jetzt ernstlich alle Hebel für seine Beseitigung in Bewegung zu setzen. Sie wußte freilich, daß es ihr nicht leicht werden würde, dem König einen Minister zu entreißen, dem er fast zärtlich zugethan war; aber indem sie ihm leise und allmälig, fast tropfenweise Gründe zur Unzufriedenheit und Abneigung einzuflößen suchte, indem sie den Hof gegen Chamillart aufwiegelte, indem sie auch die übrigen Minister und besonders den Controleur der Finanzen Desmarets (der dem Kriegsminister seinen Posten und die Beendigung einer langen Ungnade verdankte) anwies, sich ungünstig über ihn zu äußern, gelang es ihr doch endlich, ihren Willen durchzusetzen.

Man sagte sich damals am Hofe, der König wäre zwar sehr mächtig und unumschränkter als irgend einer seiner Vorfahren, aber doch nicht mächtig genug, um gegen den Wunsch und Willen der Frau von Maintenon und ihres Anhanges das Verbleiben eines ihm genehmen Ministers durchsetzen zu können. Chamillart ward entlassen, trotzdem ihn der König seiner Achtung, Freundschaft und Zufriedenheit mit seinen Diensten versichern ließ, und Voysin, die Creatur der Frau von Maintenon, ward an seine Stelle berufen.

VIII.

Voysin war Intendant von St. Cyr gewesen, hatte auf diese Weise schon längere Zeit in vertrautem Verkehr mit der Frau von

Digitized by Google

Maintenon gestanden und sich ihr als blind ergeben und vollkommen dienstwillig zu Allem, wozu sie ihn verwenden wollte, erwiesen. Er war, obwohl ein sehr fleißiger Arbeiter und guter Verwalter, doch nicht sehr begabt, mehr ein pfiffiger Advocat, der mit kleinlichen Praktiken nach hohen Zielen strebt, als ein gedankenreicher Staatsmann, der auf das Wohl des Staates sinnt, aus seinem Berufe das Bewußtsein seiner Pflichten, aus seiner Ehre die Kraft und den Stolz selbstständigen Willens schöpft.

Er war nur Werkzeug, nur bezahlter Diener; in rücksichtslosem Gehorsam erblickte er seine Pflicht, in dem äußeren Glanze seiner Stellung seine Ehre. Dabei war er hart, trocken und mürrisch; stolz, abstoßend und übermüthig, wo er sich nicht zu bücken brauchte, eigennützig und herrschsüchtig und kannte niemals etwas anderes als den Willen der Frau von Maintenon und die Autorität des Königs, die ihm Recht und Gesetz vertraten. „Der König will es so," war eine stehende Phrase in seinem Munde, mit der er jeden Einwand, jedes Recht zu Boden schlug.

Seit Kurzem hatte auch der Kanzler und Siegelbewahrer Pontchartrain, derselbe der sich des Herzogs von Orleans bei den spanischen Vorgängen so warm angenommen, seinem Amte freiwillig entsagt. Die immer größeren Wirrsale in den kirchlichen Angelegenheiten, die Pläne des Père Le Tellier, die Streitigkeiten wegen der Bulle Unigenitus und der drohende Umsturz der Freiheiten der gallikanischen Kirche hatten ihn erschreckt. Er fürchtete, daß der tyrannische Uebermuth der Jesuiten, die ihre Interessen zur Sache der Autorität des Königs in dieser Welt und seines Heiles im Jenseits zu machen verstanden, sich bald jede Art von Gewaltthat erlauben würde. Er wollte aber nicht der Minister sein, der allen diesen verderblichen Uebergriffen das Siegel seines Amtes aufdrückte, und auch nicht einmal der stumme Zeuge. Hätte er aber sprechen und das Siegel verweigern wollen, so hätte er dadurch nichts gehindert, und nur sich selbst die königliche Ungnade zugezogen. Er hatte deshalb beschlossen, dieser Alternative durch freiwilliges Scheiden aus dem Kanzleramte auszuweichen. Zu diesem Entschlusse hatten ihn aber auch noch die zu seiner Kunde gelangten Pläne der Frau von Maintenon und des Herzogs du Maine bestimmt. Da er, vermöge seines Amtes, ebenfalls das Werkzeug aller von diesen unternommenen Neuerungen hätte sein müssen und er voraussah, daß jeder von ihm erhobene Einwurf erfolglos bleiben und ihm nur die Feindschaft der Hofpartei zuziehen würde, so wollte er lieber seinem Amte ent-

Digitized by Google

sagen, als sich bei einem, durch den nahe bevorstehenden Tod des Königs so gefährlichen Eingriffe in die Rechte und Gesetze des Landes betheiligen.

Der König, der keine Neuerungen liebte, und der die Kanzlerwürde als eine lebenslängliche betrachtete, drang, obwohl er Pontchartrain sonst nicht gerade sehr gewogen war, mit Lebhaftigkeit in ihn, in seinem Amte zu verharren; allein dieser weigerte sich standhaft.

Frau von Maintenon, die dem Kanzler schon lange abgeneigt gewesen, war sehr erfreut über dessen Abdankung. Jetzt konnte auch noch das für den Erfolg ihrer Pläne so wichtige Kanzleramt an Voysin übertragen werden, und sie säumte nicht, den König zu einer so ganz ungewöhnlichen Verleihung eines der höchsten und schwierigsten Staatsämter an einen Mann, der schon das Staatssecretariat des Krieges verwaltete, zu bewegen.

Voysin war zu unwissend und zu gewissenlos, um die Schwere der doppelten Last und der doppelten Verantwortlichkeit zu empfinden. Er sah nur die höhere Auszeichnung, den größeren Vortheil und nahm daher gerne an, was Pontchartrain aus Gewissenhaftigkeit aufgegeben hatte. Jetzt also Kanzler und Siegelbewahrer, Minister und Staatssecretär des Krieges, konnte er sich nicht versagen, die Menge seiner Würden auch äußerlich zur Schau zu tragen. Des Morgens im Conseil war er als Kanzler gekleidet, am Nachmittage, wenn er mit dem Könige zusammen arbeitete, erschien er als Staatssecretär und am Abend zeigte er sich meistentheils in der gewöhnlichen Hoftracht. Man fragte um jene Zeit den Herzog von Lauzun, wie es am Hofe stände und was der König machte. „Der", antwortete jener scherzweise, „wird alt und kindisch und vergnügt sich damit, seine Puppen zu kleiden."

IX.

Wegen der Abfassung des beabsichtigten Testamentes mußte nothwendig eine der Kabale so ergebene Creatur wie Voysin das Kanzleramt verwalten. Aber jene Partei konnte auch ebensowenig seiner Eigenschaft als Staatssecretär entrathen. Als Kanzler hätte er nur wenig Gelegenheit gehabt, sich dem Könige zu nähern. Er hätte ihn nicht zu jeder Zeit aufsuchen, nur nach beendigtem Conseil mit ihm sprechen können und auch dann, da die Geschäfte seines

Digitized by Google

Amtes nicht von der speciellen und persönlichen Leitung des Königs abhingen, sich ohne vermittelnden Uebergang, ohne Vorwand gegen ihn aussprechen müssen.

Doch selbst wenn es die Bastarde betraf, konnte Ludwig XIV nicht vorsichtig genug behandelt werden. Bei Allem, wozu man ihn überreden wollte, durfte man nur auf leisen Umwegen zum Ziele zu gelangen hoffen. Ueberdies würde ihm, der sich so sehr von der Macht der Gewohnheit beherrschen ließ, die Neuerung oft wiederholter Besuche des Kanzlers mißfallen haben, Voysin wäre unbeliebt geworden und zugleich würde am Hofe eine dem Geheimnisse der Kabale gefährliche Neugier entstanden sein. Sie mußte aber wünschen, daß ihre Umtriebe keinen Verdacht erregten, bis nicht Alles abgemacht, weil sonst noch immer ihren Absichten feindliche Vorstellungen dem Könige hätten nahen und ihre Pläne vereiteln können.

Voysin mußte daher ganz unpassender Weise auch Staatssecretär bleiben, weil er als solcher fast täglich mit dem Könige zusammen arbeitete, ihm in jedem Augenblick nahen durfte, ohne daß es weder ihm noch dem Hofe auffiel, und weil er dadurch im Stande war, stets die Stimmung des Königs zu sondiren, günstige Momente abzuwarten und zu benutzen, mit seinen Plänen ganz allmälig hervorzutreten und durch langsame, aber nachhaltige Einwirkung zuletzt alle Wünsche der Frau von Maintenon und des Herzogs du Maine ihrer Erfüllung entgegenzuführen. Er versprach, Alles zu thun, was jene ihm vorschrieben, und fand sich von jetzt an immer bei der Hand, um, sowie Ludwig XIV sich in der erwünschten Stimmung zu befinden schien, diesen günstigen Augenblick benutzend, seine Angriffe zu beginnen. Zuerst machte er den König darauf aufmerksam, daß es doch nothwendig wäre, eine testamentarische Verfügung zu treffen, um dadurch jedweder, sonst vielleicht nach seinem Ableben eintretenden Störung der Staatsruhe vorzubeugen. Allein schon das Wort „Testament" lautete hart in den Ohren des Königs; er ward verdrießlich, er wollte nichts mehr davon hören.

Doch Voysin ließ sich nicht abschrecken. Bald erneuerte er seinen Angriff. Als er aber zum zweiten Male den nämlichen Gegenstand wieder zur Sprache brachte, trat er aus der Allgemeinheit seines ersten Vorschlages heraus und stellte dem Könige vor, daß, wenn er sich nicht zu entschließen vermöchte, dem Herzoge von Orleans die künftige Regentschaft zu entziehen, er ihm doch wenigstens

Digitized by Google

solche Fesseln anlegen müßte, daß es demselben unmöglich sein würde, gegen den letzten legitimen Sprößling des Königs ein Verbrechen zu begehen. Jedoch nur solche Vorkehrungen würden wirksam sein, die dem Herzoge die Vormundschaft über die Person des künftigen Königs entzögen, und wessen Aufsicht vermöchte dann wohl Ludwig XIV diesen letzteren mit größerem Vertrauen, mit tröstlicherer Beruhigung zu übergeben, als der seines vielgeliebten Sohnes, des Herzogs du Maine? Nur dann aber würde dieser fähig sein, einer so hohen Stellung und der damit verknüpften schweren Verantwortlichkeit zu entsprechen, wenn ihm einerseits der unbedingte Oberbefehl über die gesammte Hausmacht des künftigen Königs ertheilt würde und er andererseits in die Reihe der legitimen Prinzen einträte.

Mit diesen Vorschlägen, die er, je nach der Stimmung des Königs bald leise andeutend, bald in offener Ausführlichkeit aussprach, bestürmte Voysin von jetzt an fort und fort des Königs Gedanken, und jedesmal, wenn er seine Versuche gemacht, stattete er seinen beiden Auftraggebern Bericht von dem Erfolge ab. Sie flößten ihm dann wieder Muth und Kraft zu einem abermaligen Angriffe ein, gaben ihm neue Verhaltungsregeln und bereiteten ihm neue, günstige Momente vor. Allein wie oft er diese auch zu benutzen suchte, wie geschickt er seine Untergrabungen auch anstellte, er stieß nur auf harten Fels, der jedes Werkzeug abstumpfte.

X.

Frau von Maintenon und der Herzog du Maine sahen endlich ein, daß nur sie selbst etwas auszurichten hoffen dürften, ermäßigten deshalb die Anstrengungen Voysin's, der vielleicht zu rasch hatte zum Ziele gelangen wollen, und beschlossen, von jetzt an wieder selbst mit unabläßigen Anforderungen auf den Willen des Königs einzudringen; ihn aber, wenn er trotzdem ihren Bitten nicht nachgeben würde, durch ein anderes Mittel zur Erfüllung ihrer Wünsche zu zwingen.

Sie waren bisher immer nur bemüht gewesen, ihn zu unterhalten, ihm zu gefallen, seine Wünsche zu errathen, seine Launen zu befriedigen, und hatten, seit sie seine einzige Zuflucht geworden, ihre Anstrengungen ihn sich zu gewinnen noch verdoppelt. Sie hatten gehofft, ihn dadurch so sehr für sich einzunehmen, daß er ihnen jede

Digitized by Google

Bitte gewähren würde. Aber da sie schon einmal in Betreff der Regentschaft auf einen so unbeugsamen Widerstand gestoßen waren, und ihn auch jetzt, wo sie ihn bewegen wollten, wenigstens auf ihre anderen Wünsche einzugehen, nicht minder unnachgiebig fanden, so änderten sie plötzlich ihr Benehmen gegen ihn, da sie vollkommen sicher waren, nichts zu wagen, und ihm seine Zustimmung zu ihren Wünschen um jeden Preis entreißen wollten.

Sie bewiesen aber dadurch, daß sie in seiner kummervollen Lage so grausam sein konnten, auch noch neue Sorgen zu den vielen Schmerzen, die schon an ihm nagten, hinzuzufügen, wie wenig wahre Zuneigung sie für ihn besaßen. Trotzdem sie merkten, daß ihr unaufhörliches Drängen ihn belästigte, trotzdem sie sahen, wie schmerzlich es für ihn war, gerade den Bitten Derer, die er liebte, und auf die er seine gebrochene Seele zu stützen wünschte, widerstehen zu müssen, und wie sehr es ihn betrübte, die Aeußerung ihrer Unzufriedenheit wahrzunehmen, waren sie doch so mitleidlos, unablässig an ihrem Zwecke zu arbeiten, und jede Weigerung mit eisiger Kälte aufzunehmen. Sie wurden dann ernst und düster, seufzten und schwiegen, trugen nichts zur Unterhaltung bei, ließen die Aeußerungen des Königs schnell fallen, antworteten selbst manchmal nicht darauf, wenn sie nicht gerade eine bestimmte Frage enthielten, und behandelten ihn überhaupt mit mehr als unartiger Rücksichtslosigkeit.

Und sie beharrten in diesem Benehmen. Sie wollten es nicht dulden, daß sich der König ihrem Willen zu widersetzen wagte. Er mußte leiden, bis er sich fügte. Aber durch ihre Miene des Zwanges und der Traurigkeit (denn sie thaten, als wäre die Weigerung des Königs, auf ihre Pläne einzugehen, ein Unglück, ein Unrecht, eine Pflichtverletzung gegen den Himmel) wurde auch der ganze Hof gezwungen, ein ähnliches Benehmen zur Schau zu tragen, so daß bei jeder Gelegenheit, bei den Mahlzeiten, den Concerten, den Spielen, Alles was zur Erheiterung und zum Vergnügen dienen sollte, Langweile und zwangvolle Verlegenheit ward, ohne daß der König im Stande war, sich anderswo Zerstreuung zu suchen.

Der ganze Hof sah den König verstimmt, traurig und in sorgenvoller Unruhe. Ein finsterer Trübsinn, der von innerer Beängstigung zeugte, schien auf seiner Seele zu lasten. Man fürchtete für seine Gesundheit. Allein da Frau von Maintenon und der Herzog du Maine sich stellten, als ob sie keine Veränderung merkten, so

Digitized by Google

wagte Niemand seine Besorgnisse zu äußern. Die Zeit verfloß und diese düstre Stimmung nahm immer mehr zu.

Endlich aber ward der König des unaufhörlichen Andringens, mit dem ihm Jene im Geheimen seine Ruhe raubten, überdrüssig. Die harte Gleichgültigkeit, womit sie sich an ihm rächten, weil seine Gewissenhaftigkeit sich ihren Wünschen verschloß, ward ihm unerträglich und der schon lange in ihm kochende Unmuth brach plötzlich hervor.

Es war ihm schmerzlich, von Denen, die ihm das Liebste waren, was er noch auf der Welt besaß, für seine ihnen stets so reich erwiesene Güte jetzt einen so mürrischen Trotz, eine so liebloſe Kälte zu erfahren, und ihn ärgerte überdies die Enttäuschung seiner hinsichtlich des Herzogs du Maine so lange gehegten Ansichten. Er war nicht so verblendet, um nicht doch jetzt zu erkennen, wie ehrgeizig dessen Gemüth, wie unersättlich seine Begierden nach Größe und Herrschaft waren; und der Gedanke, diesen Sohn seiner Sünde vielleicht schon zu sehr erhoben, die Rechte und Gesetze der Nation um seinetwillen zu sehr verletzt zu haben; und nun sogar all dieses Unrecht noch dadurch zu bekräftigen, daß er durch seine testamentarischen Verfügungen und die Beilegung der Eigenschaft als wirklicher successionsfähiger Prinz vom Geblüte ihm selbst den Zugang zum Throne eröffnen sollte — dieser Gedanke versetzte ihn in eine so unruhige Stimmung, daß er sie sogar eines Tages laut vor dem gesammten Hofe gegen den Herzog du Maine aussprach.

Ohne daß irgend ein Anlaß vorausgegangen, gleichsam seinem inneren Selbstgespräche Worte leihend, sagte er in erzürntem Tone zum Herzog: „Du hast es gewollt; aber wenn Dir statt der Größe, zu der ich Dich erhebe, und der Ehre, die Du während meiner Lebenszeit genießest, es zu Theil wird, nach meinem Tode Nichts zu sein, ist es an Dir, wenn Du es vermagst, das geltend zu machen, was ich für Dich gethan."

Alle Anwesenden und besonders der Herzog du Maine geriethen bei diesen so plötzlichen, so unerwarteten, durch Nichts hervorgerufenen und so ganz gegen die Gewohnheit des Königs im höchsten Aerger hervorgestoßenen Worten in die äußerste Bestürzung. Sie schlugen die Augen nieder und warteten mit verhaltenem Athem der Dinge die da kommen würden. Doch der König hatte seinem Aerger Luft gemacht, das war genug. Er schwieg. Auch keiner der Höflinge wagte die peinliche Stille zu unterbrechen. Erst als der König den

Digitized by Google

Saal verlassen und in sein Cabinet eingetreten war, athmete man wieder auf.

Jetzt schwand der Schleier vor den Augen der Höflinge, die so lange mit Erstaunen und Verlegenheit der so auffälligen und so anhaltenden Veränderung im Benehmen des Herzogs du Maine gegen seinen Vater zugeschaut hatten. Jetzt erfuhren sie, worauf der maßlose Ehrgeiz des Herzogs hinzielte, und welche Gewalt er der Schwäche des Königs angethan haben mußte. Zwei Tage darauf klärte sich die Sache vollkommen auf.

XI.

Am 28. Juli 1714 erschien ein Edict, welches besagte, daß Louis Auguste de Bourbon, Herzog du Maine, und Louis Alexandre de Bourbon, Graf von Toulouse, sowie ihre Nachkommen das Recht erhalten sollten, falls im Laufe der Zeit alle legitimen Prinzen des Bourbonischen Königshauses ausstürben, für sich und ihre männlichen Nachkommen die französische Krone zu erben, und daß ihnen allen derselbe Rang und dieselben Prärogative zu Theil werden sollten, welche die Prinzen vom Geblüte besäßen.

So wurden sie, die Sprößlinge eines doppelten Ehebruches, aus der Schmach ihres sündhaften Ursprungs zu den höchsten Ehren, bis in die unmittelbarste Nähe des Thrones erhoben, und Ludwig XIV ließ sich, wenngleich widerwillig, so sehr von ihrer Ueberredung und ihrem Trotze beherrschen, daß er vergaß, daß seine Krone doch immer nur ein Fideikommiß war, das ihm nicht eigenthümlich gehörte, über dessen Rechte er nicht willkürlich schalten durfte, und daß er sich sogar, im äußersten Mißbrauch seiner Gewalt, selbst über das Erlöschen seines legitimen Stammes hinaus über die Zukunft der Nation durch eine bindende Verfügung zu entscheiden anmaßte.

In der That war dies Edict ein directes Attentat gegen die bisher unbescholtene Ehre der Krone, eine Verhöhnung der Nation, eine Umkehrung der heiligsten durch die ganze Dauer der Monarchie bekräftigten Rechte, es war die unsittlichste Uebertreibung des Grundsatzes der Willkür Ludwig's XIV: l'état c'est moi.

Lag darum wohl der Gedanke so fern, daß der Herzog du Maine und Frau von Maintenon ihre Augen unmittelbar auf die

Digitized by Google

Krone gerichtet hatten und daß sie dies Edict als die letzte Sprosse betrachteten, von der sie sich endlich zum Besitze des so leidenschaftlich ersehnten Gutes aufschwingen könnten? — —

XII.

Durchlaufen wir jetzt einmal die ganze Reihenfolge der Ehren, durch welche die Bastarde bis zu diesem höchsten Gipfelpunkte der Größe erhoben worden waren.

Im Jahre 1673 wurde der Herzog du Maine legitimirt, im Jahre 1681 der Graf von Toulouse.

Im Jahre 1674 ward der kaum vierjährige Herzog du Maine zum Generalcommandanten der Schweizergarde ernannt; in seinem zwölften Jahre, 1682, ward ihm das Gouvernement von Languedoc verliehen; ein Jahr später ward der Graf von Toulouse, damals fünf Jahre alt, zum Admiral der französischen Flotte ernannt.

1686 ward der Herzog du Maine im sechszehnten Jahre Ritter des heiligen Geist-Ordens, 1688 General der Galeeren; 1689 ward der Graf von Toulouse im elften Jahre Gouverneur von Guyenne, in demselben Jahre der Herzog du Maine Oberbefehlshaber der Cavalerie des flandrischen Heeres, 1692 Generallieutenant und 1693 der Graf von Toulouse Ritter des heiligen Geist-Ordens.

1694 ward der Herzog du Maine zum Generalfeldzeugmeister ernannt und in demselben Jahre sowohl seinem Bruder wie ihm und seinen Kindern ein unmittelbar auf die Prinzen vom Geblüt folgender, den Pairs aber vorangehender Mittelrang zwischen dem Königshause und dem Adel angewiesen und die Ehre zuertheilt, daß der erste Präsident des Parlamentes sich bei der Stimmenabnahme vor ihnen entblößen, sie mit einer Verbeugung begrüßen, und daß beim Hinausgehen aus dem Parlamente ein Thürsteher sie bis an ihren Wagen begleiten sollte.

Im selben Jahre trat auch der Herzog du Maine als Graf von Eu und französischer Pair ins Parlament ein, jedoch ward ihm ein Eid abgenommen, während die Prinzen vom Geblüte nicht schworen.

1695 ward die Herrschaft Aumale zu Gunsten des Herzogs du Maine und seiner Nachkommen zur Pairie und zum Herzogthum er-

Digitized by Google

klärt; zu Gunsten des Grafen von Toulouse ebenso die Herrschaft Penthièvre.

1698 ward der Graf von Toulouse zum Gouverneur der Bretagne ernannt, 1703 zum Generallieutenant und Oberbefehlshaber der Cavalerie, und 1705 wurden die Herrschaften Arc und Chateauvillain zur Pairie und zum Herzogthum Chateauvillain erhoben.

Außerdem waren ihnen Beiden im Laufe der Zeit stillschweigend fast alle Ehrenbezeugungen und Auszeichnungen der Prinzen von Geblüt zu Theil geworden.

Im Jahre 1710 wurden den Söhnen des Herzogs du Maine, dem Prinzen von Dombes und dem Grafen von Eu derselbe Rang und dieselben Ehren zuerkannt, die ihr Vater besaß.

1711 wurde zu Gunsten des Grafen von Toulouse das Marquisat Rambouillet zur Pairie und zum Herzogthum erhoben; 1712 die beiden Söhne des Herzogs du Maine zu Gouverneuren von Languedoc und Guyenne ernannt, und jetzt (1714) war durch jenes unlängst erlassene Edict der gesammten Bastardschaft das Erbfolgerecht auf die französische Krone zuerkannt.

XIII.

Der Graf von Toulouse, den wir so oft in diesem Verzeichnisse genannt, war ein verständiger Mann und durchaus nicht ehrgeizig. Er ließ sich mehr gefallen, daß ihn die Güte und der Stolz seines Vaters mit Auszeichnungen überhäufte, nahm sie mehr hin, weil sie ihm gegeben wurden, als daß er sie begehrt und erstrebt hätte. Auch diese neue Ehre war ihm fast wider seinen Willen zuertheilt worden, und er antwortete denen, die ihn beglückwünschten: „Die Sache wäre recht schön, wenn sie nur Bestand hätte und ihm einen Freund mehr verschaffen könnte."

Er besaß eine sehr kalte, phlegmatische Natur, nur wenig tiefere Begabung; aber ein gerader Sinn und ein ehrenhafter Charakter ersetzten ihm den Schwung des Geistes. Er war stets sehr abgemessen in seinem Benehmen, ernst, schweigsam und zurückhaltend, und seine ruhige Besonnenheit bewahrte ihn vor einem Ehrgeiz, dessen Gefahren er weit schärfer und richtiger erkannte, als sein ihm sonst in geistiger Beziehung so sehr überlegener Bruder. Der Unterschied des Charakters, der dem Einen die Feindschaft, dem Anderen

Digitized by Google

die Sympathie aller Welt zugezogen, hatte die beiden Brüder gegen einander erkältet. Der Herzog du Maine beneidete den Grafen von Toulouse um die ihm so allgemein gezollte Achtung, und die Herzogin du Maine, die ihren Schwager wegen seines kalten Phlegma's unausstehlich fand, während sie wiederum diesem wegen ihrer excentrischen Ueberspanntheit im höchsten Grade mißfiel, bemühte sich, sie einander noch immer mehr zu entfremden. Doch kümmerte sich der Graf wenig um seines Bruders und seiner Schwägerin Abneigung. Er kam nur selten mit ihnen zusammen, wie er sich überhaupt gerne von allen Bewegungen und Intriguen des Hofes fern hielt.

Seine Neigungen waren mehr auf praktische Lebensverhältnisse gerichtet und er befliß sich, seine Aufmerksamkeit den Handels- und Finanzverhältnissen des Staates zu widmen, und besonders, sich im Seewesen, für das ihn sein ruhiges, phlegmatisches Temperament so sehr geeignet machte, auszuzeichnen. Wie wir gesehen haben, war er schon im fünften Jahre seines Lebens zum Admiral der französischen Flotte ernannt worden, und war auch diese Gunst zu frühzeitig gewesen, so rechtfertigte er sie doch später durch sein eifriges Bemühen, sie zu verdienen. Unmittelbar nach der Einnahme von Gibraltar griff er die englische Flotte, die schon damals die Herrin des Meeres war, im Angesichte von Malaga an, zeichnete sich in diesem Seetreffen durch Unerschrockenheit aus und bewies in allen seinen Anordnungen die besonnenste Einsicht. Blieb auch die Schlacht unentschieden, so erwarb er sich wenigstens den Ruhm, sich ehrenvoll und ohne den mindesten Verlust mit den fünfzig Linienschiffen und achtzig Galeeren, die er commandirt hatte, zurückgezogen zu haben.

XIV.

Am 2. August ward das die Thronfolge betreffende Edict vom 28. Juli in die Protocolle des Parlamentes eingetragen.

Im großen Versammlungssaale des Justizpalastes, wo sich bei feierlichen Gelegenheiten das gesammte, aus neun Kammern bestehende Parlament, die königlichen Prinzen und die Herzöge und Pairs vereinigten, war ein kleiner viereckiger Platz dem Throne gerade gegenüber, „das Parquet“ genannt, abgesondert. Nur der erste Prinz vom Geblüt durfte von Alters her außer dem Könige

Digitized by Google

selbst diesen Platz überschreiten, um seinen Sitz im Parlamente einzunehmen. Der Prinz von Condé veranlaßte eine Erweiterung dieses Vorrechtes. Als er, noch Prinz von Enghien, einmal seinen Vater ins Parlament begleitete, folgte er diesem auch über das Parquet und setzte, ungeachtet derselbe ihn abhalten wollte, ruhig seinen Weg fort, indem er sprach: „Gehen Sie nur immer weiter; wir wollen sehen, wer es wagt mich zu hindern.“ Man hinderte ihn auch nicht, und er machte fortan dies Ueberschreiten zu seiner Gewohnheit. Die übrigen Prinzen vom Geblüt wollten ihm aber dies Vorrecht nicht allein gönnen; sie ahmten ihm nach und es ward fortan feststehender Gebrauch, daß alle Prinzen vom Geblüte diese Ehre genossen. Als legitimirte Prinzen waren der Herzog du Maine und der Graf von Toulouse bisher noch von ihr ausgeschlossen gewesen; jetzt bei der Einregistrirung des Edictes, das noch den letzten Unterschied des Ranges zwischen ihnen und den übrigen Prinzen des französischen Königshauses aufhob, sollte sie ihnen zum ersten Male zu Theil werden; aber nicht, ohne daß die öffentliche Stimmung, soweit sie überhaupt zu jener Zeit sich geltend machen konnte, ihnen zu erkennen gab, wie sehr man sie als unberufene Eindringlinge betrachtete.

Als sie in ihren goldbrokatenen Gewändern, den mit Hermelin gefütterten Herzogsmantel von violettem Sammet über der linken Schulter, langsam das Parquet durchschritten, empfing sie ein allgemeines Gemurmel des Unwillens. Doch der Herzog du Maine, in dessen Haltung und Miene sich bei dieser Gelegenheit so recht die Heuchelei seines Charakters kundgab, that, als ob er es nicht bemerke oder als ob er diese Aeußerungen des Mißfallens für Zeichen freudiger Zustimmung nehme; und auf sein Rohr sich stützend, hielt er bei jedem Schritte inne, um mit verstellter Demuth nach allen Seiten zu grüßen. Sein Gesicht, das er mühsam in sanften Ernst zurecht gelegt, sollte ausdrücken: Ich bin nicht würdig, und doch funkelten seine Augen im Entzücken höchster Freude. Auf seinem Platze angelangt, wiederholte er nochmals seine tiefen Verbeugungen nach allen Seiten, dann erst setzte er sich.

Der Graf von Toulouse benahm sich mit verschämter Bescheidenheit. Aeußerlich kalt wie gewöhnlich, die Augen gesenkt, seine Verbeugungen abgemessen, unbeweglich und in sich gekehrt auf seinem Platze sitzend, schien er durch seine Haltung auszusprechen, daß er sich beengt und befangen fühlte, und daß er sich dieser Anordnung mehr fügsam unterwürfe, als daß er sie gewünscht hätte.

Digitized by Google

Das Parlament, welches das Edict als einen Widerspruch gegen die französischen Sitten und Gesetze mißbilligte, sprach selbst durch die Ausdrücke des Protokolls über die Einregistrirung aus, daß es zwar dem Willen und bestimmten Befehl des Königs in einer Zeit, wo jede Vorstellung untersagt war, gehorchte, aber durchaus nicht mit dieser die heiligsten Staatsgesetze verletzenden Verfügung übereinstimmte.

Aus denselben Gründen konnten die Prinzen vom Geblüte, wenngleich sie innerlich auf das äußerste erbittert waren, nicht gegen diese Verletzung ihrer Ehre und Herabwürdigung ihres Ranges protestiren. Allein sie dachten schon an die Zeit, wo sie ihren Widerspruch kundgeben könnten und würden. Das Schweigen der Versammlung war zum Aerger des Herzogs du Maine allgemein, ja manchmal ward es sogar von einem dumpfen, nur gewaltsam zurückgedrängten Gemurmel unterbrochen. Die Blicke Aller, außer dem ersten Präsidenten, der von der Hofpartei erkauft war, zeigten, wie groß der Unwille über eine so maßlose Erhöhung war, und wie widerwillig man sich einer so willkürlichen Ausschreitung der königlichen Machtvollkommenheit fügte, deren anstößiges Aergerniß der König selbst sich nicht verhehlt hatte, und die er sich nicht erlaubt haben würde, hätte er nicht seine Ruhe der Pein vorgezogen, fortwährend dem unablässigen Andringen und mürrischen Schmollen seiner Vertrauten widerstehen zu müssen.

XV.

Niemand aber war über diese Rangerhöhung so entzückt, vielleicht nicht einmal der Herzog du Maine selbst, wie seine Gattin. Sie hatte es immer als eine Entehrung betrachtet, die Frau eines Bastards zu sein; und außer dem eigenen Ehrgeiz des Herzogs war der ihrige vielleicht die Haupttriebfeder bei seinen unausgesetzten Bestürmungen des Königs gewesen.

Sie war eine Tochter des Prinzen Condé und wie alle ihre Geschwister von fast zwerghaftem Wuchse. Der berühmte Condé, ihr Großvater, der sehr groß war, scherzte häufig über diese Kleinheit seiner Enkel und sagte: „wenn sein Stamm in demselben Grade fortfahren würde, sich zu verkleinern, wie bisher, so würde zuletzt nichts mehr davon übrig bleiben.“ — Als die Ursache dieser auffälligen Erscheinung betrachtete man einen Zwerg, den die Prinzessin

Digitized by Google

Condé besaß. Wenigstens bestand eine auffällige Aehnlichkeit des Wuchses und der Gesichtszüge zwischen jenem Zwerg und ihren Kindern, und sie war keineswegs so tugendhaft, um über den Verdacht einer lüsternen und noch dazu so pikanten Ausschreitung erhaben zu sein. Bei Streitigkeiten mit ihrem Gatten pflegte sie ihm Schweigen zu gebieten und, selbst wenn sie nicht allein waren, zu äußern: „sie besäße größere Bedeutung als er; sie könnte wohl ohne ihn Prinzen vom Geblüte in die Welt setzen, er aber nicht ohne sie."

Bei ihrem zwerghaften Aeußern besaß die Herzogin du Maine, wenn auch durchaus keinen großen, doch einen sehr rührigen, quecksilbernen Geist, und ein sich bis ins Krankhafte steigerndes leidenschaftliches Temperament.

Sie war eine durch und durch excentrische Frau, für alles Ungewöhnliche, Phantastische eingenommen und mehr in den Träumen einer erhitzten Einbildung als in der Wirklichkeit lebend. Durch die Lectüre schlüpfriger Romane und schwülstiger Trauerspiele, die sie fortwährend auswendig lernte und mit Pariser Schauspielern auf ihrem Privattheater aufführte, hatte sie sich eines gesunden, normalen, der Prosa des Lebens entsprechenden Urtheils beraubt, und durch ein krankhaftes Nachhängen ihrer überspannten Launen sich in eine wirklich barocke Geistesrichtung hineingelebt. Trotz ihrer Kleinheit glaubte sie doch immer, eine große Heldin zu sein, die weit über das Gewöhnliche des Lebens hinausrage, aber das Unglück habe, nie von den sie umgebenden Alltagsmenschen verstanden zu werden. Ungewöhnlich war sie freilich in jeder Beziehung, aber die vermeintliche Größe fehlte ihr.

Allerdings ließ sich ihr ein scharfer Verstand und eine bewegliche Vielseitigkeit des Geistes nicht absprechen; jedoch der Fülle ihrer Anschauungen entsprach nicht die Gesundheit und Wahrheit derselben. Sie war auch muthig und unternehmend, ja fast verwegen, allein ihr Muth war fast mehr theatralischer Aufputz, eine phantastische Aufwallung, ein Prunken mit stolzen Worten und hochherzigen Gesinnungen, als eine der Gefahr und dem Augenblicke der Verwirklichung eines kecken Entschlusses Stand haltende Kraft der Seele. Sie war aber wenigstens offen und weit entfernt von der schleichenden Feigheit ihres Gatten, dem sie seine arglistige Klugheit, seine versteckten Umwege oft mit verächtlichem Unwillen als elende Schwäche, kleinmüthige Feigheit vorwarf.

Ueberhaupt beherrschte sie den Herzog vollkommen. Ueber die geringsten Kleinigkeiten, worin er gegen ihre Launen verstieß, konnte

Digitized by Google

sie in leidenschaftliche Aufwallung gerathen, über ein Nichts den tollsten Lärm erheben, und mit ihren wüthenden Zornausbrüchen ihn so erschrecken, daß er manchmal kein Wort zu äußern vermochte, sich zaghaft ihrem Willen beugte und ihr eine solche Herrschaft über sich einräumte, daß sie sich in späteren Jahren sogar thätlich an ihm zu vergreifen wagte.

Nahm er sich aber dennoch zuweilen heraus, ihr sanfte Vorstellungen über ihre oft wunderliche Lebensweise, ihre Verschwendung oder ein anstößiges Verhältniß mit dem Cardinal von Polignac zu machen, so behandelte sie ihn mit dem verächtlichen Hochmuth eines empörten Stolzes, warf ihm die Ungleichheit ihrer Geburt und ihres Ranges vor, die große Ehre, die sie ihm mit ihrer Hand erzeigt, sowie seine Unfähigkeit den Werth einer solchen Gabe zu schätzen, und er, der immer fürchtete, daß ihre exaltirte Ueberspannung noch in wirkliche Tollheit ausarten möchte, ließ ihren Zorn in Demuth über sich ergehen, ließ ihr in Allem freien Willen, gestattete ihr die maßloseste Verschwendung, einen ewigen Taumel von Vergnügungen und war nur darauf bedacht, sich ihre Zufriedenheit zu erhalten.

Seit langer Zeit hatte sie sich schon von der Etikette des Hofes freigemacht. Das Joch der täglichen Anwesenheit, der fügsamen Unterwürfigkeit unter die Regeln des Ceremoniells und alles dessen, was sie Zwang nannte, drückte sie und sie warf es deshalb ab. Sie nahm weder auf den König noch die Frau von Maintenon die geringste Rücksicht, und Jene, die den Ansichten des Herzogs hinsichtlich ihres Geisteszustandes beigetreten waren, vermochten weder etwas über sie, noch störten sie sie in ihren Neigungen.

Sie lebte fast beständig in dem summenden Gewühle eines Kreises süßlicher Schöngeister auf ihrem prächtigen Schlosse Clagni in der Nähe von Versailles, oder in dem noch prachtvolleren Sceaux, das Ludwig XIV von den Erben Le Tellier's um mehr als eine Million erstanden und seinem Sohne geschenkt hatte.

Dort feierte sie auch jetzt das freudige Ereigniß der neuen Rangerhöhung ihrer Familie und des Eintrittes derselben in die Erbfolgeordnung des französischen Königshauses durch Verdoppelung ihrer verschwenderischen Thorheiten, durch die kostspieligsten Feste, die sie weiße Nächte nannte, und in denen die barockste Laune mit fadem Ungeschmack wetteiferte, durch Bälle und Concerte, Illuminationen und Feuerwerke, Lotterien und Schauspiele, in denen sie selbst als Elmire, Phädra oder Athalie agirte — kurz sie schwamm

Digitized by Google

in einem Meer von Wonne, und rief zu wiederholten Malen aus: „Sie würde festzuhalten wissen, was sie erlangt. Einmal im Besitz des Erbfolgerechtes der Krone, müßte man eher Frankreich in der Mitte und an allen vier Ecken in Brand stecken, ehe man es sich wieder entreißen ließe.“

XVI.

Allein so sicher fühlte sich der Herzog du Maine nicht. Wie groß auch seine Freude war, sie ward getrübt durch den Gedanken, daß seine Größe zwar während der Lebenszeit seines Vaters unantastbar, aber nicht so fest gegründet wäre, um auch den Angriffen der Zukunft widerstehen zu können.

In seiner gewöhnlichen kaustischen Weise pflegte er zu Vertrauten zu sagen: „er käme sich vor wie ein Floh zwischen zwei Nägeln (den Prinzen vom Geblüte und den Pairs), und nur mit großer Mühe würde er der Gefahr, von ihnen zerknickt zu werden, entgehen können.“ Er fürchtete, daß die jetzt noch fast alle minderjährigen Prinzen vom Geblüte nach erreichter Volljährigkeit ihre jetzt schon empfundene Erbitterung über sein und seiner Kinder Eindringen in ihren Rang und ihre Vorrechte thatsächlich äußern und alles Mögliche versuchen würden, ihn wieder aus ihrem erlauchten Kreise hinauszustoßen. Er fürchtete, daß die Pairs, entrüstet über eine so maßlose Erhebung von Menschen, welche die Gesetze eigentlich für ehrlos erklärten und jedes bürgerlichen Rechtes beraubten, sich den Angriffen der Prinzen vom Geblüte verschließen und nicht eher ruhen würden, bis sie ihn wenigstens auf ihre Stufe wieder herabgezogen hätten; und er fürchtete endlich, daß das Parlament, das erst neulich einen so sichtbaren Widerwillen gegen die Protokollirung des, seinen neuen Rang betreffenden Edictes bewiesen hatte, und das mit Ausnahme des ersten Präsidenten — den anstößige Sitten und amtliche Unfähigkeit etwas anrüchig machten — fast ganz aus ihm feindlich gesinnten Männern zusammengesetzt war, das bereitwillige Werkzeug alles dessen sein möchte, was man in Zukunft gegen ihn unternehmen könnte.

Hinsichtlich der Herzöge und Pairs irrte er sich zwar. Sie waren allerdings über den 1694 den legitimirten Prinzen ertheilten Mittelrang zwischen den Prinzen vom Geblüte und ihnen empört gewesen; allein jetzt fühlten sie sich durch die Demüthigung der

Digitized by Google

Prinzen vom Geblüte fast getröstet, zumal da sie nicht zweifelten, daß diese bald einen erbitterten Kampf gegen die Legitimirten beginnen würden. Was dagegen das Parlament und die Prinzen vom Geblüte betraf, war seine Besorgniß nur zu begründet. Die letzteren waren früher gegen den den Legitimirten ertheilten Mittelrang gleichgültig gewesen, aber deren Gleichstellung mit ihnen erregte ihren Unwillen und selbst noch zu Lebzeiten des Königs bewiesen sie, wie wenig geneigt sie waren, einer so willkürlichen Verfügung desselben zu gehorchen.

Es waren in der Condé'schen Familie wegen des Nachlasses des 1710 verstorbenen Prinzen von Condé heftige Streitigkeiten ausgebrochen, die sich nun schon mehrere Jahre hingezogen und Veranlassung zu vielfachen Processen gegeben hatten. Bezüglich eines derselben hatte der Herzog du Maine kürzlich eine Bittschrift beim Parlamente eingereicht und sich in derselben die Eigenschaft eines Prinzen vom Geblüte beigelegt. Er glaubte sich dazu berechtigt, weil ja das am 2. August 1714 in die Parlamentsprotokolle eingetragene Edict ihn und seine Nachkommen fähig erklärte, eventuell die französische Krone zu erben, und ihm damit selbstverständlich auch das Vorrecht der Prinzen vom Geblüte zuerkannte. Allein der Herzog von Bourbon widersetzte sich dieser Annahme und vermochte auch den Prinzen von Conti, obwohl dieser letztere sonst hinsichtlich des Processes gemeinsame Interessen mit dem Herzog du Maine verfolgte, auf der rechtsförmigen Ausmerzung jener vom Herzog du Maine widerrechtlich angenommenen Eigenschaft als Prinz vom Geblüte zu bestehen.

Jetzt erkannte er, wie Recht sein Vater gehabt, als er ihn vor einer Größe gewarnt, die er nicht zu vertheidigen im Stande sein würde. Noch war der König nicht verschieden, und schon wagte man es, die Rechtsgültigkeit seiner Verfügungen zu bestreiten. Auch Ludwig's XIV Stolz fühlte sich empört, daß man so geringe Achtung vor den Ausflüssen seiner Machtvollkommenheit hegte. Gleich in den nächsten Tagen erließ er eine Declaration, die sein höchstes Erstaunen darüber aussprach, daß man die, seinen Söhnen und deren Nachkommen von ihm zuerkannten Titel hätte bestreiten und daß das Parlament einen so unberechtigten Widerspruch hätte dulden können. Er schärfte dem letzteren auf das nachdrücklichste ein, in allen gerichtlichen Acten und Urtheilen die sowohl dem Herzog du Maine und dessen Nachkommen, als dem Grafen von Toulouse beigelegte Eigenschaft als Prinzen vom Geblüte anzuerkennen und

Digitized by Google

überhaupt nicht den geringsten Unterschied zwischen den Prinzen vom Geblüte und ihnen zu machen, obwohl sie in der Reihenfolge derselben als die letzten zu betrachten wären. Dieser Zusatz war nothwendig, weil sonst leicht wieder ein neues Mißverständniß hätte entstehen können.

Nachdem einmal durch jenes Edict und diese Declaration ausgesprochen war, daß fortan eine legitime Ehe im königlichen Hause nicht mehr als Ursprung der Prinzen vom Geblüte betrachtet werden solle, hätte man ohne jenen Zusatz leicht schließen können, daß der König seine Bastarde nicht bloß den Prinzen vom Geblüte gleichstellen, sondern sie sogar über Jene erheben wolle. Denn da das Motiv ihrer Rangerhöhung doch nur ihre Abstammung vom Könige sein konnte, so wurden sie, nachdem einmal ihr Geburtsflecken getilgt war, durch jene Edicte nicht nur als Prinzen vom Geblüte, sondern auch als Söhne und Enkel des Königs sogleich auf die erste Stufe des Bourbonischen Königshauses gestellt.

Der Dauphin und die spanische Linie stammten außer ihnen allein von Ludwig XIV ab. Der Dauphin aber war ein kleines, kränkliches Kind. Die spanische Linie war durch ihre Entsagung von der Thronfolge ausgeschlossen, während der Herzog von Orleans nur ein Brudersſohn des Königs war und alle übrigen Prinzen vom Geblüte von einem Vatersbruder Heinrich's IV abstammten und bis zum heiligen Ludwig hinaufsteigen mußten, um einen König als Ahnherrn zu finden. Wie nahe standen demnach nicht die Legitimirten der Krone, sobald ihr Vater und Großvater das Recht und die Möglichkeit besaß, ihnen aus souveräner Machtvollkommenheit den Vorzug zu ertheilen?

Jetzt freilich hatte Ludwig XIV noch für nöthig erachtet, durch jenen Zusatz jeglichem Mißverständnisse vorzubeugen. Wer weiß aber, ob er bei längerer Lebensdauer, nachdem er seine Bastarde aus der Tiefe ihres zwiefach befleckten Ursprunges bis auf die erste Stufe des Throns erhoben, nicht doch noch auch der letzten Bedenklichkeit seines Gewissens entsagt und ihnen, wenigstens für den Fall des Ablebens des kleinen Dauphins, sogar die Krone mit Hintansetzung aller übrigen Prinzen vom Geblüte zugesprochen haben würde?

Der Ehrgeiz des Herzogs du Maine zielte darauf hin; aber sein Vater starb zu früh für diesen Plan. Er konnte nicht einmal mehr die so eifrig von ihm betriebene Vorbereitung dieses Zieles, seine Ernennung zum Generallieutenant des Königreiches, durchsetzen.

Digitized by Google

XVII.

Inzwischen war aber schon längst sein zweiter Wunsch in Erfüllung gegangen. Ludwig XIV hatte mit ihm, der Frau von Maintenon, dem Marschall Villeroi und dem Kanzler die einzelnen Bestimmungen seines Testamentes verabredet, es dann von Boyfin abfassen lassen und am 2. August unterzeichnet.

Am 26. August ließ er den ersten Präsidenten de Mesmes und den Generalanwalt der Krone d'Aguesseau auffordern, sich am nächsten Tage nach dem Lever in seinem Cabinette einzufinden. Sie erschienen und als sie mit dem Könige allein waren, nahm dieser aus einem verschlossenen Fache seines Schreibtisches ein großes, mit sieben Siegeln geschlossenes Packet, händigte es ihnen ein und sprach: „Meine Herren, hier ist mein Testament; Niemand außer mir kennt dessen Inhalt. Ich übergebe es Ihnen, damit Sie es vom Parlamente, dem ich keinen größeren Beweis meiner Achtung und meines Vertrauens gewähren kann, aufbewahren lassen. Das Beispiel meiner Vorfahren läßt mich freilich nicht verkennen, was auch aus diesem werden kann. Indessen man hat es einmal gewollt, man hat mich darum gequält, hat mir keine Ruhe gelassen, was ich auch habe sagen mögen. Nun wohl, ich habe also diese Ruhe erkauft. Hier ist es, nehmen Sie es, mag daraus werden, was da will. Ich werde zum mindesten Ruhe haben und nicht mehr davon reden hören."

Am folgenden Tage besuchte die Königin von England, die seit Jakob's II Tode ihre Wohnung im Kloster von Chaillot hatte, die Frau von Maintenon. Der König suchte sie bei derselben auf und sagte ihr, sobald er sie erblickte, mit verdrießlicher Miene: „Madame, ich habe mein Testament gemacht; man hat mich so lange gequält, bis ich mich dazu verstanden habe. Ich habe mir (und dabei richtete er seine Blicke auf Frau von Maintenon) endlich meine Ruhe erkauft. Ich weiß wohl, wie unwirksam und nutzlos es sein wird. So lange wir Könige leben, vermögen wir Alles, was wir wollen. Nach unserem Tode sind wir ohnmächtiger als Privatleute. Man braucht nur daran zu denken, was aus dem Testament meines seligen Vaters und so vieler anderer Könige geworden ist. Ich weiß das recht wohl, aber man hat es trotzdem gewollt. Man hat mir nicht Ruhe noch Frieden gegönnt, bis ich es endlich abge-

Digitized by Google

faßt habe. Nun wohl, Madame, jetzt ist es da; mag mit ihm geschehen was will, mich wird man mindestens nicht mehr quälen."

Sobald der erste Präsident und der Generalanwalt der Krone nach Paris zurückgekehrt waren, ließen sie Maurer und Schlosser kommen und führten diese in einen Thurm des Justizpalastes, der sich hinter dem Sitzungssaal des Parlamentes befand. In die Mauer dieses Thurmes ließen sie ein Loch brechen und legten das Testament hinein; dann wurde die Oeffnung durch eine eiserne Thür verschlossen, über der Thür ein eisernes Gitter angebracht und darauf das Ganze wieder zugemauert.

Die Thüre und das Gitter waren mit drei Schlössern versehen und für jedes Schloß ein besonderer Schlüssel; einen davon bewahrte der erste Präsident, den andern der Generalanwalt und den dritten der erste Parlamentsactuar.

Zur selben Zeit war das Parlament zusammenberufen worden und der erste Präsident stattete ihm Bericht von der Audienz ab, die der König ihm und dem Generalanwalt ertheilt. Er schmeichelte darin dem Parlamente wegen des besonderen Vertrauens, das ihm der König durch Ueberantwortung seines Testamentes bewiesen, und stellte es ihm als eine Ehrensache dar, die Achtung und das Zutrauen des Königs durch die gewissenhafteste Aufrechterhaltung aller im Testamente enthaltenen Bestimmungen zu rechtfertigen.

Im selben Augenblicke erschienen zwei königliche Anwälte und überreichten ein Edict, welches der erste Präsident und der Generalanwalt gleich, nachdem ihnen der König sein Testament übergeben, aus den Händen des Kanzlers empfangen hatten. Sie ließen dies Edict in die Parlamentsprotokolle eintragen. Es war kurzen Inhalts: es besagte, das dem ersten Präsidenten und dem Generalanwalt übergebene Packet enthalte das Testament des Königs; durch dasselbe wären die nöthigen Verfügungen hinsichtlich der Vormundschaft, der Erziehung und der Beaufsichtigung des künftigen Königs getroffen, sowie die Wahl eines Regentschaftsrathes angeordnet worden; seine näheren Bestimmungen sollten jedoch aus guten Gründen noch geheim bleiben; — der König beföhle, daß dies dem Parlamente anvertraute Testament in dessen Kanzelei aufbewahrt werden sollte, daß in dem Augenblicke, wo es Gott gefallen würde, ihn aus dieser Welt abzurufen, sich alle Parlamentskammern, die Prinzen und die Pairs versammeln, daß in ihrer Gegenwart das Testament geöffnet und dessen einzelne Verfügungen bekannt gemacht werden sollten, ohne daß es irgend Jemandem erlaubt wäre, denselben zu-

Digitized by Google

wider zu handeln, und daß endlich der Regentschaftsrath Duplicate von besagtem Testament an alle Parlamente des Königreiches senden und von denselben einregistriren lassen sollte.

XVIII.

Ludwig XIV hatte nicht die Wahrheit gesprochen, als er bei der Uebergabe seines Testamentes versicherte: nur ihm allein wäre dessen Inhalt bekannt; wie wir gesehen, hatten viele Rathgeber darauf eingewirkt, ja es ist wahrscheinlich, daß es ganz so, wie Frau von Maintenon und der Herzog du Maine es mit einander verabredet hatten, aufgesetzt worden war.

Auch wir wollen nicht erst seine officielle Bekanntmachung abwarten, sondern uns schon jetzt von seinen einzelnen Bestimmungen in Kenntniß setzen, indem wir dabei zugleich zwei Codicille berücksichtigen, deren eines am 15. April, das andere am 25. August 1715 abgefaßt wurden.

Nominell hatte Ludwig XIV seinen Neffen zwar nicht von der Regentschaft ausschließen wollen, aber factisch waren alle Verfügungen seines Testamentes gegen dessen Rechte gerichtet. Nur den Titel eines Regenten sollte er besitzen; die wirkliche Macht war allein dem Herzog du Maine zugedacht.

Dieser war mit der Vormundschaft für den künftigen König, der Oberaufsicht über dessen Erziehung und der Ueberwachung seiner Person betraut, und ihm der Oberbefehl über die gesammte Hausmacht des künftigen Königs ohne irgend eine Unterordnung unter den, dadurch machtlos in seine Hände gegebenen Regenten zuerkannt worden. Um jedoch jeden Verdacht eines unberechtigten Herrschaftsstrebens von sich abzulenken und zugleich durch die Mehrheit der Vorsichtsmaßregeln einen noch übleren Schein auf den Herzog von Orleans zu werfen, hatte er sich seinen Bruder substituiren und Villeroi zum Gouverneur ernennen lassen. Zum Lehrer des künftigen Königs war der Bischof von Fréjus ernannt, Saumery und Ruffé, zwei Creaturen des Herzogs du Maine, zu seinen Unterhofmeistern, die Herzogin von Ventadour zu seiner Gouvernante und der Père Le Tellier zu seinem Beichtwater.

Aber auch hinsichtlich der Verwaltung des Staates mußte die Freiheit des Herzogs von Orleans gefesselt werden. Ihm ward deshalb ein Regentschaftsrath an die Seite gestellt, der aus den

Digitized by Google

Prinzen vom Geblüte nach vollendetem vierundzwanzigsten Lebensjahre, aus dem Kanzler, den vier Staatssecretären, dem Generalanwalt der Krone und den Marschällen Villeroi, Villars, Uxelles, Tallard und Harcourt — mit Ausnahme des Generalanwaltes lauter dem Herzoge von Orleans abgeneigten und mit der Kabale aufs innigste befreundeten Männern — zusammengesetzt war. Alle Geschäfte sollten nach Stimmenmehrheit entschieden werden und der Herzog von Orleans, ohne irgend einen vorwaltenden Einfluß, nur das präsidirende Haupt dieses Rathes sein.

Allerdings wäre es nicht weise gewesen, ohne einige beschränkende Vorsichtsmaßregeln die Vormundschaft über das königliche Kind seinem präsumtiven Erben einzuräumen, dem gerade am wenigsten an seiner Erhaltung gelegen sein konnte und auf dem überdies die Wucht der furchtbarsten Beschuldigungen lastete. Allein es war ebenso wenig weise, solche Beschränkungen zu treffen, die ihn in den Augen der Nation entehrten, indem sie ihm jeden Beweis des Vertrauens entzogen, ihm jeden Einfluß, jede Selbstständigkeit raubten, seinen Feinden die ihm entrissene Gewalt in die Hände gaben und ihn durch diese widerrechtliche Parteilichkeit anspornten, sein Recht und die ihm gebührende Autorität zurückzufordern.

Wenn wirklich der König Mißtrauen in seinen Charakter setzte und ein so kostbares und zerbrechliches Pfand, wie das jugendliche Leben seines Nachfolgers, seinen Händen nicht anvertrauen zu dürfen glaubte, dann hätte er doch lieber, um wenigstens den Gefahren einer getheilten und fortwährend streitigen Autorität vorzubeugen, dem Rathe Derer folgen sollen, die ihm als einzige zweckmäßige Maßregel vorschlugen, die Generalstaaten zusammenzurufen und von diesen einen künftigen Regenten wählen zu lassen. Eine solche Versammlung, allein für diesen Zweck noch zu Lebzeiten des Königs berufen, würde ohne störende Uebergriffe gehandelt, sich ohne Widerstand wieder aufgelöst und einen Regenten ernannt haben, dessen Recht eben durch diese Wahl der Vertreter der Nation über jeden Angriff erhaben gewesen wäre.

Und selbst wenn dann auch dem Herzog du Maine die Regentschaft und die Vormundschaft zuerkannt worden wäre, so würde das Unrecht, das eine aus eigener, willkürlicher Machtvollkommenheit stattfindende Berufung desselben von Seiten des Königs den Rechten, Gesetzen und Sitten des Reiches zugefügt hätte, durch die Verkündigung des Willens der Nation aufgehoben worden sein.

Digitized by Google

Auch noch ein anderer Rath sprach sich dem Könige aus. Man schlug ihm vor, eine Art von Nationalhof einzusetzen, zu dem von jedem Parlamente des Reiches ein Deputirter und ein anderer von den Ständen einer jeden Provinz zugelassen würde. Dadurch würde ein mächtiger und einsichtsvoller Senat gebildet werden, vor dem die bösen Absichten des Regenten verschwinden müßten.

Aber auch dieser Vorschlag widerstand dem Könige ebenso sehr wie der vorige; er wollte nichts von einer Berufung von Vertretern, nichts von Wahlen, von Parlamenten und Ständen hören. Sein Wille allein sollte geltend sein.

Wenn er auch manchmal in seinem Herzen das geheime Vorgefühl des Gegentheils empfand und sogar aussprach, so hatte ihn gleichwohl der so allgemeine und so unbedingte Gehorsam aller Klassen seiner Unterthanen dermaßen verblendet, daß er sich schmeichelte, auch nach seinem Tode würden seine letztwilligen Verfügungen Gesetzeskraft behalten. Sonst hätte er wenigstens dem Rathe Derer Gehör geschenkt, die wünschten, er möchte noch bei seinen Lebzeiten die künftige Regierung regeln und festsetzen, einen Regentschaftsrath ernennen, dessen Verwaltung der seinigen unmittelbar folgen würde, und schon jetzt die Mitglieder desselben in seinen Rath und zu den Geschäften zulassen. Dadurch würde die Nation von der Furcht vor einer unruhigen Zukunft befreit werden und sein Ableben würde so wenig störend auf das einmal Bestehende einwirken, daß nicht einmal die Oberfläche der Staatsgeschäfte davon berührt werden würde, und man nur fortzuführen brauchte, was er eingesetzt und angefangen hätte.

Allein der Herzog du Maine sah ein, daß er dann gezwungen sein würde, schon jetzt seine Pläne zu enthüllen, daß dadurch der Herzog von Orleans Gelegenheit erhielte, gegen Alles, wodurch er seine Ehre und sein Recht beeinträchtigt glauben könnte, Vorbereitungen zu treffen, und daß überdies alle Die, welche sich von den zu besetzenden Stellen ausgeschlossen sehen würden, Anhänger Jenes und seine Feinde werden würden.

Ludwig XIV aber war müde; jede Anstrengung der Ueberlegung, jede Willensäußerung scheuend, jeder Neuerung abhold, wollte er Ruhe haben, so lange er noch lebte. Er fürchtete die Zudringlichkeit und die Intriguen Derer, die sich um die neuen Stellen bewerben würden, ihre Unzufriedenheit, ihren Aerger, wenn sie sich abgewiesen sähen — so ließ er Alles beim Alten und gab die Zukunft seines Volkes der Gefahr eines Bürgerkrieges preis. Denn

Digitized by Google

wie sehr auch seine eigenen Worte bei der Uebergabe seines Testamentes an die Vertreter des Parlamentes die Kraft desselben abgeschwächt, es blieb darum doch eine furchtbare Waffe in den Händen einer dem Herzoge von Orleans feindlichen Partei, und wäre der Herzog du Maine ebenso muthig gewesen, wie er ehrgeizig war, so hätten sich vielleicht die blutigen Kämpfe der Minderjährigkeit Karl's VI erneuert.

XIX.

In der Stimmung der öffentlichen Meinung sprach sich diese Furcht in lebhaftester Weise aus. Als sich am Nachmittage nach der Uebergabe des Testamentes die Nachricht verbreitete, der König hätte ein Testament abgefaßt und dem Parlamente anvertraut, erregte sie sogar am Hofe die größte Bestürzung, und nur die Creaturen der Kabale konnten ihren Beifall und das Lob des Königs nicht laut genug erschallen lassen.

Aber in der größeren Oeffentlichkeit erregte das Gerücht eine noch ängstlichere Stimmung. Man konnte sich nicht verhehlen, daß das Testament nur gegen den Herzog von Orleans gerichtet sein könnte, weil man sonst die Dinge ihren gewöhnlichen Lauf hätte nehmen lassen können. Wie man aber auch von ihm denken mochte (und die mit so nachhaltigem Eifer gegen ihn aufgeregte Stimmung hatte sich kaum verändert), welche Ansichten man sich auch von seinem Charakter und seinem Antheil an den unglücklichen Ereignissen, die das königliche Haus getroffen hatten, gebildet, konnte sich doch Niemand verhehlen, daß er vermöge des unzweifelhaften und unbestreitbaren Rechtes seiner Geburt nothwendiger Weise Regent des Reiches werden müßte und daß durch jenes Testament nur eine Gewalt errichtet werden könnte, die der seinigen das Gegengewicht hielte. Dadurch aber würden zwei Parteien im Staate gebildet werden; eine jede derselben würde der anderen soviel wie möglich die Ehren und die Rechte der Regentschaft streitig zu machen suchen, Niemand würde sich von der Verbindlichkeit befreit sehen, sich entweder für die eine oder die andere zu erklären, und unvermeidlich müßte daraus ein Bürgerkrieg hervorgehen.

Von wie ungünstigen Vorurtheilen man überdies auch gegen Philipp von Orleans erfüllt sein mochte, so trug dennoch sein Recht,

Digitized by Google

der Ruf seiner Tapferkeit, seiner Einsicht und seiner Talente, sein männliches und freies Wesen und selbst die Ungnade, in der er sich befand, in der Meinung des Volkes den Sieg über den Herzog du Maine davon.

Dieser war durchaus verhaßt. Seine abermalige Rangerhöhung hatte eine allgemeine Erbitterung gegen ihn erregt.

Vergebens hatte der Jesuit Daniel in seiner Geschichte von Frankreich den Rechten königlicher Bastarde das Wort reden müssen; die Beispiele barbarischer Jahrhunderte übten keinen Reiz auf die Franzosen des achtzehnten Jahrhunderts aus. Die Erinnerung nationalen Rechtes war noch nicht so ganz in ihnen erloschen, als daß sie eine Thronfolgeordnung, die das Schicksal Frankreichs eventuell der Bastardrace preisgab, mit knechtischem Beifall hätten begrüßen können. Alles, selbst die Höflinge, murrte über dieselbe und nannte sie eine Verletzung der heiligsten Rechte und Gesetze des Staates, eine Entwürdigung der Nation. Sogar bis in die untersten Klassen war diese Stimmung gedrungen, und wenn das Volk von den Bastarden reden hörte oder sie vorüberfahren sah, gab es seinem Unwillen den unverkennbarsten Ausdruck.

Es war daher eine traurige Vorbedeutung für den Herzog du Maine, daß er zwar erreicht, wonach er so lange gestrebt hatte, daß es ihm aber unter den Aeußerungen allgemeiner Abneigung zu Theil ward. Er hatte geglaubt, alles vorbereitet und jedem Hindernisse vorgebeugt zu haben, indem er den Herzog so verdächtig und verhaßt gemacht hatte. Zum Theil war es ihm allerdings gelungen; aber er glaubte mehr, als wirklich der Fall war. Seine Emissäre hatten ihm sehr übertriebene Berichte von der Aufregung des Volkes hinterbracht, und er ward jetzt in sehr unangenehmer Weise enttäuscht, da sich, anstatt des allgemeinen Beifalls, der, wie er sich geschmeichelt hatte, die Nachricht von der Abfassung eines Testamentes begleiten würde, gerade das Gegentheil kundgab.

Er gerieth darüber in die ängstlichste Bestürzung und Frau von Maintenon war höchst erbittert, daß die öffentliche Meinung ihrem Lieblingswunsch zu widersprechen wagte. Beide aber bestrebten sie sich jetzt, einen undurchdringlichen Kreis um den König zu ziehen und ihn so abzuschließen, daß Nichts von dem allgemeinen Murren des Unwillens zu ihm dringen konnte.

Von jetzt an ließen sie es sich auch wieder mehr als jemals angelegen sein, ihm zu gefallen, ihn zu unterhalten und um ihn her das Lob, die Freude und die öffentliche Bewunderung erschallen zu

Digitized by Google

lassen, die ein so edler und weiser Act, der zugleich so nothwendig für die Erhaltung der Ordnung und Ruhe des Staates wäre, erregt hätte. Ludwig XIV glaubte ihnen; und theils fühlte sich sein Gewissen erleichtert, theils sein Stolz geschmeichelt, daß selbst diesem Ausflusse seiner Machtvollkommenheit, dessen Willkür er selbst sogar sich nicht verhehlt hatte, der Beifall des Volkes zu Theil geworden war.

Digitized by Google

Siebentes Kapitel.

Der künftige Regent.

I.

Inzwischen war aber, während der Herzog du Maine sich den künftigen Besitz der Macht gesichert zu haben wähnte, auch noch ein anderer Gegner Philipp's von Orleans aufgetreten, der ihm selbst den Reichsverweserstitel streitig machen wollte.

Trotzdem Philipp V, als ihn sein Großvater im Jahre 1712 aufforderte, sich durch die Annahme des Vorschlages des englischen Ministeriums seine eventuellen Rechte auf die Regentschaft oder nach dem Tode des Dauphin auf die Krone Frankreichs zu wahren, sich beharrlich geweigert, trotzdem er allen seinen Rechten feierlich entsagt, hatte er sich jetzt doch wieder überreden lassen, daß ihm die Regentschaft über Frankreich zukäme, und daß die einzige Aenderung, die man hinsichtlich dieses Rechtes zulassen könnte, die wäre, sie in seinem Namen durch einen Stellvertreter ausüben zu lassen.

In Folge dessen traf sein Gesandter, der Fürst Cellamare, mit geheimen Instructionen versehen in Paris ein. Er sollte sich bei dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten, dem Marquis de Torcy, oder auch bei Ludwig XIV selbst nach dem Inhalt des Testamentes erkundigen, lebhaften Einspruch erheben, falls die Rechte des spanischen Monarchen verkannt sein sollten, im entgegengesetzten Falle aber Alles genehmigen, vorausgesetzt, daß der für denselben ernannte Stellvertreter die Billigung Philipp's V fände (à moins que le sujet nommé substitut ne fut reconnu pour non affectionné et contraire à ma personne). Daß diese etwas unbestimmte Voraussetzung von vornherein Philipp von Orleans ausschloß, war deutlich genug.

Digitized by Google

Dieser geheimen Instruction war eine besondere, von Philipp V persönlich ertheilte Vollmacht beigegeben, die Cellamare autorisirte, im Augenblicke des Todes Ludwig's XIV gegen jeden Regenten, der Philipp V vorgezogen werden würde, zu protestiren, etwaige entgegengesetzte Beschlüsse und Pläne aufzuhalten und zu entkräften und dann bekannt zu machen, daß es der feste Entschluß des Königs von Spanien wäre, nicht zu leiden, daß seinen Rechten irgendwie Abbruch geschähe, und daß er mit aller Gewalt dahin streben würde, seine königlichen Rechte, die auf die Gesetze Frankreichs gegründet wären und die er sich schon durch seine besondere Zuneigung und Vorliebe für die französische Nation verdient hätte, aufrecht zu erhalten.

Allein diese Rechte waren längst erloschen. Nicht nur durch den Eidschwur, durch den er im Jahre 1700 vor den versammelten Cortes der französischen Krone entsagt, nicht nur durch die beim Utrechter Friedensschlusse wiederholte ebenso feierliche Verzichtleistung, sondern schon überhaupt durch die bloße Annahme der spanischen Krone. Durch sie hatte er jeden Anspruch auf die französische Nationalität verloren, und noch viel mehr seine Nachkommen, die außerhalb Frankreichs und unter anderen Gesetzen geboren, nichts weiter als Spanier sein konnten.

Das Streben des spanischen Monarchen nach der Regentschaft war demnach durchaus unberechtigt, und Ludwig XIV, der Frankreich nicht noch einmal in einen gefährlichen Krieg mit den Alliirten verwickeln wollte, hütete sich daher wohl, durch irgend etwas diese Ansprüche zu unterstützen, und alle Versuche Cellamare's, etwas Bestimmtes von den Verfügungen des Testamentes zu erfahren, blieben deshalb erfolglos.

Jedoch bemühte er sich auf andere Weise seine Pläne zu fördern. Er ließ es sich angelegen sein, einflußreiche Verbindungen anzuknüpfen, einer Reihe bedeutender Männer Eröffnungen zu machen, und besonders sich in Verkehr mit dem Hause Condé zu setzen.

Das Haus, das von einem Oheim Heinrich's IV, Ludwig I von Bourbon, abstammte, hatte nicht ohne geheimen Aerger den Bruder Ludwig's XIV ein ihm vorangehendes neues Haus Orleans gründen gesehen und seit der Zeit in bald offener bald verdeckter Feindschaft mit demselben gestanden.

Zur Zeit des Utrechter Friedens war das Haupt dieses Hauses der Herzog von Bourbon, ein junger Mann von 21 Jahren, dessen Geist durchaus nicht seinem Alter vorangeeilt war.

Digitized by Google

Er hatte am 15. März der Parlamentssitzung beigewohnt, in der der offene Brief, welcher die Entsagung Philipp's V bestätigte, in die Parlamentsprotokolle eingetragen wurde. In seinen Palast zurückgekehrt, hatte er eine Protestationsacte unterzeichnet, die gegen diese Entsagung Einspruch erhob, obwohl dieselbe, weit entfernt ihm zu schaden, ihn nur dem Throne näher führte. Allein er wünschte keinen Vortheil, der dem Hause Orleans vor ihm zu Gute käme.

Cellamare, der von diesem geheimen Proteste Kunde erhalten, hatte ihn als den Ausdruck einer dem Herzoge von Bourbon mit einer größeren Partei gemeinsamen, seinem Monarchen und dessen Rückkehr nach Frankreich günstigen Stimmung betrachtet. Allein er täuschte sich.

Zwar überhäufte ihn sowohl der Herzog wie alle Uebrigen, mit denen er sich in Verkehr gesetzt, die Herzogin du Maine, der Graf von Toulouse, der Herzog von Noailles, der Herzog von Guiche, Obrist der Garde, Courtenvaux, Hauptmann der Schweizer, die Marschälle Berwick und d'Estrées, Cardinal Polignac und der Marquis de Torcy, sowie noch einige andere bedeutende Männer mit wiederholten Versicherungen ihrer Anhänglichkeit an Philipp V; aber als er ihnen dann seinen Plan einer Regentschaft vermittelst Stellvertretung eröffnete, wurde ein so sonderbarer Plan, der den Stolz der französischen Nation auf das empfindlichste verletzt haben würde, mit allgemeinem Gelächter aufgenommen. Man beschränkte sich darauf, seine Thätigkeit für den Fall zuzusagen, daß der künftige König während seiner Minderjährigkeit seinem Urgroßvater ins Grab folgen sollte.

Dieser Abfall gerade der Männer, auf deren Beistand Cellamare für die Ausführung seines Plans am meisten gerechnet, war von dem Rath begleitet, der König von Spanien möchte sich mit einer Anzahl französischer Deserteure umgeben, aber niemals weder allein, noch mit fremden Truppen die französische Grenze überschreiten.

Gleichwohl hatte Philipp V beschlossen, sich der Grenze zu nähern und die Verwaltung seiner eigenen Staaten einer Regentschaft zu überlassen, während er selbst sich die Regentschaft eines fremden Staates als Abenteurer erobern wollte. Doch als Ludwig XIV die Augen geschlossen hatte, war dieser Plan schon wieder aufgegeben. Cellamare that ebenfalls keine weiteren Schritte,

Digitized by Google

und die Furchtsamkeit des Gesandten ward von der Furchtsamkeit des Herrn gebilligt.

II.

Philipp von Orleans, der Gegenstand aller dieser Intriguen, lebte inzwischen in einer fast gänzlichen Einsamkeit am Hofe. Fast alle Welt mied ihn, die Einen, weil sie wirklich an die Wahrheit der über ihn verbreiteten Gerüchte glaubten, die Anderen, und zwar der größere Theil, um durch seine Annäherung an ihn der Kabale keinen Anstoß zu geben.

Man scheute sich in seiner Gesellschaft öffentlich erblickt zu werden; man entfernte sich, wenn er sich näherte; man lehnte seine Einladungen ab, oder hatte man sie angenommen, so glaubte man sich entschuldigen zu müssen, daß man seinem unaufhörlichen Drängen nicht hätte widerstehen können.

Der Aufenthalt am Hofe ward ihm daher zu einer wirklichen Qual, und so oft es nur die Pflichten seines Ranges erlaubten, eilte er nach Paris, um dort die Pein und die Langeweile eines so unbehaglichen Lebens abzuwerfen. Dort war er ein Anderer, dort konnte er frei aufathmen und sich wieder wohl fühlen, dort brauchte er sich nicht als Zielscheibe einer feindlichen Neugier zu betrachten, und immer zu fürchten, daß man seine Mienen und Worte in gehässiger Absicht belaure. Zwanglos konnte er sich dort in seinen Neigungen ergehen und alle lästigen Erinnerungen in dem Rausche seiner bis zu den äußersten Grenzen der Genußfähigkeit gesteigerten Sinnlichkeit ertränken.

Die cynische Extravaganz seiner früheren wüsten Gelage hatte sich gemildert; seine Vergnügungen waren feiner geworden, von einer vornehmeren, geistigeren Wollust durchwürzt; aber sie blieben darum doch Bacchanalien, schlüpfrige Vorspiele der Orgien der Regentschaft.

Alles war bei diesen nächtlichen Festen auf Erregung lüsterner Sinnlichkeit berechnet. Der prachtvolle, blumengeschmückte und von Wohlgerüchen durchduftete Saal; die strahlende Kerzenbeleuchtung; die ringsum an den Wänden erglänzenden Darstellungen bacchischer und aphrodisischer Scenen; die mit den köstlichsten Speisen und Weinen in silbernen und goldnen Gefäßen besetzte Tafel; die bunte, in ausgelassener Fröhlichkeit lärmende Gesellschaft; Frauen in kecker

Digitized by Google

Nachläſſigkeit zwiſchen den Männern auf ſammtenen Kiſſen hingeſtreckt, das Geſicht zwar mit einer Maske bedeckt, aber ſonſt in faſt phrynenhafter Nacktheit — und in das wirre Geſumme der Freude und des Genuſſes die lockenden Töne einer reizenden Muſik aus der Ferne hineinſchallend.

Die Etikette war verbannt; vollkommene Gleichheit herrſchte unter den Gäſten. Sie alle gehorchten nur dem Vergnügen, und der Gedanke an die draußen beſtehenden Unterſchiede erſtarb in der wollüſtigen Glückſeligkeit des Augenblicks.

So lange man munter war, bewegte ſich die Unterhaltung frei, leicht und hüpfend um die intereſſanten Fragen des Tages, um alles, was reizt und anzieht, um alles, was nur den Köpfen luſtiger Trinker und leichtfertiger Frauen einfallen kann. Man lachte, ſcherzte und ſang, erging ſich in Spott und Witz, erlaubte ſich boshafte Anſpielungen auf den altmodiſch gewordenen Hof, beſpöttelte die dort das Scepter führende Frömmlerin, lachte über die Intriguen, mit denen ſie und ihr Anhang Philipp von Orleans umgarnten, und ſcheute ſich ſogar nicht, ſich die glänzenden Bilder einer ſich bald erfüllenden Zukunft vor das Auge zu zaubern.

Wenn aber die Geiſter allmälig in bacchantiſcher Trunkenheit zu erglühen anfingen, die lauten Stimmen zu flüſtern begannen, die Unterhaltung vertraulich ward und in Seufzern erſtickte, die Blicke feucht und die Zungen ſchwer wurden, dann erloſchen plötzlich wie durch Magie die Kerzen; eine cypriſche Dämmerung breitete ſich aus und die leiſe verhallenden wollüſtigen Laute der Muſik begleiteten die glühenden Sinne in den Taumel der Luſt.

III.

Die Gäſte dieſer Soupers gehörten der debauchirten vornehmen Jugend an, die ſich von der traurigen Einförmigkeit des Hofes, der gleisneriſchen Sittenſtrenge deſſelben beengt fühlte und, weil ſie das Vergnügen höher ſchätzte als die Freuden des Ehrgeizes, gleichgültig gegen das Urtheil der Welt war.

Sie kümmerten ſich nicht darum, ob das Gerücht Philipp von Orleans Recht oder Unrecht that; ſie kannten in ihm nur den ritterlichen Fürſten, den frohen, lebensluſtigen Genußmenſchen, den gutmüthigen, liebenswürdigen Wirth, den geiſtreichen Zechgenoſſen,

Digitized by Google

und zechten, lärmten und sündigten lieber mit ihm, als daß sie am Hofe beteten.

Ja, Einige dachten auch schon an seine Zukunft, stellten sich absichtlich auf seine Seite, um gewissermaßen gegen den Hof Opposition zu machen, rühmten ihn als den Vertreter der Neuzeit, den Träger einer freieren Denkungsart, als den einzigen Prinzen, der Frankreichs Zukunft begriffe, dem man vertrauen dürfte, und suchten sogar schon in der Stille für ihn zu wirken.

Ueberhaupt waren diese Feste jetzt eigentlich nur der Deckmantel von Bewegungen, mit denen der Herzog den Intriguen der Kabale entgegenzuwirken suchte. Die rauschende Lust, in die er sich stürzte, sollte jedem Argwohn derselben wehren. Sie sollte ihn in den Strudel der Vergnügungen versunken glauben, damit er sich um so leichter auf die Ereignisse der Zukunft vorbereiten könnte.

Wenn die Kabale sich geschmeichelt hatte, daß er wegen seiner Trägheit und leidenschaftlichen Genußsucht sich gerne der Last der Geschäfte enthoben sehen und ihren Verfügungen kaum große Schwierigkeiten bereiten würde, so hatte sie nicht so ganz Unrecht in ihrer Annahme, und dabei zugleich seinem Charakter weit größere Gerechtigkeit widerfahren lassen, als indem sie ihn durch ihre Gerüchte von unersättlichem Ehrgeiz erfüllt darstellte.

Allein war er auch durchaus nicht ehrgeizig, so besaß er doch ein lebhaftes Ehrgefühl, und in der Alternative, in die Jene ihn versetzt, entweder sich ihrer Macht willenlos preisgegeben und entehrt zu sehen, oder seine Geburtsrechte geltend zu machen, schwankte er keinen Augenblick, sich das, was man ihm widerrechtlich entreißen wollte, auf jede Weise zu wahren.

Deshalb war er auch jetzt so gerne in Paris. Die Erbitterung, die dort früher gegen ihn geherrscht, war wieder eingeschlummert, und die Pariser begannen mit einer gewissen Vorliebe auf ihn zu blicken. Das Joch der Frau von Maintenon war ihnen verhaßt geworden. Der allzulange dauernde Absolutismus Ludwig's XIV hatte sie ermüdet. Das Unglück der Zeit, das so lange seine schwere Last auf Frankreich geworfen, hatte sie gegen den König gereizt, dessen falscher Politik sie es zuschrieben. Ueberdies vermochten sie auch dem Enkel Heinrich's IV nicht zu vergeben, daß er sie verlassen und an den „verdienstlosen Günstling", wie sie Versailles nannten, das Mark der Nation verschwendet hatte. Dagegen kannten sie die Vorliebe des Herzogs von Orleans für Paris und schmei-

Digitized by Google

chelten sich, daß er unter seiner Regentschaft diese Stadt zum Sitze der Regierung wählen würde.

Dann war auch Paris der Hauptsammelplatz der Jansenisten. Auf diese stützten sich zumeist die Berechnungen des Herzogs, denn sie bildeten eine zahlreiche Partei und besaßen dadurch, daß sie theils selbst dem Parlamente angehörten, theils in vertrauten Beziehungen zu demselben standen, einen großen, für seine Zwecke wünschenswerthen Einfluß.

Die eigene Ungnade, in der er sich befand, bewirkte, daß Jene, die um diese Zeit unter harten Verfolgungen litten, sich zahlreich um ihn sammelten. Man war von Unwillen erfüllt über das Joch Roms, das der von den Jesuiten mißleitete König der gallikanischen Kirche aufzwängen wollte; man sehnte sich deshalb nach einem Fürsten, der dieselbe von dieser Gefahr zu befreien wagen würde. Freilich durfte man sich vom Herzoge von Orleans wohl kaum einen sehr kräftigen Eifer für die Interessen der Kirche versprechen, aber er verrieth zum mindesten nichts weniger als eine furchtsame Ergebenheit gegen den Willen Roms, und man konnte sicher sein, daß sich unter seiner Regentschaft nicht die grausamen Verfolgungen fortsetzen würden, die jetzt Ludwig's XIV unwissende Intoleranz über Alle verhängte, welche sich seinen, von Père Le Tellier inspirirten Machtsprüchen nicht beugen wollten.

Die bedeutendste Persönlichkeit dieser Partei war der Cardinal von Noailles. Ohne gerade selbst Jansenist zu sein, hatte er sich doch ihnen zugeneigt, sie mehrfach in Schutz genommen und besonders, als die Bulle Unigenitus — das Verdammungsurtheil der Jansenisten, wie wir an anderem Orte sehen werden — 1713 erschienen war, die Annahme derselben beharrlich verweigert.

Früher hatte er in hoher Gunst bei Hofe gestanden. Der König war ihm zugethan, Frau von Maintenon seine vertraute Freundin gewesen, und durch ihre Vermittelung war ihm auch das Erzbisthum von Paris ertheilt worden. Als er sich aber jetzt so offen und so hartnäckig dem Willen des Königs widersetzte, ließ sie ihn, „der den Vortheil des Pater Quesnel dem seiner Familie vorziehe", unbedingt fallen, gab ihn den Jesuiten, seinen erbitterten Feinden, preis und bestimmte gemeinsam mit Jenen den König, einem so starrköpfigen und rebellischen Prälaten Versailles und den Hof zu verbieten.

Um so größerer Beifall ward seiner würdigen Festigkeit dagegen von Seiten der Mehrzahl des Klerus, von Seiten der Universi-

Digitized by Google

täten, der Parlamente und des Volkes, das ihn wegen seiner Tugenden den heiligen Noailles nannte, zu Theil. Es war darum wohl ein großer Gewinn für den Herzog von Orleans, als der in so allgemeiner Achtung stehende und so einflußreiche Erzbischof sich seinen Interessen geneigt zeigte und ihm seine Unterstützung zusagte. Der Herzog versprach dem Erzbischof dafür, daß unter seiner Regentschaft alle die widerlichen Streitigkeiten, die nun schon so lange den Frieden der Kirche trübten und die gallikanischen Freiheiten bedrohten, aufhören sollten und daß er einen geistlichen Gewissensrath einzusetzen beabsichtige, dessen Vorsitz er dem Erzbischofe bestimmt habe.

Durch die Jansenisten wurden ferner Verbindungen mit dem Parlamente angeknüpft, und beschränkten sich diese Beziehungen fürs erste auch noch mehr auf Erforschung der Stimmung und Gesinnung desselben, auf allgemeine Versprechungen, fanden auch noch keine auf einen bestimmten Plan hindeutende Verabredungen statt, so waren sie doch als eine Vorbereitung für einen solchen dem Herzoge von großem Nutzen.

Uebrigens schienen ihm auf einmal alle Geister gewogen, denn der Augenblick nahte, in dem ein ihm günstiger Umschwung eintreten mußte.

IV.

Ludwig XIV war zum alten Löwen der Fabel geworden. Voll Majestät lag er in seiner königlichen Höhle, aber er war krank, mürrisch und nur noch furchtbar in der Erinnerung seiner früheren Macht.

In demselben Grade aber wie seine schwankende Gesundheit den Moment seines Verscheidens den Blicken immer deutlicher enthüllte, ermäßigte sich der Eifer der dem Herzoge von Orleans feindlichen Partei. Der Prinz konnte schon auf den Gesichtern Unruhe und Verwirrung erblicken. Man fing an, sich um das Wohlwollen seiner Freunde zu bewerben, man bemühte sich, seine Creaturen zu gewinnen. Die höchstgestellten Personen des Hofes gingen heimlich, sich ihrer guten Dienste zu versichern, und obwohl es noch Niemand wagte, sich ihm offen anzuschließen, so that doch ein Jeder sein Möglichstes, dem Herzoge zu erkennen zu geben, von wie in-

Digitized by Google

nigen Wünschen für sein Wohl und seine künftige Größe man beseelt wäre.

Zu Denen, die damals das Vertrauen und die Freundschaft des Herzogs besaßen, gehörten vorzüglich Marschall Besons, der Marquis d'Effiat, der Graf von Nocé, der Marquis von Canillac und der Herzog von Saint-Simon.

Marschall Besons, eine jener wuchtigen Rembrandtsgestalten, mit scharf geschnittenen und dunkel gefärbten Gesichtszügen, und einem so großen starkbehaarten Kopfe, daß er oft zur Vergleichung mit dem eines Löwen Anlaß gab, war trotz dieses charaktervollen Aeußern ein an und für sich wenig bedeutender Mann. Anfangs für den geistlichen Stand bestimmt, war er aus Widerwillen dagegen noch fast als Knabe seinem Vater entlaufen und hatte sich unter den Truppen, die im Widerspruch mit dem Pyrenäischen Frieden vom Grafen Schomberg 1661 der Königin Luise Gusman von Portugal gegen Spanien zur Hülfe geschickt worden waren, als gemeiner Soldat anwerben lassen und die Muskete getragen. Der Vater hatte endlich von seinem Abenteurerleben erfahren, und ihm eine Offiziercharge verschafft. Er hatte dann eine lange Reihe von Jahren in allen Kriegen Frankreichs mit Auszeichnung gedient, und sich allmälig bis zur Würde eines Marschalls aufgeschwungen. Aber er war kein Feldherr; er verstand nicht mit eignem Blicke zu sehen, nach eignem Plane zu lenken; er war immer nur ein guter Soldat, der auf gegebenen Befehl tapferen Muthes mit seiner Schwadron in die Schlacht sprengte. In Spanien hatte er eine Zeit lang das Obercommando geführt, aber sowohl den Herzog von Orleans als den Marschall Berwick in sehr ungenügender Weise ersetzt; doch hatte er eben damals dem Herzog in Betreff der ihm schuldgegebenen Umtriebe einige wesentliche Dienste geleistet und erfreute sich seit der Zeit der besonderen Gunst desselben.

Der Marquis d'Effiat war mit einem entschlossenen und herrschsüchtigen Charakter begabt und vermochte sich leicht unter dem Anschein ehrlicher, aber etwas derber Gutmüthigkeit ein Uebergewicht über schwache Seelen zu erwerben, das er, wenn er es einmal erlangt, in sichere unabwerfbare Herrschaft umzuwandeln und mit eigennütziger Anmaßung auszubeuten verstand. Im Einverständniß mit dem Chevalier de Lorraine hatte er den Vater des Herzogs, Monsieur, dessen Oberstallmeister er war, bis an dessen Tod geleitet, alle häuslichen Angelegenheiten desselben fast willkürlich geregelt, und durch die Anhänglichkeit, die Jener für ihn empfand, ihn in eine

Digitized by Google

solche Abhängigkeit von sich zu bringen verstanden, daß er ihn immer mit Autorität, oft sogar mit frechem Uebermuth behandelte.

Auch dem Herzoge von Orleans hatte er eine gewisse Achtung vor seiner willenskräftigen Persönlichkeit, seinem weltklugen Geist und seiner praktischen Tüchtigkeit einzuflößen gewußt; durch mannigfaltige Dienstleistungen sich ihm unentbehrlich gemacht und, ohne es gerade ganz zu verdienen, ihn daran gewöhnt, ihm ein fast schrankenloses Vertrauen zu gewähren. Er war dem Herzoge jetzt besonders nützlich, weil er zu gleicher Zeit in Beziehung zum Herzog du Maine und der Hofpartei stand, und unter dem Scheine gleichgültiger Neutralität, ja sogar heimlicher Vorliebe für sie, sich von ihren Plänen und Vorkehrungen in Kenntniß setzen konnte.

Der Marquis de Canillac war ein sehr geistreicher Mann, sehr belesen, sehr beredt und witzig; frei und gewandt in seinem Benehmen und höchst vornehm und weltmännisch in seinem ganzen Wesen. Ein feiner Beobachter und mit überaus scharfem Blick für das Lächerliche begabt, gewann er Allem stets lieber die schlechte als die gute Seite ab, war daher oft boshaft und würzte gern fast jedes seiner Worte mit beißendem Spott.

Man konnte ihn einen epikuräischen Philosophen nennen, denn er liebte das Vergnügen mit dem wollüstigen Zartgefühl eines Feinschmeckers, aber er gab sich demselben nur so weit hin, wie es die Gesetze der Gesundheit gestatteten. Er wollte den Genuß als Genuß, als ein Vergnügen; er wollte sich die Empfänglichkeit seiner Sinne bewahren, nicht durch groben Gebrauch sie abstumpfen, und darum war er mäßig im Genießen.

Außerdem liebte er nichts so sehr als Selbstständigkeit und zwanglose Freiheit, und um diesem Hange volle Genüge zu thun, hatte er sich freiwillig vom Hofe zurückgezogen und auch seiner militärischen Stellung als Oberst entsagt.

Er war sehr eitel und von sich eingenommen, und weil man von seinen Talenten keinen Gebrauch gemacht und seinen Ehrgeiz unbefriedigt gelassen, war er der ewige Censor des Hofes, haßte er den König, Frau von Maintenon und die Minister, und ließ hinsichtlich ihrer seiner satyrischen Laune, seinem beißenden und scharfen Spott ungescheut den Zügel schießen. Das war einem in Ungnade stehenden Prinzen gegenüber eine Art von Schmeichelei, die nicht verfehlen konnte, demselben zu gefallen. Der Herzog von Orleans fand daher auch großen Geschmack am Umgang mit ihm. Die aus Anmuth, Eitelkeit, Frivolität und Anmaßung gemischte Laune

Digitized by Google

Canillac's fesselte den, alles Pikante so sehr liebenden Sinn des Prinzen; sein Geist und seine gewählte Sprache flößten ihm eine hohe Meinung von seinen Fähigkeiten ein, und seine philosophischen Maximen, mit denen er unaufhörlich moralisirte, denen aber auch sein Leben nicht widersprach, erfüllten den Herzog mit Hochachtung vor seiner geistigen Selbstständigkeit.

Er gab es daher auch zu, daß Canillac, der große Hoffnungen auf die Zukunft des Prinzen baute, und nichts unterließ, die günstige Meinung, die derselbe von ihm hegte, möglichst zu nähren, sich oft das Uebergewicht der Weisheit über ihn anmaßte. Er nannte ihn gern seinen Mentor, aber Canillac wies diese Bezeichnung zurück, weil der Herzog nichts weniger als ein Telemach wäre. Uebrigens rieth er ihm nur zum Guten, und obwohl er an den Gelagen des Palais Royal Theil nahm, ließ er sich doch nie zu irgend einem Excesse hinreißen, sondern ohne auch nur einen Augenblick den Ernst des Anstandes und die Kaltblütigkeit der Mäßigkeit aufzugeben, überwachte er den Herzog mit liebevoller Theilnahme, rieth ihm ab, wenn er in seinen Ausschweifungen zu weit ging, und tadelte ihn freimüthig am nächsten Tage, wenn er sich dennoch von seiner Weinlaune hatte hinreißen lassen.

Der Graf von Nocé war ebenfalls ein Freund des Vergnügens, eine Art von Aristipp, und gefiel dem Herzoge von Orleans, mit dem er zusammen erzogen worden war, besonders wegen der mannigfachen Aehnlichkeiten, die sich in ihren beiderseitigen weichmüthigen Charakteren kundgaben. Beide waren sie mit großen Anlagen begabt, aber die Trägheit ihres Naturells hinderte die Entwickelung oder vielmehr Aeußerung derselben; die Lüsternheit ihres Sinnes lähmte ihre Thatkraft, und die lebensfreudige Leichtigkeit ihres Blutes ließ sie zu oft die Schranken des Anstandes überspringen und zu sehr das Urtheil der Welt verachten.

Doch war Graf Nocé noch indolenter als der Herzog, noch ehrgeizloser. Der süße Genuß schien ihm alleiniger Zweck des Lebens. Nachdem er einige Jahre gedient, um zu beweisen, daß es ihm nicht an Muth und Tapferkeit gebräche, entsagte er dem Dienst, warf sich in begehrlicher Weichlichkeit auf das Rosenlager der Freude und verbrachte von nun an seine Tage in einem ununterbrochenen Traume üppiger Sinnlichkeit; nichts sich versagend, nach Allem haschend, was nur Genuß versprach, unbekümmert um die Angelegenheiten des Staates, unbetheiligt an den Intriguen des Hofes, nur seinen phantastischen Launen, seiner lüsternen Selbstsucht lebend.

Digitized by Google

Aber die Sinnlichkeit verdarb darum doch nicht seinen Charakter; er war und blieb gutherzig und arglos, uneigennützig, freimüthig und voll liebenswürdiger Anmuth. Von allen seinen Freunden gefiel vielleicht er dem Herzog von Orleans am meisten; er war fast dessen Liebling.

Aber der würdigste und hervorragendste seiner Vertrauten war der Herzog von Saint-Simon. Er war einer der tüchtigsten Männer seiner Zeit, ein vollwichtiger Charakter, ein wahrhafter Edelmann. Man braucht nur sein Bild zu betrachten, um eine ehrfurchtsvolle Achtung vor seiner edlen Persönlichkeit zu empfinden.

Die Natur hatte eine Fülle reicher Gaben über ihn ausgeschüttet, aber sie hatte auch seinen Charakter ebenso trefflich gebildet, wie sie seinen Geist geschmückt. Er besaß ein sanftes und wohlwollendes Gemüth, eine strenge und männliche Tugend, einen von edler Liebe für das Wahre und Rechte erglühenden Sinn. Frei von jedem niedrigen Eigennutz, fromm aber nicht frömmelnd, sittenrein und ehrenlauter, strebsam und thätig, ohne doch ehrgeizig zu sein, war er das wirkliche Musterbild eines über die Tiefen des Lebens erhobenen vornehmen Mannes.

Die allgemeine Achtung, die sein Geist und seine Tugend sich erwarben, die ihm selbst unfreiwillig gezollt ward, die ihm sogar Ludwig XIV nie versagte, — obwohl es dem König mißfiel, daß er zu wenig den schmiegsamen Höfling spielte, und zu sehr mit der Unterwürfigkeit des Unterthans die Würde seines Ranges sowie die Unabhängigkeit seiner Meinung vereinigen wollte, — läßt es nur bedauern, daß ein so bedeutender Mann den Reichthum seiner Gaben fast nie dem Tageslicht des öffentlichen Lebens hat darbieten können und daß ihm die Gelegenheit versagt worden ist, bestimmend und leitend in die Verhältnisse des Staates einzugreifen.

Wie aber jedes Bild seinen Schatten haben muß und wohl kein Mensch ganz ohne Fehler ist, so hatte auch der Herzog von Saint-Simon seine Schwächen. Er war zu adelsstolz, ließ sich zu sehr vom Bewußtsein seines hohen Ranges beherrschen, so daß er in der Nation wenig mehr als den Adel, in dem Adel nur die Herzöge und Pairs, und in diesen wieder nur sich oder die Beziehungen Jener zu ihm erblickte. In Folge dessen legte er auch zu großen Werth auf äußerliche Kleinigkeiten, auf Etikette und Ceremoniell, auf Geburt und Alter des Stammbaums, aber im Grunde war diese Schwäche nicht der Ausdruck der Eitelkeit. Es war

Digitized by Google

nur eine Ueberschreitung einer an und für sich vollkommen berechtigten Wahrheit.

Zwar war sein Adelsstolz zu ausschließend, aber er war ihm eingeflößt von dem Bewußtsein der hohen Bestimmung der Aristokratie und er dachte auch nicht bloß an nichtige Ehren, an äußere Vortheile und persönliche Vorrechte; er dachte sich den Adel zugleich als Wächter der Gesetze, als Beschützer des Volkes, als wahrende und fördernde Stütze aller bleibenden Staatsinteressen, und es wäre wahrlich besser für das Dasein des französischen Staates gewesen, wenn alle seine Großen von einem so selbstständigen Stolze auf ihre persönliche Würde und ihren politischen Rang erfüllt gewesen wären. Es hätte dann nicht ein so verhängnißvolles Niederstürzen aller Bollwerke vor der monarchischen Willkür stattgefunden, es wären nicht alle organischen Elemente des Staatslebens beseitigt und erstickt worden und nicht die Möglichkeit der Vermittelung und Versöhnung für Frankreichs politische Zukunft verloren gegangen.

Louis de Saint-Simon hatte von früher Jugend an in freundschaftlichen Beziehungen zu Philipp von Orleans gestanden. Dessen Ausschweifungen hatten freilich oft seine Sittenstrenge verletzt; er hatte sich manchmal, empört über des Herzogs wüstes Leben, von ihm entfernt, aber der gute liebenswürdige Kern, das trotz aller Verirrungen doch immer brave Herz, der (wir wollen uns den Ausdruck erlauben) „noble“ Sinn des Prinzen hatten ihn immer wieder angezogen; und wo er nur seine Gesinnung für ihn aussprechen konnte, stets zeigte er sich von warmer Zuneigung für ihn erfüllt, von wahrem, immer uneigennützigem Eifer für sein Bestes beseelt; und während der Ungnade des Herzogs von Orleans, als die furchtbarsten Beschuldigungen gegen ihn anstürmten und außer den Zechgenossen fast alle seine früheren Freunde ihn mieden, harrte doch Saint-Simon standhaft bei ihm aus, trat ihm mit seinem klugen Rath zur Seite und redete offen und mannhaft ein feuriges Wort der Vertheidigung für ihn.

Philipp von Orleans liebte ihn deshalb, schätzte ihn hoch, vertraute ihm unbedingt, zog ihn fast immer, selbst in Bezug auf die delicatesten und persönlichsten Fragen zu Rath, aber leider waren Saint-Simon's Rathschläge zu sehr die der Klugheit und der Vernunft, zu wenig den Leidenschaften und den Neigungen des Herzogs schmeichelnd, und wie sehr auch dieser innerlich die Richtigkeit und die nützliche Wahrheit derselben anerkannte, seine Sinnlichkeit,

Digitized by Google

seine Willensschwäche, seine Trägheit und seine Abhängigkeit von minder würdigen Vertrauten verhinderte gewöhnlich, daß er sie befolgte.

V.

Diese so sehr von einander verschiedenen Männer bildeten um jene Zeit den hauptsächlichsten Umgang des Herzogs und sie dienten daher auch jetzt als Mittler für alle die, welche sich ihm nähern und ihm die Versicherung ihrer Ergebenheit zukommen lassen wollten.

Und derer waren viele. Die absolute Autorität einer fast siebenundsiebenzigjährigen Regierung hatte jeden Willen geknickt und selbst das Herz und die Gefühle der meisten Glieder der höheren Aristokratie verdorben. Diese war zu einem abhängigen Hofadel herabgesunken. Die kalte Atmosphäre des Hofes hatte ihr den Stolz des Selbstgefühls geraubt und sie mit dem willenlosen und kriechend-unterwürfigen Eifer, aber auch mit der Eitelkeit und der Selbstsucht sclavischer Seelen durchschwängert. Sie betete den König an; sie umkreiste ihn in hehrer Ehrfurcht, wie die Satelliten Jupiter's, aber sie verehrte nicht sowohl ihn, sie verehrte die Macht, die seinem Willen zu Gebote stand. Sie schmeichelte ihm, so lange von seinem Blicke Gunst und Ungnade abhing, aber sie zögerte nicht, als sie sein Auge sich trüben, als sie die alte Sonne untergehen sah, sich anbetend vor der neuen, bisher verleugneten auf die Kniee zu werfen.

Jetzt mied man nicht mehr die Nähe des Herzogs, man horchte schon in ehrerbietiger Achtung auf seine Worte und bald begann man aus demselben Antlitze Glück und Leben zu saugen, das man noch kurz vorher mit verächtlichem Lächeln verhöhnt hatte.

Ja Einige drängten sich gerade deshalb an ihn heran, weil sie fest überzeugt waren, daß er jene ihm so oft schuldgegebenen Verbrechen begangen. Sie erblickten darin die Bürgschaft eines letzten Verbrechens und säumten nicht, ihre Ehrfurcht einem künftigen Regenten darzubringen, dem es bald gelingen würde, sich auch die Krone auf das Haupt zu setzen.

Niemand aber zeigte sich eifriger in dieser Annäherung, Niemand befliß sich mehr, den Andern zuvorzukommen, als der Herzog von Noailles, trotzdem er bisher in der intimsten Verbindung mit der Hofpartei gestanden, trotzdem er ein naher Verwandter der Frau von Maintenon war und die Zuneigung des Königs ihn mit fortwährenden Gunstbeweisen überhäuft hatte.

Digitized by Google

Als dieser letztere noch erst kürzlich in einem Moment, wo ihn die Bullestreitigkeiten und die Verwickelungen mit dem Onkel des Herzogs, dem Erzbischof von Paris, mehr als je in üble Laune versetzt, geäußert hatte: der Name Noailles erwecke jedesmal, wenn er ihn höre, unangenehme Gedanken in ihm, hatte der Herzog geantwortet: „Sire, ich werde meinen Namen ändern, wenn Sie es befehlen. Ich habe von meinen Vorfahren gelernt, keinen andern Willen zu haben, als den meines Herrn."

Aber diese schon wegen ihrer Uebertreibung verdächtige Ergebenheit war nur scheinbar. Die Berechnungen seines Ehrgeizes waren stärker als die Gefühle seiner Anhänglichkeit. Er fürchtete durch ein zurückhaltendes Benehmen seinen Vortheil zu gefährden; er wünschte unter der neuen Regierung eine noch größere Rolle zu spielen als unter der alten, und er trug darum kein Bedenken, seinen Wohlthäter zu verlassen und seine Freunde zu verrathen.

Er hatte im Jahre 1706 vorzugsweise zur Wiedereinsetzung Philipp's V in seine spanische Herrschaft beigetragen. Als dieser sich von den Alliirten bis nach Frankreich hatte zurückdrängen lassen, hatte er ihn wieder nach Madrid geleitet, bevor noch der Courier angekommen war, der den jungen König auffordern sollte, nach Versailles zurückzukehren.

Seit dieser Zeit erfreute er sich der höchsten Gunst. Philipp V ernannte ihn zum Granden, Ludwig XIV ertheilte ihm den Oberbefehl über das französische Heer in Spanien. Er zeichnete sich hier mehrfach aus und eroberte unter anderen Gironna, eine der stärksten und wichtigsten Städte Cataloniens.

Später an den Hof zurückgekehrt, hatte er dort eine hervorragende Stellung eingenommen, und seine Verbindung mit der Frau von Maintenon, deren Nichte er geheirathet, hatte ihn zum regen Theilnehmer an allen Intriguen derselben gemacht.

Er gehörte zu den bedeutenderen Persönlichkeiten jener Zeit; dennoch war er mehr Höfling als Staatsmann, und wie reich und vielseitig sein Geist auch war, wegen der zu fruchtbaren Beweglichkeit seiner Phantasie ermangelte er eines folgerechten Urtheils und der Wahrhaftigkeit des Charakters. Aber eben wegen der Biegsamkeit seiner Gedanken und Gefühle, die so weit ging, daß er jede beliebige Form der Anschauung anzunehmen, und sich fast in die Seele Derer, die er fesseln wollte, hineinzustehlen verstand, vermochte er sich leicht ein Uebergewicht über Andere zu verschaffen. Und wenn er mit schlauer Geschmeidigkeit eine schmeichlerische Unterwür-

Digitized by Google

figkeit heuchelte und mit einer wunderbaren Geschicklichkeit die Schwächen Derer, die er für seine Pläne zu gewinnen strebte, liebkoste, war es fast unmöglich, seiner verführerischen Anmuth zu widerstehen.

Bisher hatte er sich in kalter Gleichgültigkeit, oft sogar in feindlicher Spannung vom Herzoge von Orleans entfernt gehalten; aber da ihm jetzt dessen Geburtsrechte mehr Vertrauen einflößten, als alle Vorkehrungen, mit denen sich die Kabale der Macht zu versichern strebte, so hielt er es für zeitgemäß, sich dem Herzoge zu nähern, um sich aus dieser frühzeitigen Annäherung ein Verdienst zu machen und durch ein gewandtes Spiel vertraulicher Eröffnungen, schmeichlerischer Huldigungen, dienstfertigen Eifers den Herzog so für sich einzunehmen, daß er ihm volles Vertrauen schenken, ihn an seinen Plänen Theil nehmen lassen und als Lohn für seine Hingebung ihm eine der höchsten Stellen der künftigen Regierung, das sehr lucrative Finanzministerium oder wohl gar die Würde eines Premierministers zusagen würde.

Freilich ward ihm wegen seiner bisherigen Verbindung mit der Kabale die Annäherung etwas erschwert; aber er war so geschickt, jener durch den Anschein, als wolle er aushorchen und vermitteln, jeden Argwohn zu benehmen und dem Herzoge von Orleans den Einfluß, der ihm zu Gebote stand, als wichtig und wünschenswerth darzustellen.

Der Herzog von Guiche, sein Schwager, war Oberst der französischen Garden, und Contade, der Major derselben, sein intimer Freund. Vermittelst dieses letzteren hatte er Verbindungen mit dem Präsidenten à mortier, Maisons, angeknüpft, und vermochte so den Anschein anzunehmen, als wolle er dem Herzoge mit der einen Hand die französischen Garden, mit der andern das Parlament zuführen.

VI.

Philipp von Orleans nahm die Eröffnungen, die Noailles ihm machte, freudig auf, ja ließ sich so sehr von dessen gewinnender Ueberredungsgabe einnehmen, daß er ihm rückhaltlos seine Pläne mittheilte, seine Mitwirkung für die Förderung derselben vorzugsweise in Anspruch nahm und ihm als Lohn die Erfüllung seiner ehrgeizigen Wünsche zusagte.

Der Präsident à mortier Maisons, den ein großes Vermögen

Digitized by Google

und eine mit geistreicher Würde unterhaltene Häuslichkeit in Verbindung mit der vornehmen Welt gebracht hatte, und der die hohe Gunst, in der er bisher bei Hofe gestanden, nicht gerne verlieren wollte, wünschte nicht weniger als der Herzog von Noailles eine wichtige Rolle unter der künftigen Regentschaft zu spielen. Er strebte danach, Kanzler zu werden, und versprach unter dieser Bedingung, seinen nicht geringen Einfluß aufzubieten, um das Parlament dem Herzoge von Orleans günstig zu stimmen. Dieser bewilligte ihm, was er verlangte, und machte ihn dadurch zu einer der regsamsten Triebfedern seiner Pläne.

Der Herzog von Guiche, ein verschwenderischer, habsüchtiger und immer bedürftiger Mann, ward, obwohl er bisher auf Seiten der Kabale gestanden, und diese auf seinen, wegen seiner Stellung wichtigen Beistand rechnen zu können glaubte, durch das Anerbieten einer halben Million Livres gewonnen, Contade durch andere Versprechungen.

Der Oberst der Schweizergarde Reynolds und der Generallieutenant der Artillerie Saint-Hilaire (der Sohn des Generals Saint-Hilaire, dem in der Schlacht bei Sasbach dieselbe Kugel, die Turenne getödtet, den Arm geraubt hatte) boten ebenfalls dem Herzog ihre Dienste an, sicherten ihm die von ihnen befehligten Truppenabtheilungen zu und bemühten sich, in ihren Kreisen eine dem Herzoge gleich günstige Stimmung zu erwecken.

Das Militair war ihm überhaupt gewogen. Gewohnt, die Menschen nur im Verhältniß ihres Muthes zu schätzen, hatte es im Herzoge von Orleans den Muth und die Tapferkeit eines Helden, sowie die glänzenden Talente eines Feldherrn erkannt. Es war ihm schwer geworden, daran zu glauben, daß ein so tapferer Mann der ihm schuldgegebenen Verbrechen fähig sein sollte; und eine Ansicht, die nur mit Bedauern gefaßt ist, läßt sich unschwer zerstören. Die, welche früher unter seinen Befehlen gestanden, erzählten, was sie gesehen hatten, rühmten ihn als gut, zugänglich, edelmüthig und talentvoll; die anderen schmeichelten sich, ihn ebenso zu finden, und Alle waren sie von dem einmüthigen Wunsche beseelt, ihm möchte die Macht zufallen, und nicht dem wegen seiner Feigheit von ihnen verachteten Herzog du Maine.

Während er aber auf dieser Seite gesichert war, erlitt er auf der anderen einen empfindlichen Verlust. Der Präsident Maisons, den er eben gewonnen, und der es sich zur Aufgabe gemacht, seine Interessen im Parlamente zu fördern, starb plötzlich, noch einige Wochen

Digitized by Google

vor Ludwig XIV selbst. Der erste Präsident de Mesmes war eine Creatur der Kabale und folglich dem Herzoge von Orleans feindlich gesinnt. Freilich erfreute er sich keiner besonderen Achtung, aber vermöge seiner Stellung war er dennoch im Stande den Wünschen des Herzogs vielfache Hindernisse in den Weg zu legen. Glücklicher Weise näherten sich diesem letzteren aber jetzt zwei der angesehensten Glieder des Parlamentes: der durch seine Einsicht, seine tiefe Rechtskenntniß und seinen geraden, ehrenwerthen Charakter ausgezeichnete Generalanwalt der Krone d' Aguesseau und der als ein sehr gewandter, geistreicher Jurist und Redner berühmte Generaladvocat Joly de Fleury, und da beide auf den größeren Theil des Parlamentes fast maßgebend einwirkten, so sicherten sie ihm durch ihre Parteinahme das ihm so schon sich günstig zuneigende Parlament fast vollkommen.

Die Erkenntlichkeit des Herzogs kam dem Erfolge ihres Eifers, noch zuvor. Er versprach d' Aguesseau das Kanzleramt nach dem Tode Voysin's und Joly de Fleury die sodann erledigte Generalanwaltschaft der Krone.

VII.

Das Parlament kannte Philipp von Orleans als schwach. Es hoffte ihn zu beherrschen, und seinen Ehrgeiz kitzelte die Aussicht, wieder, wie es beim Tode Heinrich's IV und Ludwig's XIII gethan, einen Regenten zu ernennen, und dadurch einen noch entschiedeneren Fortschritt in der Betheiligung an der Staatsverwaltung zu machen.

Zwar war ihm ja gerade das Testament des Königs anvertraut worden. Es war durch Ehre und Gewissen verpflichtet, aus allen Kräften die Bestimmungen desselben aufrecht zu erhalten, aber alle Gewissensbedenklichkeiten überwog der Wunsch, wiederum einen Act souveräner Autorität auszuüben.

Zudem erinnerte es sich, daß seine Vorgänger sich ebenso wenig von den Verfügungen Ludwig's XIII hatten binden lassen. Dieser hatte Alles hinsichtlich der Vormundschaft für seinen Sohn, die er dem Prinzen Condé, und der Verwaltung des Reiches, die er einem Regentschaftsrathe bestimmt hatte, festgesetzt. Die Erklärung darüber war im Parlamente verificirt und niedergelegt, ja sogar vom Parlamente selbst unterschrieben worden, und doch hatte dies, als der König kaum die Augen geschlossen hatte, das Testament desselben cassirt und der erste Präsident Barillon sogar, entweder

Digitized by Google

aus Spott oder in einem Uebermaß von Schmeichelei gegen die zur Regentin ernannte Königin Anna von Oesterreich, vorzuschlagen gewagt: „das Testament des verstorbenen Königs aus den Parlamentsprotokollen auszustreichen."

Das Testament Ludwig's XIV war aber durchaus kein so unverletzlicher Act wie jene Declaration seines Vaters. Diese war noch zu Lebzeiten des Erlassers in die Parlamentsprotokolle eingetragen und veröffentlicht worden, während der Inhalt jenes bis nach dem Tode Ludwig's XIV unbekannt bleiben sollte. Es ließ demnach der Nation oder Denen, die an ihrer Statt zu entscheiden hatten, gewissermaßen die Freiheit und das Recht, ihm ihre Zustimmung zu gewähren oder zu versagen. Das Parlament trat aber vor der Ernennung eines Regenten an die Stelle der Nation und sein Entschluß hing von den Vortheilen, die es sich von der einen oder anderen Entscheidung versprach, sowie von den Antrieben ab, die es empfangen, und von dem Grade der Kraft und des Vertrauens, welches die beiden einander entgegenstehenden Parteien besitzen würden.

Aber trotzdem die Hofpartei auf alle mögliche Weise dem Herzog von Orleans entgegengearbeitet hatte, trotzdem sie dem Herzog du Maine und seinem Anhange alle Macht hatte zuschreiben lassen, zeigte sich doch jetzt, wo das hinschwindende Leben Ludwig's XIV den Gemüthern die Nothwendigkeit, sich zu entscheiden, nahe legte, welch ein geringes Vertrauen man den widerrechtlichen Usurpirungen des Bastards schenkte. Alle waren auf einmal dem Herzoge von Orleans gewogen, und alle die Bollwerke, womit der König seine Anordnungen gesichert zu haben glaubte, sanken eines nach dem andern.

Es handelte sich hier um ein Princip. Es war nicht bloß ein Intriguenkampf zwischen feindlichen Persönlichkeiten, dessen Resultat der Allgemeinheit hätte gleichgültig sein können. Es fragte sich, ob die mißbrauchte Autorität eines sterbenden Monarchen, der selbst gegen seine eigene Neigung und Ueberzeugung, um sich nur Ruhe zu verschaffen, auf Unkosten des ersten Prinzen vom Geblüte seinem Bastarde einen ungesetzlichen und unziemlichen Vorzug eingeräumt hatte, auch für die Zukunft bindend sein könnte, also, ob der Machtspruch der Gewalt, oder ob die Kraft des Rechtes siegen sollte. Es fragte sich ferner, ob der Schlendrian der alten, längst unzulänglich gewordenen Politik, die Mißbräuche einer verderblichen Verwaltung, die Willkür des Absolutismus, die Unterdrückung der Freiheit, die Verachtung des Ge-

Digitized by Google

setzes, die Knechtung der Parlamente, der Zwiespalt der Kirche, die Herrschaft intriganter Frömmelei und jesuitischer Kabalen, der Gewaltzwang des Militärregimentes fortdauern, oder ob die Hoffnungen der Neuzeit, die Ideen der Aufklärung und Duldung, der Geist der Gerechtigkeit, der Freiheit und der Wahrheit, die Achtung vor den Gesetzen und vor den Rechten der Nation, die Hebung der furchtbar verwahrlosten materiellen Interessen, die Ordnung und Sparsamkeit im Staatshaushalte zur Geltung gelangen — kurz ob der Stillstand, die Vergangenheit, die sich in dem Herzog du Maine, oder ob der Fortschritt, die Zukunft, die sich in dem Herzog von Orleans darstellten, fortan über Frankreichs Geschicke entscheiden sollten.

Das Parlament schwankte nicht, auf wessen Seite es sich stellen sollte. Es schwankte um so weniger, als ihm der Herzog von Orleans die schmeichlerischsten Versprechungen gemacht hatte. Er hatte erklärt, daß seine Regentschaft allen Wünschen des Parlaments hinsichtlich der Verwaltung des Staates Rechnung tragen solle, daß er demselben sein altes Recht, Vorstellungen gegen die königlichen Edicte vor der Eintragung in die Parlamentsprotokolle zu machen, zurückgeben, daß er, was er schon dem Cardinal von Noailles zugesagt, einen geistlichen Gewissensrath einsetzen und das Parlament an der Leitung der kirchlichen Angelegenheiten Theil nehmen lassen, und endlich einer großen Anzahl von Parlamentsräthen einen Platz in dem Regentschaftsrath, den er zu bilden beabsichtige, einräumen wolle.

Mehr verlangten die Wortführer des Parlamentes gar nicht. Sie trauten den Verheißungen des Prinzen und versprachen ihm dagegen, es sich zur Aufgabe zu machen, die Gemüther auf die dem bald zu erwartenden Ableben des Königs folgenden Ereignisse vorzubereiten, sie günstig zu stimmen und allen Plänen des Prinzen möglichst Vorschub zu leisten.

VIII.

Die Hauptsache war also gewonnen. Aber auch die übrigen Parteien, deren Beistand immer noch wünschenswerth war, bewiesen ihm den zuvorkommendsten Eifer. Und wie er allezeit leicht bereit war, zu versprechen, wenn auch nicht gerade sehr gewissenhaft im Halten, so suchte er alle, die ihm nicht von selbst entgegenkamen und die er nicht erkaufen konnte, durch geschickte und lockende Verheißungen

Digitized by Google

zu gewinnen, oft ohne sich zu bedenken, ob er der einen Partei zusagte, was den Interessen der anderen zuwiderlief.

So versprach er den Herzögen und Pairs, trotzdem er des Beistandes des Parlamentes so nothwendig bedurfte, sich in Bezug auf ihre Etiketteſtreitigkeiten mit dem Parlamente für sie gegen das Parlament zu erklären. So versprach er den übrigen Adligen, trotzdem er einer großen Anzahl von Parlamentsräthen den Eintritt in den künftigen Regentschaftsrath zugesichert, sie vorzugsweise bei der Bildung desselben zu begünstigen, die verschiedenen Zweige der Verwaltung aristokratischen Ausschüssen zu überlassen und den Adel an die Stelle aller jener Advocaten und Schreiber zu setzen, denen der eifersüchtige Argwohn Ludwig's XIV die Regierungsämter anvertraut hätte.

Für den Augenblick stimmte er dadurch freilich Alles für sich günstig; aber durch diese unvereinbaren und gar nicht einmal nöthigen Versprechungen legte er sich Verbindlichkeiten auf, die ihm nothwendig bald Verlegenheiten bereiten und mit der einen oder der andern Partei, vielleicht sogar mit allen beiden in Zwiespalt bringen mußten. Doch stets dachte er nicht weiter als an den unmittelbaren Augenblick. Sein Leichtsinn raubte ihm den Ernst der Gewissenhaftigkeit.

Auch gegen die legitimen Prinzen ging er Verpflichtungen ein, die ebensowohl seiner Neigung wie seinem Vortheile zuwiderliefen. Die Condés waren bisher seine Gegner und mit der Kabale eng verbündet gewesen, aber seit der Gleichstellung der Bastarde mit den legitimen Prinzen vom Geblüt und seit den immer heftiger entbrennenden Streitigkeiten über die Erbschaft des 1710 verstorbenen Prinzen Condé waren sie die erbittertsten Feinde des Herzogs du Maine geworden und hatten allmälig angefangen, sich dem Herzoge von Orleans zu nähern. Dieser ließ jetzt dem gegenwärtigen Haupte jenes Hauses, dem Herzoge von Bourbon, um ihn zu einer noch entschiedeneren Parteinahme zu veranlassen, den Vorsitz in dem von ihm beabsichtigten Regentschaftsrath anbieten. Allein jener verlangte auch des Herzogs von Orleans Wort, dazu beitragen zu wollen, daß den Bastarden die ihnen widerrechtlich ertheilten Prärogative der Prinzen vom Geblüt wieder entzogen würden. Philipp von Orleans gab es, obwohl diese Verpflichtung weder seinen Interessen noch seiner Neigung entsprach.

Schon aus Rücksicht auf seine Gattin konnte er die Erniedrigung seiner Schwäger nicht wünschen; überdies war er nicht rach-

Digitized by Google

süchtig, er strebte zwar, ihnen das, was sie sich widerrechtlich anmaßen wollten, zu entziehen, aber er wünschte nicht, daß sie, nachdem ihnen einmal der Rang der Prinzen vom Geblüt ertheilt worden war, den furchtbaren Schimpf erlitten, desselben wieder beraubt zu werden, zumal die Gehässigkeit einer solchen Maßregel einzig und allein auf ihn zurückfallen würde. Dennoch ging er diese Verpflichtung ein; ob er ihr einst nachkommen würde oder nicht, ließ er aber in seinen Gedanken immer noch unbestimmt.

IX.

Bisher hatte er noch stets vergebens versucht, sich von dem Inhalte des Testamentes in Kenntniß zu setzen. Es hatte ihm nicht gelingen wollen, etwas Bestimmtes darüber in Erfahrung zu bringen. Der Herzog du Maine hielt sorgfältig verborgen, was zu seinen Gunsten verfügt worden war, und alle übrigen Mitwisser des Geheimnisses waren bisher ebenso verschwiegen gewesen.

Endlich aber ward ihm von einer Seite, von der er sie am wenigsten erwartet hatte, eine theilweise Eröffnung. Frau von Maintenon hatte von den Verbindungen, die er nach allen Seiten hin angeknüpft, vernommen. Ihr bangte vor der Zukunft. Sie traute dem Muthe des Herzogs du Maine nicht. Schon mehrmals hatte sie erfahren, daß er feige war, wo es galt, offen hervorzutreten; und der Graf von Toulouse war zu schwach, zu talentlos, auch selbst zu gleichgültig gegen ihre und seines Bruders Pläne, um auf seinen Beistand Hoffnungen gründen zu können. Sie fürchtete daher, daß es dem Einen an Muth, dem Andern an Neigung fehlen würde, sich dem Herzoge von Orleans zu widersetzen, sobald derselbe die testamentarischen Verfügungen des Königs umzustoßen unternehmen würde. Demnach hielt sie es für gerathen, sich beim Herzoge von Orleans ein Verdienst zu erwerben und dadurch seiner Empfindlichkeit über alles Böse, das sie ihm seither zugefügt, möglichst zuvorzukommen.

Sie enthüllte ihm also den Inhalt des Testamentes; weil sie sich jedoch noch immer nicht zu entschließen vermochte, ihre eigenen Pläne gänzlich bloßzustellen, in so unbestimmten und zweifelhaften Ausdrücken, daß er sich doch noch nicht völlig unterrichtet glauben konnte. Aber wie sie, die hauptsächlich Ludwig XIV zu diesen Bestimmungen verleitet hatte und die ihm schon deshalb die unbedingteste Verschwiegenheit schuldig gewesen wäre, zur Verrätherin

Digitized by Google

an seinem Vertrauen zu werden vermochte, so entwanden sich auch des Königs übrige Vertraute, Die, welche er für seine treuesten und ergebensten Diener gehalten, seinen kraftlosen Armen, um durch treulosen Verrath sich die Vortheile, die sie ihm verdankten, zu sichern und auch die Gunst der Zukunft zu erkaufen.

Der Kanzler Voysin, der so großen Antheil an der Abfassung des Testamentes gehabt, der es mit eigener Hand niedergeschrieben und dem es, wenn ein einzelner Mann der Depositar hätte sein können, der König zweifelsohne anvertraut haben würde, kam zum Erstaunen des Herzogs ihm unaufgefordert entgegen und erbot sich, ihm den Inhalt des Testamentes zu enthüllen, wenn der Herzog ihm versprechen wolle, ihn in seinem Kanzleramte zu belassen und ihm für das von ihm aufzugebende Kriegssecretariat 400,000 Livres auszahlen zu lassen. Obwohl dieser Verrath den geforderten Preis nicht werth war, so war doch Philipp von Orleans zu begierig, Alles zu erfahren. Er sagte daher Jenem seine Forderung bereitwillig zu und erfuhr so von der Kabale selbst, was diese gegen ihn geschmiedet.

Aber noch weit engere und festere Bande knüpften den Marschall Villeroi an den König. Dieser hatte, seitdem er ihn nach dem Tode der Dauphine zu sich berufen, um sich von ihm trösten zu lassen, nicht aufgehört, ihn mit Auszeichnungen und Gunstbeweisen zu überhäufen. Er hatte ihn noch in dem letzten Jahre seines Lebens, um ihm eine so hervorragende Stellung als möglich zu gewähren, zum Staatsminister ernannt, ihn in seinem Testamente zum Gouverneur des künftigen Königs bestimmt und sogar in einem Codicill, das er noch auf seinem Sterbelager abfaßte, mit der Leitung aller militärischen Maßregeln bei der feierlichen Publicirung seines Testamentes betraut.

Trotzdem suchte Villeroi jetzt den Herzog von Orleans auf und versprach ihm, wenn er anerkennen würde, was im Testamente zu seinen, des Marschalls, Gunsten verfügt wäre, keinen Gebrauch von der Gewalt machen zu wollen, die ihm das Codicill einräume. Er that das nicht, weil er der Sache des Herzogs du Maine abgeneigt geworden; im Gegentheil, er war von den innigsten Wünschen für den Erfolg der Pläne desselben beseelt, aber er setzte in das Gelingen derselben kein Vertrauen und ihm fehlte der Muth, soviel an ihm lag, selbst thatkräftig dazu beizutragen.

Er besaß nicht die bedingungslose Treue eines Freundes, er empfand nur die laue Anhänglichkeit eines Dieners, der die Regun-

Digitized by Google

gen seines Herzens immer im Gleichgewicht mit den Berechnungen seines Verstandes hält. Er wollte sich nach beiden Seiten sichern, um, wie auch der Ausschlag erfolgte, wenigstens nicht der zu sein, der verlöre.

Villeroi war ein großer, schöner Mann und hatte eines der Gesichter, die in sonderbarem Contraste ein höchst vornehmes Ansehen verleihen und denen doch zugleich ein auffälliger Charakter von Beschränktheit eigen ist. Aeußerlich war er die vollkommenste Darstellung eines grand seigneur, das wahre Musterbild eines Hofmannes, prachtliebend, vornehm, fein und weltmännisch, aber dies Aeußere war das einzige Werthvolle an ihm. Die schöne Form war hohl. Er war, wie La Bruyère ihn schildert, nicht zwei Zoll tief, schlug man auf ihn, so stieß man sogleich auf Tuffstein.

Weil er aber nicht fähig war zu ermessen, wieviel Geist ein Mensch zu besitzen vermag, so glaubte er einfältiger Weise, das geringe Maß, welches die Natur ihm zugetheilt, wäre der höchste Grad geistiger Fähigkeit. Er hatte daher ganz das Ansehen und das Benehmen eines Mannes, dem in diesem Punkte nichts zu wünschen übrig gelassen ist, hielt sich, weil er es verstand, mit hofmännischer Anmuth aufzutreten, für das beau idéal eines vornehmen Großen und glaubte, weil er persönlich tapfer war, ein verdienstvoller Feldherr zu sein.

Aber wenn er sprach, so verrieth er fast bei jedem Wort die krasseste Ignoranz. Fade Scherze, galante Abenteuer, Hofgeschichten im oberflächlichen jargon de cour vorgetragen, waren der Gegenstand seiner Unterhaltung. Verließ er diese Sphäre, wagte er sich in einen ernsteren Gedankenkreis, so gab seine Unwissenheit unzählige Blößen, und der Mangel an Einsicht, die Zusammenhangslosigkeit seines Denkens, die unendliche Beschränktheit seiner Begriffe waren um so lächerlicher, als sie mit dem hartnäckigen Stolz eines gespreizten Selbstgefühls verbunden waren.

Als Feldherr offenbarte er die kläglichste Unfähigkeit; und weil er jedes militärischen Talentes ermangelte, auch nicht die geringsten strategischen Kenntnisse besaß und nicht einmal den Rath und die Einsicht Anderer zu benutzen verstand, so waren alle seine Pläne widerspruchsvoll, seine Anordnungen verkehrt und die schmählichsten Niederlagen die Folge. Da aber zugleich seine ruhmsüchtige Selbstgefälligkeit maßlos war, so konnte, trotzdem er nur durch seine groben Fehler diese Niederlagen verschuldet hatte, ihm dennoch Nichts die Selbsterkenntniß seiner vollkommenen Unbrauchbarkeit einflößen.

Digitized by Google

Die blinde Vorliebe des Königs für ihn nahm freilich, wie wir sahen, auf seine Talentlosigkeit keine Rücksicht, selbst nachdem sie schon mehrfach den Interessen seines Staates verderblich geworden. Er wollte mit seiner Gunst die Ungunst der Natur und des Glückes beschämen, aber er mußte doch zuletzt, als ihn der Schrei der Nation und die Gefahr seiner Krone daran mahnte, daß er zuviel gewagt, diesen vergeblichen Wettkampf einstellen.

Als er ihn später zum Staatsminister gemacht, nahm er, der in seiner merkwürdigen Voreingenommenheit für diesen unbedeutenden Mann stets die zarteste Rücksicht gegen ihn beobachtete, gewöhnlich im Conseil vor ihm das Wort, um den Gegenstand der Verhandlungen seinem Verständnisse näher zu bringen. Gleichwohl äußerte sich Villeroi dann, wenn er seine Stimme abgeben sollte, mit einer so ungereimten Verkehrtheit, verrieth so deutlich, daß er nichts von dem, worüber er entscheiden sollte, begriffen, daß Ludwig XIV oft über ihn erröthete und verlegen die Augen niederschlug. Er bemühte sich dann, den abirrenden Gedanken Villeroi's wieder auf den rechten Weg zu helfen, schnitt dessen oft alberne Fragen, bevor er sie noch ganz ausgesprochen, mit einer zuvorkommenden Antwort ab, und that überhaupt alles Mögliche, um die gedankenlose Beschränktheit seines Lieblings zu verdecken.

Und diese Güte, dieses zarte Wohlwollen des Königs vergalt Villeroi dadurch, daß er noch vor dessen Ableben die Treue gegen sein Vertrauen und seine Befehle käuflich machte. Gerade die einzige Maßregel, von der sich bei nur einiger Entschlossenheit die Aufrechterhaltung des Testamentes hoffen ließ, gab er preis, wenn der Herzog von Orleans ihn in dem ihm bestimmten Amte belassen wollte.

Da dieser sich des Militärs versichert hatte, so hätte er kaum nöthig gehabt, den Verrath Villeroi's einer Berücksichtigung zu würdigen. Allein begierig, jeder eventuellen Schwierigkeit zu begegnen, gab er ihm sein Wort und hielt es auch später; und von allen Verfügungen des Testamentes blieb fast nur die bestehen, die Villeroi zum Gouverneur des künftigen Königs ernannte, obwohl vielleicht selten ein Mann einem so bedeutungsvollen Amte weniger zu entsprechen vermochte, als eben er.

X.

Auch im Auslande schaute man den gegenwärtigen Vorgängen am französischen Hofe mit gespanntester Aufmerksamkeit zu; nirgends

Digitized by Google

aber mehr als in England. Dort hatte seit kurzer Zeit mit König Georg I das Haus Braunschweig-Hannover den Thron bestiegen. Aber die Herrschaft dieses Fürsten war noch nicht befestigt. Er fühlte sich bedroht von den Umtrieben der Jakobiten.

Diese bildeten damals eine sehr ansehnliche Partei. Nach allen Seiten waren sie in thätiger Bewegung und ihre geheimen, aber der Regierung nicht gänzlich entgehenden Unterwühlungen ließen den baldigen Ausbruch eines gefährlichen Aufstandes zu Gunsten des Prätendenten befürchten.

Ihren vorzüglichsten Anhalt fand diese Partei an der französischen Regierung, die sie, wenn auch nur im Geheimen, mit Geld, Waffen und Schiffen unterstützte.

Ludwig XIV, dessen erster Glaubenssatz die Nothwendigkeit unumschränkter Königsmacht war, hatte von jeher mit den Gefühlen der Abneigung, ja des Hasses auf den englischen Nachbarstaat geblickt, dessen freie Staatsverfassung mit allen ihren segensreichen Folgen sich als der stete Gegensatz seines Despotismus darbot. Und zudem waren die Erinnerungen an die englische Revolution, die sich sogar an dem geheiligten Haupte eines Herrschers vergriffen, sowie die Gleichzeitigkeit der Fronde-Unruhen seinem Gedächtnisse stets zu gegenwärtig, als daß er nicht mit Aengstlichkeit darauf hätte bedacht sein sollen, jedes Einströmen der jenseit des Kanals sich regenden Gedanken von Frankreich abzuwehren. „Man müßte, sagte er mehr als einmal seinen Ministern, soviel wie möglich die Beziehungen Frankreichs zu England abbrechen. Gemäß ihres beweglichen Naturells wären die Franzosen nur zu sehr geneigt, Neuerungen hinsichtlich der Staatsverwaltung nachzuahmen; aber es würde ein Unglück für den französischen Staat sein, wenn die Franzosen Geschmack an englischen Manieren finden und englischen Regierungsformen Achtung abgewinnen würden."

Umgekehrt suchte er dagegen auf England einzuwirken; und wie es von jeher seine Politik gewesen war, der Machtentwickelung jenes Staates hemmend entgegenzutreten, indem er ihn mit sich selbst zu beschäftigen und seinen innern Parteikampf zu nähren strebte, so war er eifrig bemüht gewesen, mit arglistigem Intriguenspiel die Schranken des englischen Staatsrechtes zu durchbrechen, statt dessen den französischen Absolutismus, einzuführen und dadurch England in klägliche Abhängigkeit von sich zu bringen.

Das Haus Stuart, das trotz aller herben Erfahrungen des Gegentheils in seinem bigotten Eigensinn stets als ein göttliches

Digitized by Google

Recht forderte, zu regieren wie es ihm beliebe, und das, um seine verfolgungssüchtige Herrschaft durchzuführen, sich lieber dem Könige von Frankreich unterordnete, als daß es in dem Volke und mit dem Volke über sich selbst hinausgestrebt hätte, erleichterte ihm diese Bemühung.

Die Börse in der Hand durfte er acht Verträge, die seinen Herrschafts- und Vergrößerungsplänen entsprachen, dictiren, und der feile Karl II, der jedes Gefühl für königliche Würde verloren hatte, unterzeichnete sie. Dunkerque, das Cromwell für England erobert, hatte er den immer bedürftigen Verlegenheiten dieses leichtsinnigen Verschwenders wieder abgewonnen; seine Ehre, seinen Glauben, die Freiheit, die Ruhe und die Unabhängigkeit seines Staates, die Existenz Hollands, ja fast das Schicksal Europa's ihm abgekauft, und als dann jener nichts mehr zu verhandeln hatte, als den leeren Titel eines „Königs von Frankreich", ließ er ihm auf dies Anerbieten spöttisch erwiedern: er würde ihm, dem König von England, selbst gerne seinen Titel als König von Navarra billig ablassen, und wandte sich hinfort mit seinem Gelde an die Parteihäupter des Parlaments, an die schottischen Presbyterianer; die irischen Katholiken, die Whigs von London, selbst die Ueberreste der Republikaner und des Cromwell'schen Anhanges, um nur auf jede Weise die seinem eigenen Eroberungsstreben so günstigen ruhestörerischen Bewegungen in England zu unterhalten.

Ohne in dem Leichtsinn seines Bruders eine Entschuldigung zu haben, brachte sich auch Jakob II, weil er kein Gefühl für die Heiligkeit des Volkslebens besaß, und mit seiner pedantischen Willkür dem nothwendigen Entwickelungsgange desselben Fesseln anzulegen sich vermaß, bald in dieselbe jämmerliche Abhängigkeit von Frankreich, um dessen Almosen er lieber betteln wollte, als „à la merci de son peuple" sein.

Aber er scheiterte in seinem Plane, sich zum unumschränkten Könige und die römisch-katholische Religion zur Staatsreligion Englands zu machen, und sein verblendeter Kampf wider die Freiheit, die Interessen und die öffentliche Meinung seines Vaterlandes rief eine Revolution hervor, die mit seinem Sturze endete.

Noch kurz zuvor hatte er gegen den französischen Gesandten geäußert: „Ich habe das Brot des Königs von Frankreich gegessen, mein Herz ist ganz französisch", und jetzt mußte er in der That den Fürsten, der durch die Intriguen, mit denen er seinen beschränkten

Digitized by Google

Geist wider sein eigenes Volk aufgestachelt hatte, seinen Sturz veranlaßt, um Schutz, Obdach und Unterhalt anflehen.

Ludwig XIV war großmüthig. Er wandte sich jetzt nicht mit gefühlloser Gleichgültigkeit von einem Könige ab, den sein Bestreben, ihn zum Vorbilde zu nehmen, ins Unglück des Exils geführt. Die beleidigte Majestät des Throns rührte sein Mitleid. Mit offenen Armen empfing er Jakob II. „Man kann keine größere Freude empfinden, als ich in diesem Augenblick, da ich Ihre Majestät besitze," sprach er. — Eine Kassette mit 6000 Pistolen war der Königin am Tage ihrer Ankunft eingehändigt worden, eine mit 10,000 ward dem Könige in der zartesten Weise übergeben und 600,000 Thaler jährliche Einkünfte ihm für den Unterhalt seines Hofstaates angewiesen.

Aber damit begnügte sich Ludwig XIV nicht. Schon der Vortheil seiner eigenen Politik gebot ihm, alles zu thun, um den Aufschwung der englischen Freiheit zu hindern und sie mit denselben Fesseln, die sie so lange fast bis zur Ohnmacht gelähmt, in ihre frühere Knechtschaft zurückzuzwingen.

Verschwenderisch rüstete er deshalb Jakob II mit Truppen, Geld und Schiffen aus, und dieser segelte nach Irland ab, von dort aus sich sein Reich zurückzuerobern.

Aber wie man schon in Versailles sich nur sehr schwachen Hoffnungen auf einen glücklichen Erfolg dieses beschränkten mönchischen Fürsten, „der drei Königreiche um einer Messe willen aufgegeben," und der die Revolution zu hemmen vermeint, weil er das Reichssiegel in die Themse geworfen, hatte hingeben können, wie man witzelnd äußerte, daß Ludwig XIV sich vergebens bemühe, „il n'en fera jamais que la sauce au pauvre homme," traf es auch ein.

Jakob II war nicht fähig, seiner Stuart'schen Verblendung zu entsagen. Auch jetzt, wo er einen verlorenen Thron wiedergewinnen wollte, und alles hätte thun müssen, die Gemüther zu versöhnen, reizte er sie durch Härte, Willkür und bigotte Unduldsamkeit. Nur der zelotische Eifer fanatisirter Katholiken blieb ihm treu, alle anderen Parteien wandten sich von ihm ab. Am Boynefluß begegnete Wilhelm III seinem Heere, trug den Sieg davon und Jakob II, der der Schlacht aus der Ferne zugeschaut hatte, entfloh, um sich wieder nach Frankreich einzuschiffen.

Mit derselben zuvorkommenden Höflichkeit wie das erste Mal empfing ihn Ludwig XIV auch jetzt, und bis an seinen Tod, ja noch über seinen Tod hinaus hat er stets durch die zartsinnigste Groß-

Digitized by Google

muth, die rücksichtsvollste Artigkeit sein Theil der Schuld an dem Unglück dieses Monarchen wieder gutzumachen sich bestrebt.

Alle zwei Wochen fuhr der König mit seinem Hof nach Saint-Germain hinüber, den englischen Majestäten seine Aufwartung zu machen. Fast ebenso oft kam der Hof von Saint-Germain nach Versailles oder Marly, dort zu speisen oder an den gesellschaftlichen Unterhaltungen Theil zu nehmen. Und überhaupt fand kein Fest, keine Vergnügung statt, zu der er nicht eingeladen ward, auf der er nicht erschien und deren Ehren er nicht empfing.

Nichts kam dann der Artigkeit und der gewinnenden Anmuth gleich, mit der bei diesen Gelegenheiten der König seine Gäste empfing. Es erhöhte seinen Stolz, unter der Zahl seiner Höflinge sogar einen König von England zu erblicken; aber war auch seine Miene noch imposanter, seine Haltung noch majestätischer als gewöhnlich, sein Benehmen war geregelt von den feinsten Rücksichten königlicher Gastfreundschaft.

Gleichwohl vermochte sein Zartsinn dem entthronten Fürsten nicht alle Schmerzen der Verbannung zu ersparen. Die Sehnsucht nach dem verschmähten Glücke seiner Heimath zehrte an dessen Leben, ohne daß Fasten, geistliche Uebungen und Kasteiungen sie zu stillen vermochten, und als er starb, war er so lebensmüde, daß selbst die Hoffnung der Genesung, welche die Herzogin von Orleans an seinem Krankenlager theilnahmsvoll äußerte, ihn nicht mehr zu reizen vermochte. Schmerzlich lächelnd blickte er die Herzogin an, schüttelte das Haupt und sagte: „Et quand je mourrai, n'ai-je pas assez vécu?“

Der Sohn, den er hinterließ und dessen Geburt der letzte Anstoß zum Sturze seiner tyrannischen Regierung, sowie dadurch der Wendepunkt für die Entwickelung der englischen Freiheit gewesen, ward auch Ludwig XIV verderblich.

Noch auf seinem Todbette hatte dieser Jakob II zugesagt, den Prinzen von Wales als König von England, Schottland und Irland anzuerkennen, sowie ihm dieselben Geldmittel und Ehren einzuräumen, die er, Jakob II, seither besessen. Und er erfüllte sein Versprechen, trotzdem er im Ryswicker Frieden Wilhelm III als König anerkannt hatte, trotzdem sein grand conseil ihm einstimmig abrieth, trotzdem endlich diese leere Demonstration die bedenklichsten Gefahren heraufzubeschwören drohte.

Zwar suchte er dann in einem Manifeste, das er zur Entschuldigung oder Rechtfertigung dieser Anerkennung den fremden Höfen

Digitized by Google

mittheilen ließ, dieselbe als eine unschuldige Handlung darzustellen, weniger durch politische Motive hervorgerufen, als durch die Gefühle seines Edelmuthes ihm eingegeben.

„Da der allerchristlichste König", hieß es darin unter anderem, „den Prinzen von Wales stets als solchen behandelt hat, so war die natürliche Folge, ihn, sobald sein Vater gestorben war, auch König von England zu nennen .... dieser Titel wird demselben von Seiten seiner allerchristlichsten Majestät keine weitere Unterstützung gewähren, als die, welche sein Vater, der selige König, seit dem Ryswiker Frieden empfangen, d. h. nur so viel als für seinen Unterhalt und zur Linderung seines Unglückes erforderlich. Der Edelmuth des Königs von Frankreich hat ihm nicht erlaubt, weder diesen Fürsten noch seine Familie zu verlassen. Er ist nicht Richter zwischen dem Könige von Großbritannien und dem Prinzen von Wales, kann also nicht gegen diesen letzteren entscheiden, indem er ihm einen Titel versagt, den seine Geburt ihm verleiht."

Aber trotz dieser Vermäntelung lag in Wahrheit diesem Acte mehr politische Berechnung als Großmuth zu Grunde.

Je mehr sich das Andenken an die tyrannische Regierung Jakob's II, sowie die von ihm bewiesene Unfähigkeit, über ein freies Volk zu herrschen, verwischte, je mehr die mit der Erneuerung der inneren Zustände nothwendig verknüpften einzelnen Uebelstände Mißstimmung und Spaltungen hervorriefen, desto größer ward die Anzahl Derer, die sich theils aus Mitleid mit dem Unglücke des Königs, theils aus Eigennutz, theils weil ihre conservativen Grundsätze sich von den Begriffen der Legitimität nicht frei zu machen vermochten, allmälig Jakob II wieder zuwandten, und mit ihm in geheime Verbindung traten.

Besonders waren der hohe Adel, die Kirche und die Katholiken in dieser Partei stark vertreten, und dieselbe gewann bald einen so bedeutsamen Charakter, daß selbst Wilhelm III, der seiner Schwägerin Anna und dem Hause Hannover nicht sehr zugethan war, bei sich zu überlegen anfing, ob es nicht, um England vor den Zerrüttungen eines abermaligen Bürgerkrieges zu bewahren, am gerathensten sein möchte, gegen hinreichende Bürgschaft in politischer und kirchlicher Beziehung dem vertriebenen Zweige der Stuarts die Erbfolge nach seinem Tode zu sichern. Aber der bigotte Starrsinn Jakob's II, seine unverbesserliche Einfalt, machten jede Unterhandlung vergeblich. Er wollte nicht sich schenken lassen, was er als sein angestammtes und durch keine Revolution erlöschendes göttliches Recht

Digitized by Google

betrachtete; lieber diesem und dem Beistande eines England feindlichen Fürsten vertrauen, als der rückkehrenden Anhänglichkeit seiner Unterthanen; nicht durch Annahme des Thrones einräumen, daß das Parlament ihn auch habe absetzen können, und, statt irgend ein Zugeständniß hinsichtlich der politischen Freiheit und des kirchlichen Glaubens zu geben, lieber „seinen Sohn geröstet und gebraten sehen, als angesteckt von ketzerischen Irrlehren."

Eine solche Verblendung ließ sich nicht besiegen, und die einzige günstige Gelegenheit, dem vertriebenen Königshause den verlorenen Thron zurückzugeben, ging ungenützt vorüber. Trotzdem war aber der Anhang der Stuarts immer noch ein bedeutender, und Ludwig XIV glaubte darauf die Hoffnung bauen zu dürfen, daß es doch noch gelingen würde, den Prinzen von Wales nach Wilhelm's Tode auf den Thron zu setzen. Dieser Todesfall ließ sich bald erwarten, da die stets schwache Gesundheit Wilhelm's III den verzehrenden Anstrengungen seines Geistes nicht gewachsen war. Ludwig XIV hatte selbst erfahren, daß im tiefsten Geheimniß und unter dem Anschein, als sei es für einen Geistlichen, sein erster Leibarzt Fagon über den zerrütteten Gesundheitszustand des Königs von England consultirt worden war und daß dieser geantwortet hatte: dem Kranken bleibe nichts weiter übrig, als sich auf den Tod vorzubereiten.

Zum Theil deshalb und zum Theil, um seinem hauptsächlichsten Gegner Schach zu bieten, ihm Verlegenheiten zu bereiten, ihn einzuschüchtern und vom Widerstande gegen Frankreichs Vergrößerungspläne abzulenken, entschloß er sich also dazu, den Prinzen von Wales anzuerkennen; aber er rief damit einen Kampf gegen sich auf, in dem seine ganze bisherige Größe zusammenstürzen sollte.

Es war im Jahre 1701. Noch schwebten die Unterhandlungen wegen der spanischen Erbschaft, und war auch Wilhelm III schon einen Bund mit dem Kaiser und den Generalstaaten eingegangen, so waren doch die Zwecke dieses Bundes mehr auf friedlichen Vergleich, denn auf die Entscheidung der Waffen gerichtet. Aber diese unbesonnene und zugleich übermüthige Anerkennung machte plötzlich jeder Friedenshoffnung ein Ende. Nicht nur Wilhelm III, der augenblicklich seinen Gesandten, den Grafen von Manchester, aus Paris abberief, fühlte sich verletzt, ganz England empörte die Anmaßung des französischen Monarchen, ihm wider seinen Willen einen König aufzudringen, und war man vorher lau gegen Wilhelm's Anforderungen gewesen, sich gegen Frankreichs Ehrgeiz durch Rüstungen zu

Digitized by Google

sichern, so bot jetzt der gereizte britische Nationalstolz in stürmischer Kriegslust willig Gelder zur Ausrüstung eines Heeres und zur Bemannung der Flotte dar. Aus dem, was bisher nur eine reinpolitische Combination Wilhelm's III und des kaiserlichen Cabinettes gewesen, ward somit durch des englischen Volkes Beitritt ein furchtbarer Krieg, der die Hauptmächte Europa's gegen Frankreich in die Schranken rief und um so gefährlicher ward, weil ihm die verletzte Eitelkeit Englands den Charakter eines Nationalkrieges verlieh.

Der Friede von Utrecht schloß, so weit er Großbritannien betraf, diesen langen Krieg und Ludwig XIV mußte jetzt dem britischen Nationalgefühl Genugthuung für seine Beleidigung geben; er mußte sich demüthigen und den Frieden als eine Gnade empfangen, die ihm die Großmuth Großbritanniens gewährte; er mußte die protestantische Erbfolge des Hauses Hannover, sowie die ewige Ausschließung der Stuarts vom britischen Thron anerkennen, mußte versprechen, den Prätendenten für immer aus seinen Staaten zu entfernen und jede Rückkehr desselben zu hindern, und endlich sich anheischig machen, auf eigene Kosten und binnen fünf Monaten die Festungswerke von Dunkerque zu schleifen, den Hafen zu verschütten und die Deiche und Schleusen, die zu seiner Reinigung dienten, zu zerstören.

Aber nur gezwungen, nur weil er der Nothwendigkeit gehorchen mußte, ging Ludwig XIV diese Verbindlichkeiten ein. Im Geheimen blieb er seinen alten Grundsätzen treu, und wie er nicht Willens war, England den Kanal und die Herrschaft des Meeres preiszugeben, sondern zur selben Zeit, als mit träger Lässigkeit die Befestigungen von Dunkerque geschleift wurden, einen neuen Kriegshafen in dem eine Meile von Dunkerque entfernten Mardyk anlegen ließ, so begünstigte er auch, weil er es immer noch für die richtigste Politik Frankreichs hielt, nachdem es England nicht mehr wie zur Zeit der Stuarts zu beherrschen vermochte, es soviel wie möglich im Innern zu beschäftigen, nach wie vor den Prätendenten.

Dieser hatte im Jahre 1708 seinen ersten Abenteurerzug zur Rückeroberung des Thrones seiner Väter unternommen, die französische Regierung hatte, um durch seine Unterstützung eine Diversion zu bewirken und England vom Festlande abzuziehen, eine Flotte von zweiunddreißig Schiffen unter Forbin auslaufen lassen. Allein diese Flotte hatte unverrichteter Dinge ihre Rückkehr antreten müssen, da Admiral Byng ihr die Landung unmöglich gemacht.

Digitized by Google

Nachdem der Prätendent darauf an mehreren Feldzügen unter Villars Theil genommen und der Schlacht von Malplaquet beigewohnt, hatte er sich wieder in die Muße von St.-Germain zurückgezogen. Hier verweilte er, bis ihn der Abschluß des Utrechter Friedens nöthigte, seinen Aufenthalt in Lothringen zu nehmen.

Auf die Nachricht vom Tode seiner Schwester, der Königin Anna, eilte er sogleich nach Paris, um von dort aus geheime Maßregeln zur Wiedergewinnung seiner Krone zu treffen, allein der bevollmächtigte Minister Englands, Prior, beklagte sich bei der französischen Regierung über diese vertragswidrige Aufenthaltsgestattung, und da diese den eben erst mit so großer Anstrengung erlangten Frieden nicht zu gefährden wagte, drang sie, freilich sehr wider ihre Neigung, darauf, daß der Prinz das französische Territorium verließe. Dafür war aber Ludwig XIV ins Geheim den Plänen desselben um so günstiger.

Seit dem Abschlusse des Friedens hatte ein freundlicheres Verhältniß zwischen ihm und dem britischen Toryministerium bestanden. Allein seitdem mit dem Hause Hannover zugleich wieder die Whigs ans Ruder gekommen, war wieder die alte Gereiztheit herrschend geworden. Nur mit Widerwillen sah Ludwig XIV jenes durch und durch protestantische Haus auf Englands Thron, und dieses gab ihm seinerseits seinen ganzen Haß zu erkennen, indem es die ausgeschiedenen Tory-Minister Bolingbroke und Oxford, sowie den Herzog von Ormond des Hochverrathes anklagte, weil sie den Frieden mit Frankreich unterzeichnet hatten.

Das Haus Hannover war anfangs nicht beliebt; seine Herrschaft war noch den Stürmen des Parteikampfes ausgesetzt. Die Tories, aus ihren Aemtern und Würden verdrängt und mit Verfolgungen bedroht, waren ihm abgeneigt. Sie hatten schon lange im Geheimen die Rückkehr der Stuarts nach England gewünscht, zum Theil schon darauf hinzielende Vorbereitungen getroffen, ja selbst Verbindungen mit dem Prätendenten eingeleitet. Bolingbroke und Ormond, die nach Frankreich entflohen waren, hatten diese Beziehungen verstärkt, und der lebhafte Verkehr zwischen den beiden jacobitischen Parteien diesseits und jenseits des Kanals deutete auf Pläne hin, die vielleicht bald in aufständischen Bewegungen ihren Ausbruch finden sollten.

Auch in Schottland waren viele Gemüther einem Thronwechsel günstig gestimmt. Es herrschte dort noch immer große Unzufriedenheit über die Union mit England, durch die Schottland seine uralte

Digitized by Google

Unabhängigkeit eingebüßt hatte. Ein großer Theil des Adels fühlte sich durch den Verlust eines eigenen Parlamentes in seinen Rechten verletzt, die Bürger beklagten sich über die Verlegung des Regierungssitzes, über den Anwachs der Steuern, der Handelsstand wähnte seine Vortheile beeinträchtigt — kurz man war einer Veränderung geneigt, und die meisten glaubten, eine Rückkehr der Stuarts würde diese zum Wohle Schottlands hervorrufen.

Der französischen Regierung war diese Stimmung bekannt; sie leistete derselben jeden möglichen Vorschub. Der Prätendent ward von ihr in der Stille mit bedeutenden Geldmitteln versehen und selbst ein kleines Geschwader unter fingirtem Vorwande und unter dem Namen des Rheders Epine d'Anican in Havre ausgerüstet, das ihn, der sich bis jetzt in Bar aufhielt, nebst seinen Anhängern an Schottlands Küste führen sollte, sobald die Nachricht eingetroffen, daß der Graf von Mar die Standarte des Aufruhrs erhoben.

Georg I, der sich durch diese Umtriebe in seiner kaum befestigten Herrschaft gefährdet sah, verfolgte daher mit dem lebhaftesten Interesse die sich in Frankreich vorbereitenden Ereignisse, die je nach ihrem Ausfalle einen so wesentlichen Einfluß auf die Sicherung seiner eigenen Macht ausüben mußten. Und er konnte nicht zweifelhaft sein, welche der beiden Parteien seiner Politik die günstigsten Chancen darbiete.

Der Herzog du Maine, in den Grundsätzen Ludwig's XIV auferzogen, würde, ließ sich voraussehen, denselben, wenn die Gewalt in seine Hände fiele, treu bleiben und die Restitutionsunternehmungen des Hauses Stuart mit seinem Beistande unterstützen, während in der persönlichen Lage Philipp's von Orleans die allergünstigsten Anknüpfungspunkte für eine den Interessen des Hauses Hannover entsprechende Politik, für eine „entente cordiale" der englischen und französischen Regierung gegeben waren.

Georg I wünschte daher von ganzem Herzen, der Herzog von Orleans, der ihm auch schon aus verwandtschaftlichen Rücksichten näher stand, möchte aus der sich vorbereitenden Entscheidungsschlacht als Sieger hervorgehen; und da er der Meinung war, daß jeder Beistand, der die Sicherheit des Herzogs zu verstärken vermöchte, demselben wünschenswerth sein müßte, so ließ er ihm seine Unterstützung anbieten und zugleich die ersten Versuche machen, ihn für seine politischen Pläne zu gewinnen.

Digitized by Google

XI.

John Alrymple, Earl of Stairs, war es, der diese geheimen Unterhandlungen betrieb.

Er war vor ungefähr einem halben Jahre an die Stelle des bisherigen Gesandten Prior nach Frankreich gekommen, allein ohne den Charakter eines Gesandten. Er war nur bei dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten, dem Marquis de Torcy, als englischer Chargé d'affaires beglaubigt und sollte, bis nicht der Streitpunkt über die Hafenwerke von Mardyk zur vollen Zufriedenheit Englands erledigt worden wäre, nur als Vertreter der persönlichen Interessen des Königs Georg gelten. Jedoch war er mit einem gesandtschaftlichen Creditiv versehen, und es war ihm freigestellt, selbst den Augenblick zu wählen, den er für günstig halten würde, officiell in die Stellung eines Gesandten einzutreten.

Er war von Geburt ein Schottländer, ein noch junger Mann, anziehend wegen seines schönen Aeußern, aber zurückstoßend durch herrischen Stolz, der sich in Haltung und Miene kundgab.

Sein lebhafter und feiner Verstand, seine umfangreichen Kenntnisse, seine Gewandtheit und seine rege Aufmerksamkeit auf Alles, was den Interessen seines Landes förderlich war, befähigten ihn überaus für seinen diplomatischen Beruf. Obwohl von etwas heftigem Temperament, verstand er es doch, sich vollkommen zu beherrschen, seinem Mienenspiele zu gebieten, alle möglichen Sprachen zu reden und stets sein Benehmen seinen Zwecken anzupassen.

Dieses war daher, selbst in Privatverhältnissen, sehr verschieden; gewöhnlich stolz, oft hochmüthig, sogar unverschämt grob; aber er vermochte auch die geschmeidigste Liebenswürdigkeit eines verbindlichen und einschmeichelnden Geistes zu entfalten, und war dann um so verführerischer, weil Diejenigen, bei welchen sich sein Stolz zu den Kunstgriffen gefälliger Anmuth herabließ, nicht verfehlten, eine so seltene Gunst einer ausgezeichneten und ihnen sehr schmeichelhaften Hochachtung zuzuschreiben.

Er bewegte sich viel in der höheren französischen Gesellschaft und verstand es geschickt die Verbindungen, die er hier anknüpfte, für seine diplomatischen Zwecke auszubeuten. Unter dem Vorwande, Freund einer guten Tafel zu sein, gab er oft große Gastmähler, bei denen er dann die Gäste, die er auszuhorchen wünschte, zu berauschen suchte, ohne selbst jemals der nüchternsten Mäßigkeit zu entsagen.

Digitized by Google

Er affectirte einen erbitterten Haß gegen Frankreich; und obwohl aller Welt diese seine feindliche Gesinnung bekannt war, fühlte man doch so wenig patriotisch, daß man an seinen Anmaßungen wegen ihrer Sonderbarkeit Gefallen fand, und mit Auszeichnung und zuvorkommendster Artigkeit Den aufnahm, der es wagte, sich über den König, vor dem sich sonst alles in Demuth beugte, mit verächtlichem Hochmuth auszulassen.

Ludwig XIV hörte einmal von ihm sagen: Mylord Stairs wäre der höflichste Mann von der Welt und wüßte vielleicht besser als irgend Jemand, gekrönten Häuptern mit der ihnen schuldigen Ehrfurcht zu begegnen. „Das will ich bald erfahren," sagte er und lud noch an demselben Abend Lord Stairs ein, mit ihm in seinem Wagen Platz zu nehmen. Beim Wagentritte angelangt, wartete Lord Stairs ehrerbietig, den Hut in der Hand, darauf, daß der König einstiege; allein dieser blieb stehen und sagte plötzlich: „Steigen Sie ein, Mylord Stairs"; und ohne sich zu weigern, stieg dieser sogleich vor dem Könige ein. „Man hat mich recht berichtet, mein Herr," sagte dann Ludwig XIV, als er ebenfalls Platz genommen, „Sie sind in der That der höflichste Mann, den ich kenne." Im Sinne Ludwig's XIV bestand nämlich die Höflichkeit des Lord darin, daß er seiner Aufforderung sogleich ohne Widerrede Folge geleistet, wiewohl es etwas ganz Unerhörtes war, daß Jemand vor dem Könige von Frankreich in dessen Wagen hatte steigen können.

Allein er sollte auch erfahren, daß Jener unverschämt zu sein vermöchte. Lord Stairs hatte es sich zu einer Art von Grundgesetz seines diplomatischen Systems gemacht, sich in allen geschäftlichen Verhandlungen mit dem französischen Ministerium mit keckstem Uebermuthe zu benehmen; und er ließ es sich sogar einfallen, als er einst eine Privataudienz beim Könige hatte, einen gleich anmaßenden Ton anzuschlagen und sich in fast unehrerbietigen Ausdrücken über die Festungs- und Hafenwerke zu beklagen, die gegen den Utrechter Vertrag zu Mardyk angelegt würden und die, sagte er, ganz den Anschein hätten, als sollten sie den Dünkirchner Hafen nicht bloß ersetzen, sondern noch übertreffen.

Schon auf die früheren Beschwerden Prior's und Lord Stairs' über denselben Gegenstand hatte die französische Regierung wiederholt darauf hingewiesen, daß Mardyk nicht Dunkerque wäre, daß der Utrechter Friedensschluß nur die Schleifung des letzteren Hafens festsetze, aber kein Verbot gegen die Anlage eines neuen Hafens

Digitized by Google

enthalte, und daß endlich, wenn man gezwungen wäre, sich harten Bedingungen zu unterziehen, man wenigstens das Recht habe, sich genau an den Buchstaben der Verträge zu halten. Ueberdies habe man gar nicht die Absicht, einen neuen Hafen in Mardyk anzulegen. Der Kanal, der zu Mardyk gegraben würde, hätte keine andere Bestimmung, als die Gewässer der vier kleineren Kanäle, die ehemals durch die Dünkirchner Schleusen geflossen wären, aufzunehmen, und dadurch die Umgegend vor einer Ueberschwemmung zu bewahren, von der sie sonst, da das Wasser keinen Abfluß nach dem Meere zu hätte, bedroht wäre. Allein die englische Regierung hatte sich mit diesen Gründen nicht begnügt. Sie war bei ihrer Behauptung geblieben, daß die Werke, an denen zu Mardyk täglich zwölftausend Menschen arbeiteten, für eine neue Hafenanlage bestimmt wären, daß aber dadurch der Sinn des Utrechter Vertrages verletzt würde; denn wenn man die Schleifung des Dünkirchner Hafens verlangt, weil man den Handel Großbritanniens durch ihn beeinträchtigt glaube, so wäre diese Befürchtung nicht gehoben, wenn eine Meile weiter entfernt, in noch günstigerer Lage ein neuer Hafen gegründet würde, der folglich den britischen Handel auch noch mehr gefährde.

Diese Verhandlungen, die sich unabläßig erneuerten, waren dem Stolze Ludwig's XIV außerordentlich empfindlich. So sehr war seine Macht gesunken, daß es ihm nicht mehr frei stehen sollte, auf eignem Grund und Boden nach seinem Belieben zu schalten und zu walten; daß das verhaßte England sich anmaßen durfte, ihm Gesetze vorzuschreiben und ihn durch das freche Benehmen seines Gesandten zu beleidigen. Wäre er jünger gewesen, er hätte es noch einmal auf die Entscheidung des Schwertes ankommen lassen; jetzt, gebeugt von der Last der Jahre und des Schmerzes, blieb ihm nichts übrig, als sich in seine Würde zu hüllen.

Ruhig hörte er die heftigen Worte Lord Stairs' an, und als dieser dann schwieg, sagte er ihm mit imponirender Majestät: „Mylord Stairs, ich war stets Herr in meinem eigenen Hause; ich war es zuweilen bei Fremden; machen Sie nicht, daß ich mich dessen erinnere." Dann entließ er ihn. — „Ich gestehe", sagte Lord Stairs, als er hernach diesen Vorfall dem Herzog von Noailles erzählte, „die alte Scharteke hat mir Respect eingeflößt."

Seit der Zeit wollte ihm Ludwig XIV keine Audienz mehr bewilligen, sondern verwies ihn stets in Betreff geschäftlicher Verhandlungen an den Marquis de Torcy, von welchem Stairs' anmaßender Uebermuth ebenfalls eine ziemlich harte Lehre empfing.

Digitized by Google

Der sanfte und höfliche Charakter des französischen Ministers reizte die Keckheit des Lord zum Mißbrauch und er vergaß sich einmal so weit gegen ihn, eine sehr ungeziemende Aeußerung über Ludwig XIV fallen zu lassen und von Unredlichkeit und Vertragsbruch zu reden. Aber kaum hatte er ausgesprochen, so erwiederte Torcy mit ruhiger Kälte: „Mein Herr, so lange Ihre Unverschämtheit nur mich verletzt, habe ich sie des Friedens halber hingehen lassen; vergessen Sie aber jemals, wenn Sie mit mir reden, die Ehrerbietung, welche Sie meinem Könige schuldig sind, so lasse ich Sie zum Fenster hinauswerfen." Stairs schwieg und ward von Stund an vorsichtiger.

XII.

Nachdem er lange den Intriguenkampf der beiden feindlichen Parteien mit sorgfältigster Aufmerksamkeit verfolgt hatte, hielt er endlich den gegenwärtigen Augenblick für geeignet, sich dem Herzoge von Orleans zu nähern. Er wandte sich zu dem Zweck an Dubois. Dieser stand um jene Zeit nicht gerade in hoher Gunst beim Herzoge, war mehr der unbedeutende Liebesagent als der Vertraute seines Herrn und fühlte sich daher überaus geschmeichelt, von einem so bedeutenden Manne, einem sonst so stolzen Minister, wie Lord Stairs, aufgesucht und in das Geheimniß von Plänen gezogen zu werden, die seinem unruhigen Ehrgeize die köstlichsten Lichtpunkte darboten.

Der vertraute Verkehr, der sich während seines Aufenthaltes in London zwischen ihm und Lord Stanhope gebildet hatte, war fortwährend unterhalten worden, und da dieser letztere jetzt Staatssecretär und Lieblingsminister des Königs von England geworden war, so baute Dubois' lüsterner Geist auf die Verbindung mit ihm und Stairs und auf die Pläne, die sie ihm anvertraut hatten, die keckesten Hoffnungen künftiger Größe.

Lord Stairs, von ihm im Geheimen beim Herzoge von Orleans eingeführt, gestand demselben, um sein Vertrauen zu gewinnen, König Georg halte seine Regierung noch durchaus nicht für ganz befestigt und gelte bei einem, wenn auch nur geringen, Theile seiner Unterthanen immer noch für einen Usurpator. Aber, fügte er dann hinzu, wenn der kränkliche Sprößling des französischen Königshauses sterben sollte, so würden alle Verzichtleistungen Philipp's V

Digitized by Google

doch nicht hindern, daß der Herzog von Orleans in Ansehung des Königs von Spanien ebenfalls als unrechtmäßiger Besitzer der französischen Krone betrachtet werden würde. Er könne also keinen sicherern Bundesgenossen haben, als den König von England, dessen Lage dieselbe wäre wie die seinige; und da ihr beiderseitiges Interesse in gegenseitiger Hülfeleistung bestände, so wäre sein Souverän schon jetzt bereit, ihm jeden möglichen Beistand zu gewähren, dessen er bedürfe, um seine Rechte auf die Regentschaft geltend zu machen. Er lasse dem Herzoge Geld, Schiffe, deutsche Soldaten, so viele er nur wünsche, anbieten, und verlange dafür als Entgelt nur die Hoffnung, daß fortan zwischen der englischen und französischen Regierung das herzlichste Einverständniß obwalten werde. Allein Philipp von Orleans war ja auf allen Seiten gesichert: Paris, das Parlament, das Militär, der Adel, der größere Theil des Klerus — Alles hatte sich ihm günstig gestimmt gezeigt, er brauchte sich also nicht noch weiter nach Bundesgenossen umzusehen, und überdies würde seine Regentschaft schwerlich an Sicherheit und Beliebtheit gewonnen haben, hätte er sie sich mit auswärtiger Hülfe erobern wollen. Er begnügte sich daher für jetzt, Stairs seinen Dank für die freundschaftliche Aufmerksamkeit seines Souveräns auszusprechen und seinen Eröffnungen in allgemeinen Ausdrücken beizupflichten, ohne sich jedoch irgendwie an festere Versprechungen zu binden.

Digitized by Google

Achtes Kapitel.

Das Ende des Despoten.

I.

Jetzt aber war auch der Augenblick der Entscheidung gekommen; Ludwig's XIV Leben war an seine Grenze gelangt.

Die Schläge, die ihn in den letzten Jahren getroffen, waren zu stark gewesen, als daß seine Kraft ihnen lange hätte widerstehen können. Er neigte sich seinem Ende zu; er fühlte es selbst. Und machte er auch von Zeit zu Zeit noch gewaltsame Anstrengungen, sein Haupt, für das die Krone zugleich so ruhmvoll und so drückend gewesen war, stolz und gebieterisch zu erheben — er fühlte, daß eine zu mächtige Hand, eine Hand, der sein Wille nicht zu widerstehen vermochte, es niederdrückte.

Aber trotzdem kämpfte er noch mit dem Tode. Wie fromm er sich auch wähnte, er war zu allmächtig im Leben gewesen, als daß er sich leicht an den Gedanken zu gewöhnen vermochte, der Welt und ihrer Herrlichkeit entsagen zu müssen.

Doch was er sich selbst, wenn er es auch fühlte, verhehlen wollte, entging seinem aufmerksamen Hofe nicht. Man fing schon an, die Tage zu zählen, die noch dem Kreislauf seines Lebens vergönnt waren. In London ging man sogar schon drei Monate vor seinem Tode Wetten ein, daß er den ersten September nicht überleben würde, und er erlitt selbst noch den Schmerz, hiervon Kunde zu erhalten. Er ließ sich stets von seinem Staatssecretär des Auswärtigen, Torcy, die Amsterdamer Zeitung vorlesen, und als dieser auch eines Tages sie vorlas und bei dem Artikel London auf jene Wetten stieß, stutzte er, stammelte verlegen einige Worte und übersprang den Artikel. Da Ludwig XIV es bemerkte, so fragte er ihn

Digitized by Google

nach dem Grunde seiner Verlegenheit und warum er soeben etwas überschlagen hätte. Torcy erröthete, wußte sich in seiner Befangenheit nicht sogleich zu fassen, verwickelte sich in seiner Ausrede und sagte endlich: es stände da eine alberne Ungereimtheit, die es nicht verdiente, ihm, dem Könige, vorgelesen zu werden. Ludwig XIV war jedoch neugierig geworden und bestand darauf, zu erfahren, was es wäre. Torcy mußte seinem wiederholten Befehle Folge leisten und ihm den Artikel, sowie alle die Wetten, die man in Betreff seines Lebens eingegangen, vorlesen. Der König that, als machte das Gehörte wenig Eindruck auf ihn, aber innerlich war er auf das empfindlichste betroffen, und als er kurz darauf sein Diner einnahm und wie gewöhnlich allein aß, während der gesammte Hof ihm zuschaute, konnte er sich nicht enthalten, obwohl er sonst beim Mittagessen wenig zu sprechen pflegte, zu wiederholten Malen das Gespräch auf diese Unverschämtheit der Engländer zu lenken, zwar scheinbar scherzweise, aber man konnte doch bemerken, wie sehr er ergriffen war. Er that auch sein Möglichstes, um recht viel zu essen, und zu zeigen, daß er mit Appetit äße, aber es schmeckte ihm nicht; jeder Bissen quoll ihm im Munde. — Bald darauf speiste er nicht mehr öffentlich, um nicht sehen zu lassen, daß er nicht mehr essen konnte.

Er hatte auch erfahren, daß einige Gesandte, in der Erwartung seines nahen Endes, so indiscret gewesen, ihren Souveränen schon vorzeitig seinen Tod zu melden. Er wollte sie überzeugen, daß er noch lebe, und ordnete deshalb eine Truppenmusterung an, bei der er vier Stunden verweilte, den Kopf aufrecht bis zum letzten Augenblicke.

Aber wie sehr er auch seine Kräfte zusammenraffte, wie sehr er seine Mienen beherrschte, man konnte doch sehen, was er nicht sehen lassen wollte. Nur sein Blick hatte noch nichts von seiner imponirenden Lebhaftigkeit eingebüßt; aber seine Wangen waren eingefallen, seine Lippen blaß; sein Gang langsam, abgemessen, fast schleppend; seine Schultern sanken herab und man konnte nur zu deutlich erkennen, daß schon der Schmerz des Todes unter dem prachtvollen Sammet seines Kleides wühlte.

Und immer schwächer, immer passiver ward seine Lebenskraft. Frau von Maintenon, für die er zuletzt so abgenossen war, wie sie für ihn, suchte ihm vergebens durch Concerte, Spiele, durch Prologe zu Opern, die voll vom Lobe seiner Größe waren, durch Scenen aus Komödien, die von den inneren Hausbedienten in seinen Zim-

Digitized by Google

mern aufgeführt wurden, Zerstreuung zu verschaffen, aber die Langeweile schwamm oben, er blieb mürrisch und traurig, l'homme le plus inannisable de la France, wie Frau von Maintenon ihn nannte. Voll Ungeduld rief sie zuweilen aus: „Welche Marter, einen Menschen vergnügen zu müssen, der keine Empfänglichkeit mehr für das Vergnügen besitzt!"

II.

Um nur den König seinem düstern Trübsinn zu entreißen, erlaubte sich sogar auf ihre Anregung der Minister Pontchartrain, der Sohn des früheren Kanzlers, einen Betrug gegen ihn.

Schon mehrere Male war Ludwig XIV die Aeußerung entfallen: „Quand j'étais roi." Er kam sich selbst nicht mehr als König vor; die Erinnerung seines früheren Seins stach zu sehr von dem schattenhaften Dasein ab, das er jetzt in seinem leergewordenen Palaste führte. Die Erschöpfung, die gesunkene Größe Frankreichs, das Gefühl seiner eignen Ohnmacht, das Bewußtsein, seinen Ruhm überlebt zu haben, marterte seinen Stolz und erfüllte seine Seele mit Trauer.

Noch einmal wollte man ihm daher den Genuß gewähren, sich in dem hehren Glanze seiner königlichen Würde zu erblicken, noch einmal sollte er den Purpurmantel der Majestät umthun, bevor ihn der Wurm der Verwesung zernagte.

Es war ein persischer Handelsagent angelangt, und der Minister Pontchartrain ergriff diese Gelegenheit, denselben zu einem Gesandten des Schah von Persien zu stempeln und den König zu veranlassen, ihm mit feierlichem Pompe eine öffentliche Audienz zu ertheilen. Ludwig XIV that es gerne, und lächelnd, aber fast erdrückt von der Last der an seinen Kleidern schimmernden Edelsteine (deren Werth fast 13 Millionen betrug), empfing er den Pseudogesandten. Der Stolz seiner Herrscherwürde war wieder erwacht; mit leuchtenden Augen überblickte er die prunkenden Reihen seines Hofes, mit majestätischer Hoheit begrüßte er den Boten des Morgenlandes. Die Tage seines früheren Ruhms schienen zurückgekehrt, die Augenblicke, in denen die Welt ihn anstaunte, wieder aufzuleben, und er war so entzückt von diesem lügnerischen Acte, daß er beschloß, dem Gesandten mit ebenso feierlichem Gepränge seine Abschiedsaudienz zu ertheilen.

Digitized by Google

Doch seine Kraft reichte nicht mehr aus; als der Tag herankam, fühlte er sich zu schwach, um die Anstrengung eines solchen Schauspiels noch ertragen zu können.

Er hatte jetzt gänzlich mit der Etikette gebrochen, um fortan die trägen Gewohnheiten eines entkräfteten Greises anzunehmen. Er erhob sich spät, empfing die Besuche im Bette, speiste ebenfalls im Bette, und verließ er manchmal sein Lager, so blieb er Stunden lang wie von lethargischem Schlafe gefesselt in den weichen Kissen seines Sessels liegen.

Die einzige Bewegung, zu der er sich noch zu zwingen vermochte, bestand darin, daß er sich in den prächtigen Gärten von Versailles auf einem kleinen Wagen herumfahren ließ, aber seine abgespannten Züge zeugten von den furchtbaren Leiden, die ihn quälten, und die er, gleichsam zu stolz, um sie einzugestehen, in kalter und stummer Würde verbiß.

Vor einiger Zeit hatte er auch noch eine Revue über das Regiment der Gendarmen angeordnet, allein er fühlte sich nicht mehr im Stande, sie abzuhalten. Er beauftragte deshalb seinen Sohn, den Herzog du Maine, an seiner Statt mit voller königlicher Autorität die Musterung über dies Elitecorps vorzunehmen. Dem Herzoge von Orleans kam, als erstem Prinzen vom Geblüt, diese Stellvertretung von Rechtswegen zu, allein der Herzog du Maine hielt diese Gelegenheit für zu günstig, um die Welt an seine künftige Macht zu gewöhnen, als daß er sie hätte ungenützt vorübergehen lassen können.

Schon seit längerer Zeit hatte er, von Frau von Maintenon unterstützt, bei seinem Vater darauf gedrungen, daß er, um wirklich den testamentarischen Verfügungen, die ihn mit der Bevormundung und Ueberwachung des jungen Königs betrauten, entsprechen zu können, auch den Oberbefehl über die königlichen Haustruppen erhalten müßte, und es war verabredet worden, zu dem am 15. April 1715 abgefaßten Codizill, welches Villeroi mit den militärischen Anordnungen für die Parlamentssitzung, in der das Testament verlesen werden würde, beauftragte, noch ein anderes Codizill hinzuzufügen, welches dem Herzoge du Maine den unmittelbaren und unbedingten Oberbefehl über die gesammte Civil- und Militärhausmacht des Königs ertheilte.

Jetzt nun schien dem Herzoge die Musterung eine passende Gelegenheit darzubieten, um sich noch bei Lebzeiten seines Vaters als künftigen Stellvertreter des Königs zu zeigen, um die Truppen an

Digitized by Google

seinen Oberbefehl zu gewöhnen und sich bei ihnen dadurch einzuschmeicheln, daß er Ludwig XIV einen sehr günstigen Bericht über sie abstattete.

Aber wie sein Muth nie seinem Ehrgeize entsprach, wie er stets nach Allem strebte, was ihm nicht zukam, aber nie es sich in offener, mannhafter That anzueignen vermochte, so war er auch jetzt feige. Er suchte deshalb im Dauphin einen schützenden Vorwand seiner Usurpation, und dieser mußte zu dem Zwecke, obwohl kaum fünf Jahre alt, in der Uniform eines Capitäns der Musterung beiwohnen.

Jedoch ganz gegen seine Erwartung zeigte sich alle Welt unzufrieden, daß man den Herzog von Orleans übergangen. Man begrüßte diesen, der als Gendarmencapitän bei der Musterung zugegen war, mit Aeußerungen des Wohlwollens und der Anhänglichkeit, während man den Herzog du Maine mit einem sehr bezeichnenden Schweigen empfing und selbst durch die Reihen der Gendarmen ein leises Murren ging, daß man dem Herzoge von Orleans die ihm zukommende Function entrissen. Darüber gerieth der Herzog du Maine ganz aus der Fassung; verwirrt und bestürzt wollte er jetzt dem Herzoge von Orleans die Ehren des Regimentes erweisen, allein dieser weigerte sich, sie anzunehmen; „er wäre, sagte er, nur als Gendarmencapitän gekommen", und entfernte sich, sobald er seine Compagnie vor dem kleinen Dauphin vorübergeführt.

III.

Noch an demselben Tage befahl Ludwig XIV dem Kanzler, das Codizill abzufassen. Er war sehr leidend und hatte sich nicht entschließen mögen, sein Lager zu verlassen. Einige Hofdamen leisteten ihm gemeinsam mit der Frau von Maintenon Gesellschaft. Mit ihnen plauderte er noch einige Augenblicke, nachdem sich der Kanzler entfernt, schlummerte aber mitten in der Unterhaltung ein. Nach einer Stunde wachte er wieder auf, aber er phantasirte heftig; die tödtliche Krankheit, die schon so lange im Verborgenen die Kräfte seines Körpers zerstört hatte, kündigte sich endlich unter den erschreckendsten Symptomen an. Seine Beine waren stark angeschwollen; der Brand offenbarte sich, der feierliche Act seines Sterbens begann.

In den Vorzimmern rüstete sich schon seine Kapelle zu einem

Digitized by Google

Concerte, das am Abend stattfinden sollte; allein sie ward augenblicklich entlassen und nach dem Beichtvater, sowie dem Großalmosenier, dem Cardinal von Rohan, gesandt, da die Aerzte der Meinung waren, der König, der mittlerweile wieder zur Besinnung gekommen, dürfte keinen Augenblick zögern, die Sterbesacramente zu empfangen.

Während der Père Le Tellier seine Beichte anhörte, holte der Cardinal aus der Schloßkirche die Hostie und das geweihte Oel, und feierlich, unter Fackelbeleuchtung, zwei Almoseniers voran, bewegte sich dann der Zug in das Gemach des Königs.

Sobald dieser das Abendmahl und die letzte Oelung empfangen, entließ er alle Anwesenden mit Ausnahme des Kanzlers und der Frau von Maintenon. Der Kanzler stellte dann ein kleines Pult auf sein Bett, überreichte ihm das Codizill und er schrieb eigenhändig vier bis fünf Zeilen darunter, worauf er es dem Kanzler zurückgab.

Gleich darauf ließ er den Herzog von Orleans rufen, und indem er in einer fast herzlichen Weise von diesem Abschied nahm, sagte er ihm unter andern Aeußerungen freundschaftlichen Vertrauens: „Er hätte nie die Absicht gehabt, ihn in seinen Rechten zu beeinträchtigen, noch es ihm an liebevoller Zuneigung fehlen zu lassen, das würde ihm sein Testament beweisen; er hätte ihm darin alle Rechte bewahrt, die ihm kraft seiner Geburt zukämen.“ Er empfahl ihm sodann, gewissenhafte Fürsorge für das Wohl des Staates zu tragen und sich des künftigen Königs mit warmer Theilnahme anzunehmen.

Es ist auffallend, daß er, der doch so fromm und gewissenhaft in religiösen Dingen zu sein glaubte, unmittelbar nachdem er die Sterbesacramente empfangen, solche Worte gegen den Prinzen aussprechen konnte. Durch das Codizill, das er einen Augenblick vorher unterzeichnet, hatte er doch die dem Herzoge von Orleans gebührende Macht zu einem schattenhaften Nichts gemacht, dem Herzoge du Maine, unabhängig und getrennt von der Machtvollkommenheit des künftigen Regenten, die gesammte königliche Hausmacht überantwortet, diesen dadurch zum allmächtigen Majordomus des Königs, zum Herrn von Paris und dem Parlamente gemacht und den Herzog von Orleans, ohne die geringste Sicherheit, vollkommen machtlos seiner Willkür bloßgestellt. Und, auf alle möglichen Vorkommnisse Bedacht nehmend, hatte er dem Herzoge du Maine den Marschall Villeroi als Unterbefehlshaber dieser Truppen an die

Digitized by Google

Seite gestellt, und, noch nicht genug der Vorsichtsmaßregeln, ihnen im Fall ihres Ablebens den Grafen von Toulouse und den Marschall Harcourt substituirt. Wie konnte er also dem Prinzen, dem er nur den leeren Titel eines Regenten gelassen, dem er jede Autorität entzogen, den er der Schmach einer gänzlichen Ohnmacht preisgegeben, wie konnte er ihm sagen, er hätte ihm die Rechte, die ihm kraft seiner Geburt zukämen, bewahrt? Wollte er ihn täuschen, oder glaubte er, weil es kein Grundgesetz gäbe, welches während einer Minderjährigkeit dem muthmaßlichen Erben des Königreiches eine schrankenlose Macht einräumte, genug gethan zu haben, wenn er ihn an die Spitze der Staatsverwaltung stellte? Aber dann hätte er ihn wenigstens nicht mit lauter ihm feindlich gesinnten Männern umgeben, dann hätte er ihm die Möglichkeit einer ehrenvollen Existenz bewahren müssen. Durch alle jene Verfügungen des Testaments hatte er aber, das durfte er sich nicht verhehlen, die größte Schmach auf den Charakter seines Neffen geworfen, und er hätte sich wohl ein Gewissen daraus machen müssen, einem Verdacht Nahrung zu geben, den er selbst immer mehr aus seiner Seele verbannt hatte. Noch erst kürzlich hatte er Gelegenheit gehabt, sehr zweifelhaft hinsichtlich der Vorurtheile zu werden, die man ihm gegen denselben eingeflößt.

Die Fürstin Orsini war aus Spanien verbannt worden, und gleich darauf hatte Philipp V dem Könige einen eigenhändigen Brief übersandt, worin er ihm meldete, daß er endlich die Unschuld Flotte's und Regnault's erkannt hätte. Die gegen sie erhobenen Anklagen wären ungegründet gewesen; er hätte daher Befehl ertheilt, sie in Freiheit zu setzen, und empfände das lebhafteste Verlangen, sich mit dem Herzoge von Orleans wieder auszusöhnen; er bäte den König ihm zu sagen, auf welche Art er das zu thun vermöchte.

Ludwig XIV war sehr erfreut gewesen, endlich wenigstens in einem Punkt vollkommen von der Ungerechtigkeit der gegen den Herzog erhobenen Beschuldigungen überzeugt zu werden, und hätte jetzt um so mehr argwöhnen müssen, daß auch jene anderen, noch schrecklicheren Anklagen ebenfalls falsch und nur von einem böswilligen Hasse geschmiedet und ausgestreut worden waren. Und dennoch hatte er ganz so gehandelt, als wäre er vollkommen von ihrer Wahrheit überzeugt.

Daß er jedoch dem unablässigen Drängen der Kabale nachgab, ist erklärlich; er hatte ihr seinen Willen preisgegeben, er wollte sich

Digitized by Google

Ruhe erkaufen, selbst auf Kosten seiner Ueberzeugung und Neigung; allein das ist unerklärlich, daß er, der sich sonst während dieser Zeit seines Sterbens mit so hoheitsvoller, fast hehrer Würde benahm, unmittelbar nachdem er seine Seele durch den heiligsten Lebensact geläutert, sich zu einer Täuschung zu entschließen vermochte.

Der Prinz ließ sich jedoch nicht von seinen freundlichen Worten bestechen. Der Inhalt des Testamentes war ihm ja bekannt; und als er den König verließ, erwartete ihn der Kanzler im Vorsaal, führte ihn ins Arbeitscabinet Ludwig's XIV und zeigte ihm dort das Codizill.

IV.

Nach dem Herzoge von Orleans nahmen die übrigen Prinzen und Prinzessinnen des königlichen Hauses von Ludwig XIV Abschied. Er liebte seine Familie zärtlich, aber er hatte seine Empfindungen nie in vertraulicher Hingebung geäußert; jetzt auf dem Sterbebette ließ er sich rühren, wie alle übrigen Menschen. Allein er hatte den Kummer, als er seine Kinder und Verwandten um sich geschaart erblickte, sie alle durch Zwietracht und Haß einander entfremdet zu sehen. Er befahl ihnen mit der Dringlichkeit zärtlichsten Wohlmeinens, fortan in größerer Eintracht zu leben.

Madame, die verwittwete Herzogin von Orleans, meinte des Königs Aeußerung auf sich und ihre Schwiegertochter beziehen zu müssen; sie, die stets eine große Hochachtung für den König empfunden, und die jetzt, da sie ihn scheiden sah, von der tiefsten Betrübniß ergriffen war, antwortete daher: „Ich werde Ihnen gehorchen, gnädiger Herr." „Nein, Madame," sprach der König, indem er den Blick auf sie richtete, „ich meinte nicht Sie; Sie waren stets eine kluge und besonnene Frau; Sie kenne ich; nein, nein, ich meinte jene Prinzessinnen, die sind nicht so vernünftig wie Sie." Dann sagte er ihr in der herzlichsten Weise, daß er sie stets hochgeschätzt hätte; manchmal hätte man wohl versucht, ihm Vorurtheile gegen sie einzuflößen, allein er hätte sie nicht in seine Seele dringen lassen; im Herzen wäre er ihr stets zugethan geblieben.

Die Frau von Maintenon, die auch zugegen war, erröthete bei diesen Worten lebhaft und rief der Herzogin zu: „Entfernen Sie sich, Madame, der König läßt sich zu sehr von seiner Rührung ergreifen; entfernen Sie sich; sein Zustand könnte sich verschlimmern."

Digitized by Google

Als jene dann ging, folgte sie ihr und sagte: „Glauben Sie ja nicht, Madame, daß ich zu denen gehöre, die Ihnen den König zu entfremden versucht haben.“ „Ach, Madame,“ antwortete ihr die Herzogin, die Augen voll Thränen („ich meinte zu bersten vor Betrübniß,“ schreibt sie selbst), „darum handelt es sich ja jetzt nicht mehr, das sind abgethane Dinge.“

V.

Indessen verschlimmerte sich der Brand immer mehr, und der König verlangte, daß man die nothwendig gewordenen Einschnitte mache. Er litt sehr, aber er ließ auch nicht den leisesten Laut des Schmerzes hören, trotzdem die Stiche der Lanzette bis auf die Knochen drangen; man hoffte dem Weitergreifen des Brandes dadurch Einhalt zu thun, allein man erkannte, daß keine Rettung mehr möglich. Man setzte den König davon in Kenntniß; „in dem Falle, antwortete er, möchte man ihn in Ruhe sterben lassen.“

Sein erster Wundarzt, Maréchal, war einer jener wahrheitsliebenden Menschen, die sich so selten an Höfen finden, und eben wegen seiner Aufrichtigkeit und der treuherzigen, ungeschminkten Anhänglichkeit, die er dem Monarchen stets bewiesen, war ihm dessen Wohlwollen in ganz vorzüglichem Grade zu Theil geworden. Der König fragte ihn jetzt, indem er ihn fest anblickte, wie lange er glaube, daß sein Leben noch dauern würde? „Bis nächsten Mittwoch, Sire,“ antwortete Maréchal. „Mittwoch wird also mein Todesurtheil vollstreckt werden,“ sagte der König darauf mit unerschütterlicher Ruhe. (Sein Todeskampf verlängerte sich jedoch bis zum Sonntag.)

Nicht lange hernach ward er im Spiegel zwei Diener gewahr, die am Fußende seines Bettes knieten und weinten. „Warum weint Ihr?“ sprach er, „habt Ihr mich für unsterblich gehalten? Längst hätte Euch mein Alter auf meinen Tod vorbereiten müssen.“

„Ich habe immer gehört,“ äußerte er später gegen Frau von Maintenon, „es wäre schwer zu sterben. Ich befinde mich diesem letzten Augenblicke so nahe, und dennoch fällt mir der Gedanke an ihn durchaus nicht schwer.“ Frau von Maintenon entgegnete: „nur dann wäre jener Augenblick schrecklich, wenn man sehr an der Welt hinge, Sünden zu bereuen und vieles wieder gutzumachen hätte.“ „Als Privatmann“, fiel ihr der König in die Rede, „bin ich mir

Digitized by Google

keines Unrechtes gegen irgend Jemand bewußt; was dagegen mein Reich betrifft, da hätte ich wohl vieles wieder gutzumachen, aber ich hoffe auf die göttliche Barmherzigkeit. Ich habe getreulich gebeichtet. Mein Beichtvater heißt mich großes Vertrauen in die Gnade Gottes setzen; ich thue es auch durchaus."

Und in der That schien er jetzt, wo ihn der Tod, den er sonst immer gefürchtet, umklammert hielt, ohne die geringste Unruhe mit frommem Vertrauen seiner Auflösung entgegenzublicken und ohne Bedauern dem scheidenden Leben zu entsagen. Er versenkte sich schon in die hehre Zukunft, der er sich so nahe glaubte, und äußerte jetzt eine Freiheit von jedem Schein, jeder Schaustellung, die so sehr über sein früheres Leben ausgebreitet war, eine Würde, eine Frömmigkeit und eine Güte, die sein Sterbelager zu einem rührenden Schauspiel machten, und demselben einen fesselnderen Reiz verliehen, als die glänzendsten Tage seines Ruhmes darboten.

Es schien die Absicht des Schicksals gewesen zu sein, seinen starren Menschenstolz, das spröde Metall seines Selbstgefühls allmälig bis zur tiefsten Demuth zu erweichen, und dann, wenn er endlich zur Selbsterkenntniß, zum Gefühle der Nichtigkeit seiner Größe gelangt, ihn von seinem goldnen Thron ins dunkle Grab zu rufen.

Um sich des Gegensatzes zwischen irdischer Herrlichkeit und ihrer Vergänglichkeit in einer grellsten Deutlichkeit bewußt zu werden, befahl der Sterbende, daß nichts in der bisherigen Gewohnheit geändert würde. Aus dem eitlen Gepränge höfischen Glanzes sollte sich seine Seele zu der reineren Herrlichkeit der gehofften Unsterblichkeit losringen.

Sobald seine Schmerzen etwas nachließen, suchte er seine Gedanken unaufhörlich mit Gott und seinem Heile zu beschäftigen, und war auch sein Glaube unklar, ja roh, seine Frömmigkeit war aufrichtig und tief. Darum schien er auch jetzt mit Unruhe an die Verfolgungen zu denken, mit denen er die Gegner der Bulle Unigenitus so hart heimgesucht hatte. Zu wiederholten Malen bezeigte er sein Bedauern darüber. In Gegenwart der Frau von Maintenon, des Kanzlers Voysin, des Marschalls Villeroi und der inneren Hausbedienten ließ er am 26. August nach der Messe den Père Le Tellier sowie die Cardinäle Bissi und Rohan vor sein Bett treten. „Ich sterbe", sprach er zu ihnen, „voll Glaubens und Unterwürfigkeit gegen die Kirche. Ich verstehe nichts von den Streitigkeiten, die jetzt ihren Frieden stören. Ich habe nur Ihre Rath-

Digitized by Google

schläge befolgt; ich habe nichts gethan, als was Sie wollten. That ich nicht wohl, und fast fürchte ich es, so werden Sie es vor Gott, den ich zum Zeugen meiner aufrichtigen Gesinnung anrufe, verantworten müssen." Er bat sie sodann, ihm zu gestehen, ob sie nicht vielleicht etwas zu leidenschaftlich verfahren; allein sie antworteten nur mit Lobsprüchen auf seine Frömmigkeit und seine Verdienste um das Wohl der Kirche, und er, dessen Bestimmung es war, daß man ihm bis zum letzten Hauche seines Lebens schmeichelte, beruhigte sich. „Auch rufe ich Gott zum Zeugen an," sagte er einen Augenblick hernach, „daß ich den Cardinal de Noailles nie gehaßt habe. Ich habe stets bedauert, was ich wider ihn verfügte, aber man sagte mir, daß ich es thun müßte." — Die Leibärzte Blouin, Fagon und Maréchal fragten sich jetzt halblaut, ob man zum Zeichen der Versöhnung nicht den Erzbischof an das Lager des sterbenden Monarchen rufen lassen wollte. Ludwig XIV hörte es. Er erklärte, weit entfernt dagegen Widerwillen zu empfinden, trüge er Verlangen danach, und befahl dem Kanzler, den Erzbischof kommen zu lassen, „wenn", sagte er, indem er dabei auf die Cardinäle und den Beichtvater deutete, „diese Herren keinen Anstoß daran nehmen."

Allein den nahmen sie im höchsten Grade. Der Besieger der Ketzer durfte nicht in den Armen eines Ketzers sterben. Le Tellier erklärte daher, wenn der König den Cardinal empfinge, würde er dadurch in einem Augenblicke das glorreiche Werk seines ganzen Lebens vernichten. Da aber Ludwig XIV dennoch auf seinem Wunsch bestehen zu wollen schien, so berathschlagten Jene sich in einer Fenstervertiefung mit der Frau von Maintenon, wie man, ohne das Verlangen des Königs wirklich zu erfüllen, ihm doch scheinbar beitreten könnte. Sie näherten sich dann wieder dem Bette des Kranken und sagten ihm: ein solcher Schritt könnte zwar die gute Sache dem Triumphe ihrer Feinde bloßstellen, allein da den König so sehr danach zu verlangen schiene, den Erzbischof von Paris zu sehen, so würden sie es billigen, daß er ihn empfinge, sobald Jener sein Wort gegeben, die Bulle Unigenitus anzunehmen.

Ludwig XIV war zu schwach gegen diese Berather, um ihren listigen Vorschlag zurückweisen zu können. Er befahl dem Kanzler, in diesem Sinne an den Erzbischof zu schreiben. Dieser letztere wollte und konnte jedoch nicht auf eine solche Bedingung eingehen; er antwortete ehrfurchtsvoll, wie leid es ihm auch thäte, an der Seite des Königs in dessen letzten Augenblicken zu fehlen, so ver-

Digitized by Google

möchte er doch nicht, diesen Wunsch auf Kosten seines Gewissens zu befriedigen.

Diese unseligen Finsterlinge, denen sich Ludwig XIV in den letzten Jahren seines Lebens blindlings anvertraut, hatten ihm vollends die Zuneigung seines Volkes entzogen. Die Verfolgungen, die er, auf ihren Antrieb, über die Widersacher der Bulle Unigenitus verhängt hatte, waren kaum weniger grausam gewesen, als die harten Leiden, mit denen er seine hugenottischen Unterthanen heimgesucht hatte. War auch gerade kein Blut geflossen, so hatten doch die zahllosen Verbannungen, die Einkerkerungen, die peinlichen Untersuchungen, die verschiedenen, oft sehr schweren Strafen, die Kämpfe mit dem Parlamente, der Stillstand der untern Gerichtshöfe über ganz Frankreich Unruhe, Schrecken und Trauer verbreitet.

Alle seine übrigen Fehler und Schwächen hatten ihm seine Unterthanen vergeben, nur dies nicht; und wie elastisch auch ihre Liebe gewesen war, die drei letzten Jahre seines Lebens hatten auch jede Regung der Anhänglichkeit in ihrem Herzen ertödtet. Dasselbe Volk, das im Jahre 1686, als er ebenfalls an einer gefährlichen Krankheit darniederlag, in die Kirchen geströmt war, um mit Seufzern und Thränen seine Gebete für die Rettung seines Fürsten gen Himmel zu senden, verrieth jetzt, wo er auf seinem Sterbelager mit einem gewissen Tode rang, auch nicht das leiseste Zeichen liebevoller Theilnahme.

Und dennoch wollten auch jetzt noch jene intriganten Menschen, die sich sogar schon mit dem Gedanken getragen hatten, die Inquisition in Frankreich einzuführen, seine unwissende Frömmigkeit ausbeuten und auch noch seine letzten Augenblicke mit demselben Parteigeiste beunruhigen, durch den sie sein Greisenalter so stürmisch und verhaßt gemacht hatten. Der Cardinal Bissi verlangte von ihm, er solle noch eine Erklärung gegen die Jansenisten erlassen, allein er weigerte sich standhaft und sagte: „Ich habe mein Möglichstes gethan, zwischen Ihnen Frieden zu stiften; aber ich habe meinen Zweck und Wunsch nicht erreichen können. Ich bitte Gott, daß er ihn Ihnen gewähre.“ Und als sein Beichtvater wiederholt in ihn drang, alle erledigten Pfründen mit dessen Creaturen zu besetzen, erklärte er: Er hätte schon genug in jener Welt zu verantworten; er wolle sich jetzt, wo er dem Augenblicke seines Erscheinens vor Gott schon so nahe wäre, nicht noch mit einer neuen Last beschweren.

Digitized by Google

VI.

Er wollte von allen, zu denen er in näherer Beziehung gestanden, in freundlicher Weise Abschied nehmen; er ließ deshalb die gesammte Dienerschaft seines Palastes in sein Gemach treten und redete so herzlich zu ihr, daß fast Alle, als sie ihn verließen, Thränen der Rührung weinten.

Dann sammelte sich um ihn der Hof, der Zeuge seines Glanzes und seiner Trauer, der prächtige Hof, vor dem er so oft den Zauber seiner majestätischen Hoheit entfaltet, der ihn verehrt und ihm geschmeichelt hatte, als wäre ihm mit seiner irdischen Majestät zugleich Unsterblichkeit verliehen.

Jetzt lag die königliche Gottheit, die jener sonst gleich einem hehren Tempel von der profanen Welt abgeschlossen hatte, bleich und entstellt auf dem Lager des Schmerzes. Die Ohnmacht der Menschlichkeit war auch ihr Loos geworden, der Nimbus des Machtgefühles umspielte nicht mehr die Stirn; das Feuer herrischen Uebermuthes war in den Augen erloschen; der nahende Tod hatte die Kraft geraubt und den Stolz gelähmt, und von den zitternden Lippen brachen sich jetzt Worte der Demuth und Reue.

Und doch — ein wie viel fesselnderes Schauspiel ist nicht das Bild dieses sterbenden Königs, als wenn er einst, umrauscht von dem pomphaften Gepränge seiner königlichen Würde, die Brust geschwellt von den Gefühlen seiner Macht und Größe, langsam durch die Reihen der sich zu Boden beugenden Großen seines Reiches hindurchschritt!

„Ich bitte Sie um Verzeihung, meine Herren, wegen des schlechten Beispiels, das ich Ihnen gegeben," sagte Ludwig XIV. „Ich muß Ihnen meinen Dank sagen für die Treue, mit der Sie mir stets gedient haben, für die Zuneigung und Hingebung, die Sie mir immer bewiesen. Ich bedaure, nicht Alles, was ich zu thun gewünscht, gethan zu haben. Die schlechten Zeiten haben das verschuldet. Ich bitte Sie, meinem Urenkel den Eifer und die Treue zu bewahren, die Sie mir erzeigt haben. Es ist ein Kind, das noch viel Unglück erdulden kann. Ihr Beispiel leuchte allen meinen Unterthanen vor. Folgen Sie den Befehlen, die mein Neffe Ihnen geben wird. Er wird das Reich regieren. Ich hoffe, daß er es gut regieren wird. Ich hoffe gleichfalls, daß Sie alle zur Eintracht beitragen, und wenn sich irgend einer von ihr entfernen sollte, daß

Digitized by Google

Sie sich dann beeifern werden, ihn zu ihr zurückzuführen. Ich sehe, daß ich Sie rühre. Auch ich empfinde die innigste Rührung; ich bitte Sie um Verzeihung. Leben Sie wohl, meine Herren, ich hoffe, daß Sie manchmal an mich zurückdenken werden."

Dann ließ er die Herzogin von Ventadour auffordern, ihm den Dauphin zu bringen, und als er ihn sah, rollten Thränen über seine Wangen. Er befahl, daß man das Kind auf sein Lager höbe, und der Gegensatz des abscheidenden Greisenalters und der aufblühenden Kindheit, der sich jetzt darbot, als er seinen Urenkel zärtlich an die Brust drückte, erfüllte alle Anwesende mit der innigsten Rührung. „Mein Kind," sagte er dann, „Du wirst bald der König eines großen Reiches sein. Ich empfehle Dir auf das dringendste, niemals die Verpflichtungen zu vergessen, die Du Gott schuldest. Erinnere Dich, daß Du ihm alles verdankst, was Du bist. Versuche es stets, im Frieden mit Deinen Nachbarn zu leben. Ich habe den Krieg zu sehr geliebt, habe ihn zu leichtsinnig unternommen und zu oft aus eitler Ruhmsucht fortgesetzt. Ahme mir nicht darin nach, und ebenso wenig in dem allzu großen Aufwande, dem zu prunkhaften Glanze meiner Hofhaltung. Ehe Du etwas unternimmst, überlege. Suche in allen Dingen das Beste zu erkennen, und folge ihm stets. Erleichtere Deinem Volk soviel wie möglich die Last der Abgaben, und thue, was ich leider nicht mehr selbst thun kann." Das waren die denkwürdigen Worte, die er zu seinem jugendlichen Nachfolger sprach; in späteren Jahren hat dieser sie stets, prachtvoll auf Pergament gedruckt, unter seinem Kopfkissen liegen gehabt; besser aber wäre es gewesen, er hätte sie in sein Herz gegraben. Doch er war zu jung, als er sie hörte. „Quoi donc, les rois meurent-ils?" sagte er.

Als man den kleinen Prinzen wieder vom Lager des Königs herabgehoben hatte, verlangte dieser ihn noch einmal, und von Neuem umarmte er ihn weinend und mit liebevoller Innigkeit. Dann erhob er die Hände und Augen gen Himmel und segnete ihn: „Mein theures Kind, ich segne Dich von ganzem Herzen."

Auch der Frau von Maintenon sagte er jetzt das zärtlichste Lebewohl. „Was mich bei meinem Abschiede tröstet," sprach er zu ihr, „ist die Hoffnung, daß wir uns bald in der Ewigkeit wiedersehen werden." Sie erwiederte nichts auf dies Lebewohl; es schien ihr sehr zu widerstehen; aber beim Hinausgehen sagte sie zu einem der Aerzte, Boulduc: „Sehen Sie einmal, was er mir da für ein Rendez-vous giebt. Dieser Mensch hat Niemanden geliebt, als sich

Digitized by Google

selbst." — Gleich darauf eilte sie nach St. Cyr, wo sie fortan zu bleiben gedachte. Ihre kalte Selbstsucht, ihr geschminkter Schein, ihre erheuchelte Frömmigkeit, ihr dürres, doppelzüngiges Herz wußte nichts von wahrer Empfindung; gerade das zärtlichste Gefühl, die Hoffnung eines liebenden Herzens, nicht für immer zu scheiden und bald und in alle Ewigkeit mit dem, was der Seele theuer ist, wieder vereinigt zu werden, mißfiel dieser Frau, weil sie, obschon achtzigjährig, sich noch nicht an den Gedanken des Sterbens zu gewöhnen vermochte.

Nie hatte sie den König geliebt; seine Macht allein machte ihn ihr werth. Sie war schon lange seiner überdrüssig gewesen. Sein beständiges Zusammensein mit ihr, das ihr den unaufhörlichen Zwang der Verstellung auflegte, ward ihr zuletzt fast unerträglich. Sie wußte nicht mehr (eben weil sie nicht die Theilnahme der Liebe für ihn empfand), wie sie ihn unterhalten, wie sie seine freudlose Seele aufheitern sollte. Seine schwankende Gesundheit, die traurige Lage der Staatsverhältnisse, die Kunstgriffe mit denen sie und der Herzog du Maine ihm das Testament und die Codizille abgezwungen hatten, alles dies hatte ihn überdies in eine fortwährend mürrische Laune versetzt, deren Bitterkeit er sie oft hatte empfinden lassen.

Sie hatte jetzt erreicht, was sie erlangen wollte. Sie glaubte oder hoffte wenigstens, die Zukunft ihres Lieblings und dadurch ihre eigene gesichert zu haben, und deshalb fühlte sie sich, obwohl sie durch den Tod des Königs verlor, doch durch denselben von einer sie schon lange drückenden Last befreit, und nur für dies Gefühl war sie jetzt empfänglich.

VII.

Seit seiner Krönung hatte Ludwig XIV die Gewohnheit gehabt, jedesmal wenn er das Abendmahl empfangen, eine Reihe Skrophel- und Kropfkranker zu berühren, weil der Aberglaube den französischen Königen als Nachfolgern des heiligen Chlodwig die Fähigkeit zuschrieb, jene Krankheit durch bloße Berührung heilen zu können.

Da Ludwig XIV stets am 15. August, Mariä Himmelfahrt, das Abendmahl genoß, so waren deshalb an diesem Tage gegen fünfzig bis sechszig kranker Kinder, von ihren Verwandten geleitet, nach Versailles gekommen, um sich berühren zu lassen. Der König

Digitized by Google

war aber nicht mehr fähig, wie er bei solchen Gelegenheiten zu thun pflegte, das große Costüm des heiligen Ludwigsordens anzulegen, noch überhaupt mit dem gewöhnlichen Ceremoniel in die Schloßkapelle hinabzusteigen, um dort am Altare das Abendmahl zu empfangen; er vermochte das Zimmer nicht mehr zu verlassen.

Da dadurch die Hoffnung jener Kinder vereitelt worden war, so hatte sich der Pfarrer von Notre-Dame in Versailles ihrer einstweilen angenommen, um sie, sobald der König wieder wohl wäre, ihm vorzuführen. Seine Krankheit hatte sich aber immer mehr verschlimmert, und man mußte zuletzt die Hoffnung auf seine Genesung aufgeben. Der Pfarrer wandte sich deshalb an den Großalmosenier, den Cardinal von Rohan, und bat ihn, jenen Kindern die Mittel zu gewähren, wieder in ihre Heimath zurückkehren zu können. Dadurch erhielt der König von der Sache Kunde, und er befahl, alle jene kranken Kinder am nächsten Morgen, den 29. August, vor sein Lager zu führen.

Der Bischof von Chartres führte sie zwei bei zwei in das Gemach des Königs, und der Großalmosenier geleitete sie unter den Thronhimmel des königlichen Bettes, damit der fast schon erblindete und sterbende Monarch seine Hand an ihre Wange legte. „Le roi te touche, Dieu te guérisse!“ riefen die beiden Bischöfe bei der jedesmaligen Berührung dieser Kranken, die von dem noch kränkeren, dem schon vom Tode getroffenen greisen Könige Genesung heischten, weil er der Gesalbte des Herrn und der älteste Sohn der Kirche.

Unmittelbar vorher hatte sich Ludwig XIV das Abendmahl reichen lassen, um sich dadurch, wie er sagte, noch sicherer im Zustand der Gnade befinden, und obwohl jetzt der Todesschweiß auf seiner Stirne stand, sein Auge fast gläsern war, raffte er doch seine letzten Kräfte auf, um alle diese armen Kinder zu segnen und mit freundlichem Wohlwollen ihre Wangen zu berühren; und als er dann alle berührt, befahl er, jedem derselben fünf mit seinem Bilde geprägte Louisdor darzureichen. Gleich darauf aber fiel er, von der Anstrengung völlig erschöpft, in Ohnmacht und blieb fünf Stunden fast ohne Lebenszeichen.

Ein Quacksalber aus Marseille, Namens Le Brun, trat jetzt mit einem Elixir auf, das er als ein sicheres Mittel gegen den Brand pries, und er wagte es, das Wunder der Wiedergenesung des Königs zu prophezeien, wenn dieser, der fast schon in den letzten Zügen lag, es genießen würde.

Digitized by Google

Die Aerzte, die des Königs Zustand als hoffnungslos erkannten, flößten ihm einige Tropfen davon ein. Zuerst schien es ihn neu zu beleben, er vermochte sogar etwas zu essen, aber schon nach einigen Stunden sank er in seine Ohnmacht zurück.

Man flößte ihm eine zweite Dosis ein und sagte ihm: er würde dadurch wieder ins Leben zurückgerufen werden. „Zum Leben oder zum Tode," röchelte er und nahm das Glas, „wie es Gott gefallen mag."

Bald darauf ließ er sich von seinem Beichtvater eine Generalabsolution ertheilen; dann umdämmerte wieder die Lethargie des Todes seine Sinne.

VIII.

In diesen letzten Tagen seiner Krankheit hatte er, der so wahr und aufrichtig gegen sich selbst geworden, auch so recht die wahre Gesinnung seines Hofes, ja überhaupt aller Derer, die er geliebt und denen er vertraut hatte, den Werth ihrer demüthigen Ehrfurcht, den Zweck ihrer erheuchelten Anhänglichkeit erkennen können. Er hatte gegeben, was man von ihm verlangte; er konnte nicht mehr geben, er konnte nicht mehr schaden, er konnte nicht mehr nützen, denn mit seiner Kraft war auch sein Wille und seine Macht gebrochen, und deshalb barg sein Antlitz nicht mehr die Glückseligkeit jener wetterwendischen Kriecher, deshalb mußten sie jetzt ihre Hoffnung einem andern Auge zulächeln. Immer leerer und einsamer wurden daher von Tage zu Tage seine Gemächer, immer voller die seines Neffen.

Als aber das erste Mal die Wirkung des Elixirs sich so günstig äußerte, und sich das Gerücht verbreitete, der König hätte wieder gegessen, da strömte alles zu dem wiederauflebenden Monarchen zurück, voll Eifers drängte sich ein Jeder vor, um ihm zu zeigen, daß er treu und beständig bei ihm ausgeharrt.

Die Säle des Herzogs von Orleans waren fast leer und er rief lächelnd aus: wenn der König noch einmal äße, so würde er Niemand mehr bei sich sehen. Er kannte den Geist dieses „Marmorhauses, in dem die glattesten, aber auch die kältesten Menschen wohnen," er kannte das mechanische Spiel des Hofes, sowie die Triebfedern, die es bewegen, die Selbstsucht, den müssigen Ehrgeiz, den gemeinen Stolz, die Schmeichelei, die Lüge und die Eitelkeit.

Digitized by Google

„Wer ohne Herz ist und ohne Ehrgefühl, der ist ein echter Höfling," sagte er.

Aber auch die allernächsten Verwandten des Königs, die, denen er sich während der letzten Jahre seines Lebens ganz hingegeben, denen er seinen Geist, sein Herz und seine Seele überantwortet hatte, auch die waren jetzt von ihm zurückgewichen, ließen ihn einsam sterben.

Schmerzlich vermißte er mehrere Male die Gegenwart seines Beichtvaters. Dem hatte er ja seine letzten Bitten abgeschlagen, der hatte jetzt andere Sorgen, der mußte sich auf die drohende Zukunft vorbereiten und ließ darum die Seele des Sterbenden vergeblich nach dem Trost seines Wortes schmachten.

Und Frau von Maintenon, der Herzog du Maine? Die Pflichtübung, die ihrem Ehrgeize nicht nützen konnte, war ihnen zu ermüdend. Gerade in den Augenblicken, wo die Pflicht der Dankbarkeit und der kindlichen Liebe, wo die Religion, mit der sie sonst immer prunkten, sie am meisten dazu aufgefordert hätte, durch liebreiche Pflege und zärtliche Trostesworte dem Könige das Leiden seines Sterbens zu erleichtern, weigerten sie sich ihm zur Seite zu stehen.

Sein Gehör und Gesichtssinn war durch die Krankheit sehr abgeschwächt worden, aber sein Bewußtsein war noch vollkommen. Er erkannte daher die harte Lieblosigkeit Derer, an deren Liebe er am meisten geglaubt, und sein Schmerz darüber, sich von ihnen verlassen zu sehen, war so heftig, daß er unaufhörlich ihre Namen ausrief und sie zu sehen wünschte. Frau von Maintenon, der man es gemeldet, kam denn auch von St. Cyr zurück und sagte: sie wäre hingegangen, um mit den Gebeten ihrer Mädchen (St. Cyr war ein von ihr gegründetes Fräuleinstift) die ihrigen zu vereinigen. — Kalte Heuchlerin! als ob ein frostiges Anstandsgebet einem Sterbenden besser wäre, als der warme Hauch aus der Seele quellender Liebesworte, als der zärtliche Druck einer theuren Freundeshand!

War sie aber auch zurückgekehrt, so hatte sie doch nicht die Geduld, abzuwarten, bis der König an ihrer Brust seinen letzten Seufzer ausgehaucht, sondern weil er am Abend dieses Tages wieder anfing zu phantasiren, so verließ sie ihn für immer, ging in die bisher von ihr bewohnten Gemächer, vertheilte ihre Möbel unter ihre Dienerschaft und fuhr nach St. Cyr zurück, um es nicht wieder zu verlassen.

Sie hatte Furcht vor dem Herzoge von Orleans. Sie be-

Digitized by Google

urtheilte seinen Charakter nach den Regungen ihrer eigenen Seele. Sie hatte keinen Begriff von seiner großmüthigen Sinnesart, und eilte deshalb, in den Mauern ihres Stiftes Schutz vor jeder Aeußerung seines Uebelwollens zu finden.

Der Herzog du Maine verkürzte seine Anwesenheit im Sterbezimmer gleichfalls immer mehr. Es wäre ihm, sagte er, ein zu rührender Anblick, er fühle sich zu ergriffen von den Leiden seines Vaters. Er zog es vor, sich mit seinem Schmerze in seinem Cabinette zu verschließen und dort vor seinem Crucifix zu beten — — oder vielmehr mit seinen Vertrauten alles für den Tag der Entscheidung zu verabreden und vorzubereiten, und ihnen die plumpen und lächerlichen Manieren des Charlatans, der seinen Vater mit dem Elixir hatte retten wollen, unter schallendem Gelächter vorzuäffen.

IX.

So starb Ludwig XIV, ohne daß auch nur ein einziges Herz ihm die Thräne aufrichtigen Schmerzes weihte.

Seine Leiden waren groß, der Schmerz wühlte mit furchtbarer Stärke in seinem an sich kräftigen Körper. Der Brand trat immer deutlicher hervor, und nachdem er die Kniee erfaßt, ergriff er auch schon die Schenkel. Aber es war auch der letzte Tag seiner Leiden; am Nachmittage stellten sich die ersten Zeichen des Todeskampfes ein und man sprach ihm die Sterbegebete vor. Das Feierliche dieses Todtenamtes rief ihn wieder zu sich und mit den Stimmen der Geistlichen und aller, die in das Sterbezimmer eingetreten, vermischte er seine Stimme so stark, daß sie sich vor der aller Andern hörbar machte.

Als die Gebete gesprochen waren, erkannte er den Cardinal de Rohan und sagte ihm: „Das sind die letzten Gnaden der Kirche"; dann wiederholte er noch die letzten Worte des Gebetes: „Nunc et in hora mortis" und sank in Schlummer.

Eine feierliche Stille schwebte von jetzt an über seinem Lager. Nur einmal noch rief er in seinem Todesschmerze aus: „Mein Gott, komm mir zu Hülfe, eile mich zu erlösen." Dann trat das Röcheln des Todes ein und er starb am 1. September 1715 um 8 Uhr des Morgens.

„Le roi est mort," riefen die Wappenherolde aus, und in ganz Europa wiederhallte dieser Todesruf.

Digitized by Google

X.

Unmittelbar nachdem Ludwig XIV den letzten Seufzer ausgehaucht hatte, traten die vornehmsten Würdenträger des Staates in das Gemach des Herzogs von Orleans und begrüßten ihn als Regenten Frankreichs. Ein Theil von ihnen suchte ihn zu bewegen, sogleich diesen Titel anzunehmen, ihn dem Parlamente zu notificiren und ohne weitere Förmlichkeit sich der Zügel der Regierung zu bemächtigen. Allein Philipp von Orleans gab ihren Wünschen kein Gehör; er befahl, daß das Parlament für den folgenden Tag zusammenberufen würde, und eilte dann mit seinem Gefolge zu dem jugendlichen Dauphin, um ihm, als neuem Könige von Frankreich, knieend seine Huldigung darzubringen.

Schon mit Tagesanbruch versammelte sich am 2. September das Parlament. Es war begierig, die ihm während so vieler Jahre entzogene Freiheit zu genießen und sich, so lange der Regent noch nicht ernannt war, als legitimen Besitzer der Autorität des Reiches zu zeigen. Die nöthigen Vorbereitungen für diese Sitzung waren längst getroffen, jedoch in anderer Weise, als die testamentarischen Verfügungen des verstorbenen Königs angeordnet hatten. Denn obwohl das Codizill vom 15. April 1715 Villeroi mit den militärischen Maßregeln für diese Sitzung beauftragt hatte, und obwohl er auf Seiten des Herzogs du Maine stand und von den innigsten Wünschen für den Erfolg desselben beseelt war, so war er doch, weil er um seines persönlichen Vortheils willen dem Herzog von Orleans versprochen hatte, von jener Vollmacht keinen Gebrauch zu machen, in Versailles geblieben, und er machte sich um so weniger ein Gewissen aus diesem Verrathe, da er den Herzog de Guiche und Contades dem Herzog du Maine ergeben glaubte.

Indessen täuschte er sich darin; gemeinsam mit Reynolds und St. Hilaire leiteten diese alle die Maßregeln, welche Ludwig XIV *gegen* den Herzog von Orleans vorgeschrieben hatte, *für* diesen. Zweitausend Mann hoch hatten sich die französischen Garden, den Herzog de Guiche an ihrer Spitze, des Eingangs und der Höfe des Justizpalastes bemächtigt, und die Vorsäle sowie der Sitzungssaal des Parlaments waren mit einer Menge verkleideter Offiziere und Soldaten angefüllt.

Die Gemüther waren freilich dem Herzog von Orleans zu günstig gestimmt, als daß er nöthig hatte, seinen Ansprüchen durch

Digitized by Google

Waffengewalt Geltung zu verschaffen; aber er that dennoch wohl an diesen Vorsichtsmaßregeln, denn wenn auch das Parlament im Allgemeinen dem Herzog du Maine nicht wohl wollte, so war trotzdem dessen Partei keine unansehnliche, und durch seine Chargen als Generaloberst der Schweizer und Carabiniers vermochte er über eine immerhin bedeutende Macht zu gebieten. Und da er bisher nichts unversucht gelassen hatte, den Herzog von Orleans der ihm gebührenden Macht zu berauben, da er ihn bis vor kurzem auf jede mögliche Weise verfolgt, ihn heimtückisch verlästert, ihm Ruf und Ehre gestohlen, und ihm in dem von ihm eingegebenen Testamente nichts als einen leeren Titel hatte zukommen lassen, so ließ sich auch annehmen, daß er jetzt in dem Augenblick der Entscheidung, wo es darauf ankam, sich die glänzende Zukunft zu sichern, die er sich hatte zusprechen lassen, Alles aufbieten und selbst vor Gewaltmaßregeln nicht zurückscheuen würde, um seine Pläne so zu verwirklichen, wie sein Ehrgeiz sie erdacht. Gegen einen solchen Gegner darum, von dem er Alles zu fürchten hatte, durfte der Herzog von Orleans wohl im Interesse seiner Selbsterhaltung die Waffe der Nothwehr vorbereiten. Auch haben die späteren Ereignisse der Regentschaft eine solche Vorsicht vollkommen gerechtfertigt.

Weniger passend war es dagegen, daß der Herzog von Orleans Lord Stairs hatte bitten lassen, sich bei der Sitzung einzufinden. Konnte man auch die Anwesenheit desselben einfach seiner diplomatischen Neugier zuschreiben, so zeigte er sich doch mit zu auffälliger Ostentation in einer der Tribünen des Sitzungssaales, als daß man nicht auf den Gedanken hätte kommen müssen, er wolle durch seine Gegenwart als Minister eines dem Herzoge von Orleans befreundeten Monarchen bestimmend auf den Entschluß des Parlaments einwirken.

Der patriotische Stolz manches ehrenwerthen Parlamentsrathes fühlte sich daher auch durch das Unpassende dieser Erscheinung verletzt. Und hätte nicht die Fülle der Eindrücke, die an diesem Tage auf die Gemüther einstürmten, dem Haften augenblicklicher Verstimmung gewehrt, so würde vielleicht schon dieses einzige Symptom der Gedanken und Pläne des Herzogs von Orleans ihm den Sieg, den er so leicht errang, bedeutend erschwert haben.

Um sieben Uhr erschienen die Pairs, eine halbe Stunde später die legitimirten Prinzen, der Herzog du Maine, sein Sohn, der Prinz von Dombes, und der Graf von Toulouse. Außer dem ersten Präsidenten de Mesmes zählte der Herzog du Maine nur

Digitized by Google

wenige Anhänger auf Seiten des Parlaments, eine weit größere Anzahl dagegen unter den Pairs; doch waren diese furchtsam und geneigt, dem Uebergewicht der Mehrzahl nachzugeben; sein größtes Vertrauen beruhte daher auf dem Herzog de Guiche und dessen zweitausend Mann Gardesoldaten, sowie auf der ehrerbietigen Achtung, die man dem Willen des erst am Tage zuvor verstorbenen Monarchen zollen würde.

Er glaubte sich daher vollkommen gesichert und erschien mit der heitern Miene freudiger Zuversicht. Nach allen Seiten grüßte er freundlich lächelnd und mit einer recht geflissentlich vornehmen Höflichkeit, und als er in das Parket eintrat und den Präsidenten de Mesmes grüßte, zeichnete sich auf Beider Gesichtern das Frohlocken baldigen Triumphes.

Kurz darauf erschienen die legitimen Prinzen, der Herzog von Bourbon, der Graf von Charolais, der Prinz Conti und endlich der Herzog von Orleans, das zweite Codizill des Testamentes eröffnet in der Hand haltend. Sogleich beim Eintritt in den Sitzungssaal konnte er an der beifälligen Begrüßung, die ihm zu Theil ward, das ganze Uebergewicht seiner Partei erkennen. Der erste Präsident war sogar selbst genöthigt, ihn mit demüthiger Unterwürfigkeit anzureden: „Das Parlament hat mir den ausdrücklichen Befehl ertheilt, Ihnen, gnädiger Herr, die Versicherung auszusprechen, daß es sich beeilen wird, alles zu thun, was Sie von seiner tiefen Hochachtung für Sie zu überzeugen vermag."

Philipp von Orleans sah, obwohl er innerlich sehr bewegt war, doch heiter wie gewöhnlich aus; der Scherz schien auf seinen Lippen zu schweben, und aus seinen Augen die edle Zuversicht zu leuchten, die das gute Recht billigen Richtern gegenüber einflößt. Er trat zwar nicht mit dem selbstbewußten Stolze Ludwig's XIV auf, aber doch mit dem Zauber weltmännischer Grazie, zwangloser Leichtigkeit; nur schadete dem sonst so anmuthigen Ausdruck seiner Persönlichkeit, daß er, wie seine Mutter von ihm sagte, „bitter übel ging und die Schultern im Gehen bewegte."

Er war nicht groß und der Mangel an körperlicher Bewegung nebst üppiger Lebensweise hatte ihn wohlbeleibt gemacht; aber doch war sein ganzes Wesen fürstlich und anziehend. Sein Gesicht war etwas zu breit, seine Wangen etwas zu voll, der Mund zu sinnlich, aber die männlich kräftige, von der italienischen und spanischen Sonne gebräunte Gesichtsfarbe, die schöne Stirn, der feine Blick, die über das ganze Antlitz ausgebreitete herzgewinnende Freundlichkeit und

Digitized by Google

das Lächeln, das auf seinen Lippen glänzte, verliehen seiner Physiognomie den Charakter geistreicher Anmuth und machten sie zum treuen Spiegel seines offnen, lebensfreudigen und wohlwollenden Gemüthes.

Seine Augen waren leidend; in früher Jugend hatte ihn der Schlag gerührt und seit der Zeit waren sie schwach, so daß er sogar manchmal etwas schielte und bei zu lebhaftem Lichte mit seinen entzündeten und oft thränenden Augenlidern blinzelte.

Er besaß eine sehr wohltönende Stimme und eine außerordentliche Redefertigkeit; klar und bestimmt war jedes Wort, und schnell und lebendig gehorchte es seinem lebhaften Geist.

Daß er tapfer war, haben wir bereits erwähnt, aber noch nicht seine eitle Schwäche, in Allem Heinrich IV gleichen zu wollen, dessen Manieren, Redeweise und Tracht nachzuahmen und sich sogar zu überreden, ihm in seiner Gestalt und den Formen seiner Gesichtsbildung ähnlich zu sein. Kein Lob, keine Schmeichelei that ihm so wohl, als eine Anspielung auf solche Aehnlichkeit.

Manche Charakterzüge hatte er auch allerdings mit diesem berühmten Vorfahren gemein; er besaß einen talentreichen Geist und ein mildes Gemüth, einen edlen, ritterlichen Sinn, ein frisches, offnes Wesen, eine bezaubernde Leutseligkeit — und die Schwäche einer zu lüsternen Sinnlichkeit; aber er war viel charakterschwächer als Heinrich IV, viel leichtsinniger, viel genußsüchtiger; ihm fehlte die Thatkraft, durch die jener Fürst selbst seine Schwächen adelte. Was endlich das Aeußere betraf, so konnte nur des Herzogs Eitelkeit eine Aehnlichkeit in ihren so ganz verschiedenen Gesichtszügen entdecken.

Gleich jetzt im ersten Beginn seiner politischen Laufbahn sollte er die Lehre (die er freilich nicht benutzte) erhalten, daß es nicht wohlgethan ist, unvereinbare Versprechungen zu machen, und daß es gefährlich werden kann, nicht den Muth zu haben, eine Bitte zu versagen, ohne gleichwohl den Willen und die Gewissenhaftigkeit zu besitzen, sie nach ihrer Zusage zu erfüllen.

Das träge „Kommt Zeit, kommt Rath," dem er so gern folgte, das leichtsinnige Hinschlendern auf den breitgetretenen Gleisen der Bequemlichkeit, das ihn so oft auf Schwierigkeiten stoßen ließ, das charakterlose „Mitallerwelthalten", durch das er sich zuletzt fast Alles verfeindete, hatte ihn, wie wir gesehen haben, auch bei den Versprechungen geleitet, durch die er sich den Beistand der verschiedenen Parteien für die Sicherung seiner Rechte gewinnen wollte.

Digitized by Google

Obwohl er bedacht sein mußte, ganz vorzüglich auf das Parlament Rücksicht zu nehmen, hatte er, wie wir gesehen, trotz aller Verheißungen, die er demselben gethan, doch den Pairs zugesagt, bei ihren Streitigkeiten mit dem Parlamente gegen dieses Partei zu nehmen. Trotzdem es durchaus nicht in seinem Interesse lag, die Legitimirten mehr, als nöthig war, zu demüthigen, und sie, die einen nicht zu verachtenden Anhang besaßen, dadurch zu Umtrieben zu reizen, die seine künftige Regierung gefährden konnten, hatte er sich doch schon jetzt der persönlichen Feindschaft des Herzogs von Bourbon gegen die du Maine's dienstbar gemacht, und ihm die feste Zusicherung ertheilt, die Ausstoßung der Bastarde aus dem Kreise des königlichen Hauses sogleich bewirken zu wollen.

Jetzt drang nun schon der Herzog von Bourbon voll Eifers in ihn, daß er ohne Verzug in der bevorstehenden Sitzung die nöthigen Schritte thäte, und er hatte alle Mühe Jenem begreiflich zu machen, daß er dadurch eine Spaltung in den Gemüthern und eine seinen Interessen nachtheilige Stimmung hervorrufen würde; daß es sich jetzt vor Allem darum handelte, seine Autorität festzusetzen; hernach, wenn diese gesichert wäre, würde er noch immer und weit besser im Stande sein, alles, was er ihm versprochen, auszuführen. Der Herzog von Bourbon gab diesen Gründen nach; die Pairs aber waren hartnäckiger.

Der Streit derselben mit dem Parlamente betraf an und für sich nur unwesentliche Förmlichkeiten, die Höhe der Sitze, das Aufbehalten oder Abnehmen des Hutes bei der Abstimmung, sowie die Frage, ob der erste Präsident die Pairs oder die neun Präsidenten à mortier zuerst zu grüßen und um die Abgabe ihrer Stimme zu bitten habe. Weil jedoch die politische Lebensthätigkeit des französischen Volks so völlig erstorben war, so hatte sich der Geist in armselige Aeußerlichkeiten verloren, die er um so hartnäckiger festhielt, je nichtiger sie an sich waren. Die Eitelkeit beider Parteien legte daher einen Werth auf diese Unterschiede, als ob sie die wichtigsten Interessen des Staates beträfen, und in dem letzten Lebensjahre Ludwig's XIV war dieser Streit zu einer so heftigen Erbitterung angeschwollen, daß der König nicht umhin konnte, ihn vor sein Forum zu ziehen. Er hatte zu dem Zwecke ein außerordentliches Conseil angeordnet und in demselben entschieden, daß bei den lits de justice den Pairs der Vorzug zu Theil werden, daß aber in den gewöhnlichen Parlamentssitzungen Alles beim Alten verbleiben sollte. Die halbe Begünstigung dieses Urtheils hatte jedoch den Pairs

Digitized by Google

nicht genügt; sie machten für immer auf den Vorzug Anspruch, hatten ihn sich vom Herzoge von Orleans zusagen lassen und waren jetzt schon am Tage zuvor bei ihm erschienen, ihn an die Erfüllung seiner Versprechungen zu mahnen.

Philipp versetzte diese Anforderung in nicht geringe Verlegenheit, indessen wußte er sich schnell zu fassen. Er stellte ihnen vor, daß es sich am nächsten Tage um den gesammten Staat handelte, daß die Einmischung ihrer Parteiinteressen in die Fragen der Regentschaft und der Verwaltung des Staates unpassend wäre und daß sie die schwerste Verantwortung auf sich laden würden, wenn sie durch ihre Etikettestreitigkeiten die Entscheidung dieser wichtigen Fragen aufhielten, und dadurch vielleicht den Staat in Unruhe und Verwirrung stürzten.

Die Pairs waren ganz erstaunt und sprachen ihre Unzufriedenheit über seine plötzliche Sinnesänderung offen aus. „Die Usurpation des Parlamentes, fiel er ihnen rasch in die Rede, wäre unhaltbar, das gäbe er zu; aber man müßte sie zur rechten Zeit und am rechten Orte angreifen; je gerechter die Beschwerden der Pairs wären, um so mehr wären sie verpflichtet, die Aeußerung derselben zu verschieben, und um so größer wäre ihr Verdienst um das Wohl des Staates."

„Wenn aber", warfen die Pairs ein, „die Angelegenheiten des Staates entschieden sind, dann kümmern Sie sich nicht mehr um uns, gnädiger Herr; dann sind wir übertölpelt; wir müssen diesen gegenwärtigen Augenblick ergreifen, denn sonst verlieren wir unsern Vortheil, und haben Ihnen vergebens unsere Interessen geopfert."

Jetzt gab ihnen der Herzog die heiligsten Versicherungen, daß sie seiner Ehrlichkeit vertrauen dürften, und verpflichtete sich mit seinem Worte, ihnen, sobald die Sitzung des folgenden Tages günstig für ihn abgelaufen wäre, alles, was nach ihrer Meinung das Parlament sich widerrechtlich angemaßt hätte, zuzusprechen.

Die Pairs murrten zwar noch, fügten sich aber doch endlich den Bitten und Vorstellungen des Prinzen, indeß verlangten sie, daß einer von ihnen beim Beginn der Sitzung erklären sollte: die Pairs hätten aus Achtung für die Wünsche des Herzogs von Orleans, wie um die Regelung der Staatsangelegenheiten nicht zu verzögern, beschlossen: zwar vorerst noch Alles, was auf ihren Streit mit dem Parlamente Bezug hätte, beim Alten zu belassen, jedoch feierlich wider alle Usurpationen des Parlamentes zu protestiren, und sie hätten nur deshalb in diesen Verzug eingewilligt, weil ihnen der

Digitized by Google

Herzog von Orleans sein Wort gegeben, ihnen später Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

Dann verlangten sie vom Herzoge die Erlaubniß, sich nach dieser Protestation direct an ihn wenden und um seine Erklärung, daß er ihnen diese Zusicherung ertheilt, bitten zu dürfen. Das war sehr unangenehm; allein, weil er doch einmal diese Verbindlichkeiten eingegangen, und der Unterstützung der Pairs nicht entrathen zu können glaubte, so gab er seine Einwilligung. Um jedoch den Protest und die Fragestellung noch gewichtiger zu machen, beauftragten Jene den Herzog von St.-Simon damit, weil aller Welt das freundschaftliche Verhältniß bekannt war, in dem er zum Herzog von Orleans stand, und man daraus, daß gerade ihn die Wahl getroffen, noch mehr die aufrichtige Parteinahme des Herzogs für ihre Interessen folgern sollte.

Als daher das Geräusch, das der Eintritt des Herzogs ins Parlament veranlaßt, sich wieder gelegt, und der erste Präsident im Begriffe war, seine Sammetmütze abzunehmen und das Wort zu ergreifen, erhob sich Saint-Simon, winkte mit der Hand, nahm seinen Hut ab, setzte ihn wieder auf und sprach: „er wäre beauftragt von Seiten der Herzöge und Pairs der Versammlung zu eröffnen, daß nur in Rücksicht auf die wichtigen Staatsangelegenheiten, die in der gegenwärtigen Sitzung entschieden werden sollten, die Pairs die mehr als unanständigen Usurpationen des Parlamentes, über die sie sich schon seit so langer Zeit zu beklagen hätten, noch dulden und dadurch öffentlich zu erkennen geben wollten, welch einen großen Vorzug sie den Interessen des Staates vor den ihrigen einräumten; daß sie aber zu gleicher Zeit gegen jene widerrechtlichen Anmaßungen des Parlamentes auf das feierlichste protestirten und nur deshalb diesen Verzug zugeständen, weil ihnen der anwesende Herzog von Orleans noch am vergangenen Abend in Versailles sein Ehrenwort gegeben, sogleich nach Regelung der Staatsverhältnisse diese ihre Streitigkeiten untersuchen und entscheiden zu wollen; er, Saint-Simon, bäte jetzt den Herzog, der Versammlung kundgeben zu wollen, daß er diese Zusicherung ertheilt."

Im tiefsten Schweigen hörte die Versammlung diese Worte Saint-Simon's an, verrieth aber eben durch das Schweigen, wie sehr sie über dieselben erstaunt war, und als dann der Herzog sich erhob und verlegen, mit leiser Stimme Saint-Simon's Erklärung bestätigte, war der Eindruck, den er auf das Parlament hervorbrachte, gerade kein günstiger. Er fühlte das selbst und ward befangen; — als er

Digitized by Google

sich dann abermals erhob, um eine längere Anrede an die Versammlung zu richten, äußerte sich diese Befangenheit, die, weil er sie zu verbergen strebte, nur noch mehr zum Vorschein kam, in der Hast, mit der er sprach:

„Nach dem Unglück, das Frankreich heimgesucht, und nachdem es gestern seinen großen König verloren, ist uns als einzige Hoffnung der Sprößling geblieben, den Gott dem Königshause gelassen hat. Ihm, meine Herren, schulden wir jetzt unsere Huldigung und treuen Gehorsam. Ich, der Erste seiner Unterthanen, muß Ihnen mit dem Beispiele unwandelbarer Treue gegen seine Person und einer noch die der übrigen überbietenden Anhänglichkeit an die Interessen seines Staates vorangehen.

„Der verstorbene König kannte diese meine Gesinnung und hat ohne Zweifel deshalb in den letzten Augenblicken seines Lebens die gütigen Worte an mich gerichtet, die ich Ihnen jetzt mittheilen will.

„Nachdem er das heilige Abendmahl und die letzte Oelung empfangen, rief er mich zu sich und sagte: „„Mein Neffe, ich habe ein Testament gemacht, in welchem ich Ihnen alle Rechte lasse, die Ihnen kraft Ihrer Geburt zukommen. Ich empfehle Ihnen den Dauphin, dienen Sie ihm so treu, wie Sie mir gedient haben, und lassen Sie es sich angelegen sein, ihm sein Reich zu erhalten. Sollte er sterben, so sind Sie Herr, und Ihnen fällt die Krone zu.““

„Diesen Worten fügte der König noch andere hinzu, die jedoch zu günstig lauteten, als daß ich sie hier aussprechen darf. Er schloß seine Rede mit den Worten: „„Ich habe die Anordnungen getroffen, die ich für die besten und sichersten gehalten habe; da man indessen nicht alles voraussehen kann, so wird man ja das, was sich nicht als passend bewähren sollte, verändern können.““

„Ich bin daher überzeugt, daß mir zufolge der Gesetze des Reiches und der Beispiele, die ähnliche Umstände früherer Zeiten darbieten, sowie endlich auch kraft der Bestimmung des Königs selbst die Regentschaft gebührt. Dennoch würde ich mich nicht befriedigt fühlen, wenn nicht auch Sie, meine Herren, zu den vielen Rechtsansprüchen, die ich besitze, noch Ihre Stimme und Ihren Beifall hinzufügten, der für mich nicht weniger schmeichelhaft sein wird, als die Regentschaft selbst.

„Ich bitte Sie also, nachdem Sie das Testament, das der hochselige König in Ihre Hände niedergelegt hat, sowie das Codizill, das ich Ihnen mitbringe, verlesen haben werden, nicht meine ver-

Digitized by Google

schiedenen Rechte mit einander zu vermischen, sondern sich gleicherweise über die einen wie über die anderen zu berathen, d. h. über das Recht, welches mir meine Geburt verleiht, und das, welches das Testament noch hinzufügen könnte. Ich bin sogar fest überzeugt, daß es am besten sein wird, wenn Sie mit der Berathung über das erste beginnen.

„Aber welche Rechtsansprüche ich auch auf die Regentschaft besitze, so wage ich doch, Ihnen, meine Herren, die Versicherung zu geben, daß ich sie durch meinen Eifer für den Dienst des Königs und durch meine Liebe für das Wohl des Staates mir verdienen werde, zumal wenn ich hoffen darf, daß Sie mich mit Ihrem Rath und Ihren einsichtsvollen Vorstellungen unterstützen werden.

„Ich fordere sie schon im Voraus, und ich rufe in dieser feierlichen Versammlung Gott zum Zeugen an, daß ich keine andern Absichten hege, als: dem Volke die Last seiner Abgaben zu erleichtern, in den Staatshaushalt wieder eine gute Ordnung zurückzuführen, die überflüssigen Ausgaben zu beschränken, im Innern des Reiches wie nach Außen den Frieden aufrecht zu erhalten und besonders der Kirche Eintracht und Ruhe zurückzugeben — kurz mich mit Aufbietung aller meiner Kräfte zu bestreben, Frankreich glücklich zu machen.

„Jetzt, meine Herren, äußere ich nur noch die Bitte, daß Sie Ihre Stimme über den Vorschlag, den ich Ihnen soeben unterbreitet habe, abgeben und dann, sobald das Testament verlesen sein wird, die Rechtsansprüche in Erwägung ziehen mögen, welche ich auf die Regentschaft besitze, und zwar ersuche ich Sie, mit demjenigen zu beginnen, welchen ich aus meiner Geburt und den Reichsgesetzen ableite."

Man hörte die Rede des Herzogs mit großer Aufmerksamkeit an. Zwar hatte er sich im Verlaufe derselben wieder etwas mehr gesammelt, dennoch sprach er sie ein wenig fassungslos; man vernahm nicht den monarchischen Ton Ludwig's XIV, der niemals größer und majestätischer erschien, als bei solchen Gelegenheiten.

Die Gemüther waren indessen von vorne herein günstig für ihn eingenommen gewesen und die augenblickliche Verstimmung über die Protestation der Pairs war durch die schmeichelhaften Worte des Herzogs wieder verwischt worden.

Dennoch sprach man nicht sogleich, wie er es deutlich als seinen Wunsch zu erkennen gegeben hatte, sein Recht auf die Regent-

Digitized by Google

schaft aus, sondern wollte, bevor man zu irgend einer Erklärung schritt, den Inhalt des Testaments vernehmen. Der erste Präsident de Mesmes ernannte daher eine Deputation, um dasselbe nebst dem ersten, am 15. April 1715 abgefaßten Codizill aus der vergitterten, verschlossenen und vermauerten Nische herausnehmen zu lassen und dem Parlamente zu überbringen.

Während der Entfernung der Deputation herrschte tiefes Stillschweigen im Saale. Als sie zurückkehrte, übergab sie das Testament dem ersten Präsidenten, der es, ohne es aus der Hand zu lassen, dem Herzoge von Orleans vorhielt, und dann durch die Präsidenten à mortier der Reihe nach an den Parlamentsrath Dreux gelangen ließ, der, wie der Präsident äußerte, „eine sehr laute Stimme hätte und sehr gut vorläse."

Dennoch befahl er ihm zu wiederholten Malen, lauter und deutlicher zu lesen, und fügte dann jedes Mal hinzu: „Es ist ja unser Gesetz." Das war Alles, was er zu Gunsten des Herzogs du Maine, seines Freundes, that, und als er die Versammlung geneigt erblickte, Philipp von Orleans anzuerkennen, war er der Erste, der sich zu Gunsten desselben erklärte. Das zweite Codizill, welches der Kanzler treuloser Weise dem Herzoge von Orleans ausgeliefert, und dessen Inhalt dieser wohlweislich bis jetzt geheim gehalten hatte, ward von dem Abbé Menguy vorgelesen.

Es offenbarte, welche Absichten Ludwig XIV in seinen letzten Augenblicken hinsichtlich der Sicherstellung seiner Verfügungen gehegt. Nicht nur beharrte er danach auf seinen im Testamente erlassenen Willensäußerungen, sondern er wollte auch die Veröffentlichung derselben so feierlich wie möglich machen.

In Gegenwart des jungen Königs sollte zuerst dies Codizill verlesen werden, darauf der Herzog du Maine in voller Parlamentssitzung das königliche Kind in seine Obhut nehmen, dann von dem ihm im Codizill ertheilten Oberbefehl über die gesammte königliche Hausmacht Besitz ergreifen und, nachdem er dadurch fähig geworden, die Verfügungen des Testamentes aufrecht zu erhalten, dasselbe endlich vorlesen lassen.

Durch den Verrath des Kanzlers war dieser schlaue Plan aber vereitelt worden.

Sobald die Verlesung des Testamentes beendigt war, erhob sich Philipp von Orleans wieder und sagte, „er könne nicht mit Ehren in diejenigen Verfügungen des Testamentes einwilligen, welche die Verwaltung des Staates beträfen, und es werde ihm

Digitized by Google

schwer, die Worte, welche der verstorbene König auf seinem Sterbebette zu ihm gesprochen, mit diesen seinen testamentarischen Verfügungen zu vereinigen."

„Er willige zwar ein, daß man ihm die Hände binde, um ihn zu verhindern Böses zu thun, allein für das Gute wolle er frei sein. Durch die Bestimmungen des Testamentes aber werde er überhaupt gebunden sein, gar keine Freiheit besitzen, werde er das machtlose Phantom eines Regenten werden."

„Er begreife nicht, wie der König ihn so jedes Einflusses, jeder Selbstständigkeit habe berauben, und doch während der Tage seiner Krankheit ihm den vollen Besitz der Macht einräumen und alle Minister von seinen Befehlen abhängig machen können."

„Er müsse den Inhalt dessen, was man ihn habe unterschreiben lassen, nicht gekannt haben (und bei diesen Worten blickte er den Herzog du Maine an), denn so, wie der Regentschaftsrath zusammengesetzt sei, werde er, der Regent, auch nicht die mindeste Autorität besitzen, werde er sich von lauter ihm abgeneigten Menschen umgeben sehen, werde jeder, selbst der beste Wille gelähmt werden, und er dennoch mit der vollen Verantwortlichkeit der ganzen Regierung belastet sein."

„Sein Geburtsrecht, die Anhänglichkeit, die er für den jungen König empfinde, seine Liebe und seine Treue gegen den Staat, seine Ehre dulden es nicht, daß er sich so willkürlich aus den ihm zukommenden Rechten verdrängen lasse, und er hoffe, daß ein Jeder der hier Versammelten ihm so viele Achtung zolle, um dazu beizutragen, daß ihm die Regentschaft so übertragen werde, wie sie ihm zukomme, d. h. unabhängig, und daß man ihm das Recht lasse, nach eigener Wahl den Regentschaftsrath zu bilden."

„Er werde nichts dawider haben, wenn man diesem eine berathende Stimme einräume, denn mit Männern, die sein Vertrauen besäßen, und denen die öffentliche Achtung zu Theil würde, könne er sich ohne Beeinträchtigung seiner Würde über die Angelegenheiten des Staates berathen; einem Regentschaftsrathe aber, dessen machtlosestes Mitglied gerade er sein werde, könne er, ohne Verletzung seiner Ehre, nicht präsidiren."

Mit wachsender Theilnahme hörte man diese Worte an, ein Murmeln des Beifalls lief durch die Reihen, und der Herzog du Maine, der durch fieberhafte Unruhe das leidenschaftliche Interesse verrieth, das er an diesem Vorgange nahm, erkannte, wie groß die Gefahr war, die seinen Plänen drohte. Schon während der Vor-

Digitized by Google

leſung des Teſtamentes hatte er die düſtre und faſt unwillige Stimmung bemerkt, die ſich, je weiter der Inhalt bekannt ward, um ſo mehr der Verſammlung bemächtigte. Er war erblaßt, hatte ſich unruhig auf ſeinem Sitze hin- und herbewegt und fortwährend ängſtliche Blicke über die Verſammlung ſchweifen laſſen. Aber voll Vertrauen auf die Autorität des Teſtamentes und ſich ſicher fühlend durch den militäriſchen Rückhalt, auf den er rechnen zu können glaubte, hatte er es nicht für nöthig gehalten, den Folgen der ſo allgemein ſich kundgebenden Unzufriedenheit durch raſche Entſchloſſenheit vorzubeugen. Da er aber jetzt aus dem Beifall, der die Worte des Herzogs von Orleans begleitete, entnehmen konnte, wie groß deſſen Anhang war, und mit wie leichter Mühe er die Stimmung des Parlamentes zu ſeinen Gunſten leitete, konnte er ſich nicht verhehlen, daß jetzt der letzte Augenblick gekommen, wo er noch hoffen durfte, durch kühnen Angriff die ſichere Gefahr zu erſticken und das Werk ſeiner Verſchlagenheit zu retten. Aber jetzt konnte er die Waffe nicht anwenden, die er allein zu führen verſtand. Kühnheit und Kraft heiſchte der Augenblick, er beſaß nur Liſt. Doch es war nothwendig, wenigſtens etwas zu wagen, um nicht den Preis ſeiner langjährigen Mühen, in dem Augenblick wo er ihn zu erhaſchen gehofft, kläglich und für immer zu verlieren. Er athmete daher tief auf, als wollte er ſeinen ganzen Muth zuſammenraffen, entblößte ſein Haupt und wollte ſprechen. Aber der Herzog von Orleans, der ſchon die feige Natur ſeines Gegners kannte, gebot ihm Stillſchweigen. „Mein Herr," rief er ihm zu, „Sie werden reden, wenn an Ihnen die Reihe iſt." Und er ließ ſich einſchüchtern und ſchwieg.

Gleich darauf ernannte das Parlament den Herzog von Orleans einſtimmig zum Regenten Frankreichs während der Minderjährigkeit des Königs, hob den Regentſchaftsrath des Teſtamentes auf und geſtattete dem Herzog, daß er ihn ſelbſt bilden und aus denjenigen Männern, die er für die fähigſten hielte, zuſammenſetzen dürfte. Jedoch ſetzte man feſt, daß, mit Ausnahme der Verleihung von Aemtern und Gnaden, alle Staatsgeſchäfte nach Stimmenmehrheit entſchieden, und daß bei Stimmengleichheit die Stimme des Regenten für zwei gezählt werden ſollte.

Ein ſtürmiſcher und langanhaltender Beifallsruf begleitete dieſe Ernennung, durch die alle Pläne und Berechnungen der Kabale zerſtört wurden, da ja mit ihr zugleich die Beſeitigung des aus ihren Anhängern gebildeten Regentſchaftsrathes verbunden war. Gleichwohl gab der Herzog du Maine ſeinen Hauptzweck noch nicht ver-

Digitized by Google

loren, denn da ihm das Codizill des Testamentes den Oberbefehl über die Truppen zuerkannte, war ja doch immer die wirkliche Macht in seinen Händen. Der Herzog von Orleans hatte aber auch erkannt, daß ihm ohne Besitz der militärischen Streitkraft der wirkliche Nerv der Autorität fehlen würde, und schon um seiner persönlichen Sicherheit willen mußte er darauf dringen, daß ihm auch diese zugesprochen würde. Er erhob sich daher von neuem und bezeugte sein Erstaunen, daß Die, welche den verstorbenen König zu diesem Testamente überredet hätten, sich noch nicht mit den ihnen so günstigen Bestimmungen desselben begnügt hätten, sondern, nicht zufrieden sich die Herrschaft über den Staat gesichert zu haben, auch noch die Person des Königs, ihn selbst, das Parlament und Paris in ihre Gewalt hätten bringen wollen. „Wenn aber, wie es ja die Versammlung selbst empfunden, seine Ehre schon durch das Testament verletzt worden wäre, wie viel mehr würde sie es nicht durch das Codizill, das selbst sein Leben und seine Freiheit in die vollkommenste Abhängigkeit von dem Belieben dessen brächte, der sich nicht gescheut, die Schwachheit eines sterbenden Greises zu mißbrauchen, um ihm etwas zu entlocken, was er nicht mehr hätte verstehen können."

„Unter solchen Bedingungen wäre eine Regentschaft unmöglich; die militärische Gewalt dürfte nicht von der politischen getrennt werden, und er zweifle nicht, daß die Weisheit des Parlamentes ein Codizill, dessen Ausführung nothwendig Frankreich in das größte und unvermeidlichste Unglück stürzen müßte, für ungültig erklären würde."

Bei diesen Worten, die ihn fast krampfhaft ergriffen, raffte sich der Herzog du Maine abermals auf, um das Wort zu ergreifen; und jetzt gewährte man ihm auch die Freiheit, da er das Recht hatte, in seiner eigenen Sache gehört zu werden. „Da die Erziehung des Königs und demgemäß dessen Person ihm anvertraut worden wären, sagte er, so hätte ihm auch nothwendig eine ausschließliche Autorität über die königliche Hausmacht eingeräumt werden müssen; denn sonst vermöchte er weder für den Dienst noch für die persönliche Sicherheit des jungen Fürsten zu bürgen. Da aber (und hier erhob er seine Stimme) der verstorbene König gewußt, mit welcher zärtlichen Anhänglichkeit er dessen letztem Sprößling zugethan wäre, so hätte er dieserhalb sein ganzes Vertrauen in ihn gesetzt und gewünscht, gerade er möge jenen Functionen vorstehen."

Digitized by Google

Der Herzog von Orleans wollte ihn hier unterbrechen. Der Herzog du Maine schnitt aber seine Aeußerung ab, indem er rasch hinzufügte: „er wäre ja auch nicht allein mit jenem Auftrage betraut, der verstorbene König hätte ihm den Marschall Villeroi beigesellt, weil er auch von diesem überzeugt gewesen, daß er ihm unbedingtes Vertrauen schenken dürfte.“ Ungeduldig rief jetzt der Herzog von Orleans dazwischen: „Es wäre doch befremdlich, daß nicht er selbst zuerst auf dies ehrenvolle Vertrauen Anspruch machen dürfte, und daß er gezwungen sein sollte, nicht anders mit dem jungen König zu verkehren, als unter der beaufsichtigenden Autorität Derer, die, falls die Bestimmungen des Codizills in Kraft blieben, die Herren der gesammten Streitmacht sein und selbst Paris vermittelst der beiden Garderegimenter beherrschen würden.“

Diese Worte waren der unverkennbare Ausdruck der Schuldlosigkeit, und wahrscheinlich bezweckte der Herzog mit ihnen, seinen langjährigen Verleumder hier vor dem höchsten Tribunale des Reichs aufzufordern, die furchtbaren Beschuldigungen zu beweisen, mit denen er ihn so grausam verfolgt und auf die sich allein alle die Rechte stützten, die jener jetzt kraft der Verfügungen seines Vaters in Anspruch nehmen wollte. Und wäre wirklich der Herzog du Maine von ihrer Wahrheit überzeugt gewesen, er hätte gewiß jetzt keinen Anstand genommen, seinen Gegner mit der Antwort niederzuschmettern, daß er, bevor er Vertrauen heischen dürfe, sich von dem Verdachte reinigen müsse, der seinen Ruf und seine Ehre so blutig färbe; daß es aber ohne diese Rechtfertigung die höchste Unbesonnenheit sein würde, den jungen König den Händen seines präsumtiven Erben anzuvertrauen, eines Mannes, den die öffentliche Stimme als den Mörder seiner Eltern und seines Bruders gebrandmarkt hätte. Allein der Herzog du Maine wußte wohl, daß diese Stimme gelogen, und wie listig auch sein Geist war, seine Seele war zu furchtsam, um das Werk seiner Bosheit zu vollenden.

Aber er war doch fest entschlossen, das Aeußerste aufzubieten, um sich nicht das entreißen zu lassen, wonach alle seine Wünsche und Hoffnungen so lange gestrebt, und durch dessen Verlust seinem Ehrgeiz jede Zukunft verschlossen werden würde. Da sich überdies einige ihm günstige Aeußerungen vernehmen ließen, so nahm er, dadurch ermuthigt, eine entschlossenere Haltung an, und leistete mit seiner spitzen und geschliffenen Zunge den Angriffen des Herzogs von Orleans einen hartnäckigen Widerstand. Ununterbrochen flogen von beiden Seiten die heftigsten Worte, und der sich mehr

Digitized by Google

und mehr belebende Streit artete zuletzt in einen fast unanständigen Zank aus. Es entstand eine peinliche Stimmung und die Würde des Herzogs von Orleans begann zu leiden.

Saint-Simon bemerkte den Eindruck, den dieser Wortkampf auf die Versammlung hervorbrachte; er stand daher auf und rief dem Herzoge von Orleans, da dessen kurzsichtiger Blick die Zeichen, mit denen er sich ihm verständlich machen wollte, nicht bemerkte, laut zu: Es würde vielleicht passender sein, seine Unterredung mit dem Herzog du Maine in einem der an den Sitzungssaal anstoßenden Gemächer zu beendigen. Der Herzog ging auf diesen Rath ein, entfernte sich mit dem Herzoge du Maine und bald folgten ihnen auch die übrigen Prinzen.

Allein war auch das Anstößige einer öffentlichen Zänkerei beseitigt, so wurde die Sache doch noch fast schlimmer; der Herzog du Maine war gewandter und schlauer als Philipp von Orleans. Bei persönlichen Einzelberührungen war dieser stets schüchtern, während der Muth des Herzogs du Maine dann wuchs. Jener verlor daher die Ruhe und Kälte, die er sich bisher bewahrt, und ließ sich von seinem Gegner so sehr in die Enge treiben, daß er nahe daran war, nachzugeben. Der Herzog de la Force und Saint-Simon entrissen ihn dieser Verlegenheit, indem sie ihm leise zuflüsterten: er möchte die Sitzung unter dem Vorwande, daß es schon zu spät geworden, um noch vor Tische alle Verhandlungen zu beendigen, aufheben und die Versammlung ersuchen, sich am Nachmittage wieder einzufinden. Dadurch würde er Zeit gewinnen, die er dazu benutzen könnte, den Generalprocurator und den Generalanwalt zu sich zu entbieten, und sie zu beauftragen, sich mit den angesehensten Räthen des nicht mehr so günstig gestimmten Parlaments ins Vernehmen zu setzen.

Das Parlament hatte in der That zu überlegen begonnen, ob es nicht das Zweckmäßigste sein möchte, die absolute Gewalt, die es soeben dem Herzoge von Orleans eingeräumt, zu beschränken, indem es den Herzog du Maine im Besitz der ihm vom verstorbenen Könige bestimmten militärischen Gewalt beließe: dadurch würden, meinte es, Beide einander sich Schach bieten, und genöthigt sein, stets zur Autorität des Parlamentes ihre Zuflucht zu nehmen. Ohne Zweifel würde es also selbst die maßgebende und bedingende Gewalt während der Regentschaft besitzen und durch den langjährigen Genuß derselben befähigt werden, sich für alle Zukunft das Uebergewicht in der Verwaltung des Staats zu sichern.

Vielleicht wäre es gut gewesen, diese Ansicht wäre durchgedrun-

Digitized by Google

gen; der furchtbare Bruch der Revolution möchte dadurch verhütet worden sein. Vielleicht aber hätte auch das Parlament sich verrechnet und nur zu bald empfunden, daß es den Händen des ehrgeizigen Bastards eine zu gefährliche Waffe anvertraut.

Ueberdies erkannte es auch wiederum die furchtbare Gefahr einer getheilten Autorität; die Störung der Ruhe des Staates, vielleicht der Ausbruch eines blutigen Bürgerkrieges konnte die Folge sein. Ward dagegen dem Herzog du Maine Alles entzogen, so bürgte dessen Furchtsamkeit für den Frieden.

Zudem war es zum Theil ruchbar geworden, daß die Garderegimenter sowie die übrigen Truppen dem Herzog von Orleans gewonnen waren, und da er die Mehrzahl der Pairs sowie die legitimen Prinzen auf seiner Seite zählte, so hätte das Parlament es schwerlich hindern können, wenn er sich der schon erlangten Gewalt bedient, um auch die ihm verweigerte an sich zu reißen.

Es mochte daher immer als das Beste erscheinen, die Vortheile, die ihm eine freiwillige Zustimmung gewährte, nicht aufs Spiel zu setzen, da es sie sonst verlieren und noch obendrein den Schimpf ohnmächtigen Widerstandes erfahren könnte.

Der Herzog von Orleans, der die Zweckmäßigkeit des Rathes, den seine beiden Anhänger ihm zugeflüstert hatten, einsah, wandte sich wieder zum Herzog du Maine und sprach: da sich ihre Verhandlungen schon zu weit hinausgezogen hätten, würde es besser sein, wenn sie dieselben erst am Nachmittage wieder aufnähmen. Dann kehrte er in den Sitzungssaal zurück und sagte: „es wäre schon zu spät geworden, als daß er sich erlauben dürfte, noch länger die gefällige Geduld der Versammlung in Anspruch zu nehmen; er bäte sie, jetzt erst zu speisen und am Nachmittage zurückzukehren, um das begonnene Werk zu vollenden. Vorher aber ersuche er sie noch, genehmigen zu wollen, daß der Herzog von Bourbon, trotzdem das Testament des verstorbenen Königs bestimme, daß die Prinzen des königlichen Hauses erst nach vollendetem 24. Lebensjahre in den Regentschaftsrath einträten, sogleich zu demselben und zwar als Vorstand zugelassen werden möchte. Der Herzog löste durch diese Bitte ein Versprechen, das er früher dem Herzoge von Bourbon gegeben, und um dessen alsbaldige Erfüllung dieser ihn während jener peinlichen Scene im Nebenzimmer ziemlich barsch angegangen. Das Parlament sprach seine Genehmigung aus und schlug den Interessen des Herzogs du Maine dadurch abermals eine empfindliche Wunde.

Dieser kannte die Gesinnung der Prinzen von Geblüt und be-

Digitized by Google

sonders des Herzogs von Bourbon gegen ihn; vorsorglich hatte er deshalb, um sich noch für einige Jahre Ruhe vor ihm zu verschaffen, jene Bestimmungen in das Testament aufnehmen lassen, da der Herzog von Bourbon erst nach erlangter Majorität ihn rechtsförmig um seines Ranges willen im Parlamente anzugreifen vermochte. Durch seine Zulassung zum Regentschaftsrath war dieser aber schon jetzt factisch aus der Minderjährigkeit herausgetreten, und dadurch dem Herzog du Maine zugleich die Gefahr, nicht nur die Begünstigungen des Testamentes, sondern auch noch die übrigen Vorzüge, die ihm die Güte seines Vaters gewährt, einzubüßen, in erschreckender Drohlichkeit nahegerückt.

Da der Herzog von Orleans wohl fühlte, daß er gut thäte, dem Ehrgeize des Parlamentes zu schmeicheln, so erklärte er endlich noch vor der Entlassung der Versammlung, der erste Gebrauch, den er von seiner Machtvollkommenheit als Regent mache, solle der sein, das Parlament zu befähigen, ihn mit seiner Einsicht und seinen Rathschlägen zu unterstützen, und zu dem Zwecke gäbe er von diesem Augenblick an dem Parlamente seine alte, ihm durch die Ordonnanzen von 1667 und 1673 entrissene Freiheit, vor der Eintragung der Edicte zu remonstriren, zurück. Der freudigste Beifall begrüßte diese Worte, und wenn vielleicht das Parlament noch geschwankt, so ward es durch sie wieder vollkommen gewonnen.

Dann ward die Sitzung aufgehoben.

XI.

Der Marschall Villeroi, der in Versailles geblieben, hatte einem Vertrauten den Auftrag ertheilt, sich im Justizpalaste einzufinden und ihn stündlich von dem Gange der Verhandlungen zu benachrichtigen. Drei Couriere waren nach einander eingetroffen, und die Nachrichten, die sie überbrachten, lauteten so günstig, daß Villeroi nicht zweifelte, das Codizill würde bestehen bleiben und der Herzog du Maine, sowie er selbst unter demselben den Oberbefehl über die Truppen erhalten. Die Freude war daher groß, und er und seine Freundin, die Herzogin von Ventadour, konnten sich nicht enthalten, überall in Versailles zu verbreiten, der Herzog du Maine hätte den vollständigsten Sieg über den Herzog von Orleans davongetragen.

Auch in Paris schwebte man in demselben Irrthum, der durch

Digitized by Google

Gerüchte, welche Emissäre des Herzogs du Maine ausgesprengt hatten, entstanden war; doch wurde man bald eines Besseren belehrt.

Kaum war der nunmehrige Regent ins Palais Royal zurückgekehrt, so ließ er d'Aguesseau und Joli de Fleuri zu sich kommen, verabredete mit ihnen alles Nöthige und kehrte darauf gegen 4 Uhr in den Justizpalast zurück, wo das Parlament ihn schon erwartete.

„Man müsse, ergriff er jetzt das Wort, die Verhandlungen wieder an demselben Punkte aufnehmen, an dem man sie am Morgen abgebrochen habe. Er müsse also der Versammlung mittheilen, daß er sich mit dem Herzog du Maine durchaus nicht zu vereinbaren vermocht, und müsse sich zu gleicher Zeit erlauben, das Parlament zu bitten, seine ganze Aufmerksamkeit auf die wirklich unerhörte Maßlosigkeit der Clauseln des Codizills zu richten. Unmöglich könne die Versammlung, nachdem sie entschieden, die Bestimmungen des Parlamentes dürften nicht in Kraft bleiben, gestatten, daß die Person des Königs, das Parlament selbst, Paris, der Staat und folglich auch die Person, die Freiheit und das Leben des Regenten desselben dem Herzog du Maine auf Discretion überantwortet würden; dieses werde aber geschehen, wenn er kraft des Codizills den Oberbefehl über die gesammte Civil- und Militärhausmacht des Königs erhalte. Er überlasse es daher der Einsicht der Versammlung, zu bedenken, was die nothwendige Folge einer so unerhörten Neuerung sein müsse, und er erwarte von der Billigkeit und der Anhänglichkeit desselben an die Interessen des Staates, daß sie die Nichtigkeit einer so verderblichen Verfügung aussprechen würde."

Mittlerweile hatte der Herzog du Maine erfahren, wie so gänzlich abgeneigt ihm die Stimmung des Parlamentes wäre; er hatte erfahren, daß er auf die Garderegimenter nicht, wie er fest geglaubt, rechnen dürfte, weil sich der Herzog de Guiche verrätherischer Weise dem Herzoge von Orleans verkauft hätte; und die geringe Achtung, die man vor dem der eignen Obhut des Parlamentes anvertrauten Testamente des erst gestern verstorbenen Monarchen kundgegeben, mußte ihn lehren, daß man auch das weit mehr bestreitbare Codizill nicht ehrerbietiger behandeln würde. Er hatte daher schon alle Hoffnung aufgegeben, und an seiner scheuen und demüthigen Haltung, die so ganz der Gegensatz zu der stolzen Zuversicht, mit der er am Morgen das Parket betreten hatte, konnte man erkennen, daß ihn die Furcht vor den bevorstehenden Angriffen des Herzogs von Bourbon jetzt schon fast mehr quälte, als der Aerger über das

Digitized by Google

gänzliche Fehlschlagen aller seiner bisher so geschickt durchgeführten Pläne.

Gleichwohl wollte er noch einmal versuchen, seine Ansprüche zu vertheidigen, aber ihm fehlte die Kraft. Bleich, verwirrt und entmuthigt, stammelte er einige Worte, allein man hörte nicht mehr auf ihn; ohne erst, wie es der parlamentarische Gebrauch erforderte, die Stimmenabgabe der königlichen Anwälte abzuwarten, und noch bevor überhaupt der Präsident die Abstimmung verlangt hatte, sprach man mit stürmischer Einstimmigkeit auch die Ungültigkeit des Codizills aus. Um jedoch der Form zu genügen, die das Parlament im Drange seiner warmen Gefühlsaufwallung verletzt hatte, erhoben sich, als sich endlich der Tumult gelegt, der Generalprocurator und der Generalanwalt, um ihre Stimme abzugeben. d'Aguesseau sprach nur wenige Worte, Joli de Fleuri aber länger, ausführlicher und mit größerer Beredsamkeit. Beider Schlußfolgerungen waren, wie sich nicht anders erwarten ließ, dem Herzoge von Orleans in allen Punkten günstig.

So sollte also der Herzog du Maine nichts von der Macht behalten, mit der ihn das Testament so freigebig bedacht hatte, und ihm nur die Functionen gelassen werden, die seinem Ehrgeize nichts nützten! Der Zorn kochte in seinem Busen, aber er fühlte sich zu ohnmächtig, ihm Worte zu leihen. Die einzige Kraftanstrengung, zu der er sich zu ermannen vermochte, war die, daß er sich erhob und in heftigerem Tone, als man nach der demüthigen Haltung, die er zuvor gezeigt, erwartet hatte, aber dennoch mit einer gewissen Würde erklärte: wenn er der Autorität, die ihm der verstorbene König gewährt hätte, beraubt werde, so müsse er auch die Bitte aussprechen, ihn der Sorge für die Ueberwachung des jungen Königs zu entheben, und ihm nur die Oberaufsicht über die Erziehung desselben zu belassen, ohne daß er für die persönliche Sicherheit des Fürsten zu haften brauche. Er sprach diese letzteren Worte in schneidender Weise und mit einem giftigen Seitenblick auf den Herzog von Orleans, um dadurch gleichsam das Parlament wieder an alle die Beschuldigungen zu erinnern, die so ungerechter Weise Jenes Ehre befleckt hatten. Doch traf der Pfeil nicht; ruhig erhob sich der Herzog und sagte, indem ein feines Lächeln seine Lippen umspielte: „Sehr gerne, mein Herr, das ist um so besser."

Der erste Präsident ließ inzwischen die Stimmen abgeben und ein Jeder antwortete: ich stimme der Meinung der königlichen Anwälte bei. Dann ward der Beschluß verkündigt, und Philipp von

Digitized by Google

Orleans, dem die Kabale nur einen machtlosen Titel hatte einräumen wollen, war jetzt für die ganze Dauer der Minderjährigkeit Ludwig's XV unumschränkter Herr des Staates.

Ein lang anhaltender Beifallssturm gab die Freude kund, die das Parlament über das vollbrachte Werk empfand, und die Menge, die draußen in den Gängen, den Höfen und vor dem Eingange des Palastes in dicht gedrängten Schaaren auf den Ausgang der Sitzung harrte, antwortete mit frohlockendem Jubel.

Lange dauerte es, ehe dieser Jubel verhallte, und als endlich wieder Stille eingetreten war, dankte der Regent der Versammlung mit edlem und wahrhaft fürstlichem Anstand, versicherte ihr seinen aufrichtigen Willen, mit aller Kraft eines für das Beste beseelten Eifers die ihm verliehene Gewalt einzig und allein dem wahren Wohle des Staates dienen zu lassen, und fügte hinzu, es möchte jetzt an der Zeit sein, die Versammlung von seinem Verwaltungsplan in Kenntniß zu setzen. Er hege das Vertrauen, daß das Parlament demselben seine Zustimmung um so mehr zu Theil werden lassen werde, als derselbe ursprünglich dem Herzog von Bourgogne angehöre. Dieser hätte beschlossen gehabt, bei seinem Regierungsantritt die Verwaltung des Staates nach jenem Plan zu regeln, und hätte man auch den so unersetzlichen Verlust eines so edlen Fürsten zu beklagen, so wäre es doch ein Trost, daß jetzt seine Gedanken, sein Geist ins Leben zurückgerufen werden sollten. Mit warmer Rührung sprach der Regent diese Worte, und die feierliche Stille, die über der Versammlung schwebte, bewies, wie tiefen Eindruck sie auf die Gemüther machten.

Jener Plan bestand in der Sonderung und Vertheilung der Staatsgeschäfte unter verschiedene Conseils, die dem Regentschaftsrathe untergeordnet werden sollten: eins für das Aeußere, eins für den Krieg, eins für die Marine, eins für die Finanzen, eins für die kirchlichen Angelegenheiten (in dem über die Besetzung der Pfründen und die Interessen der gallikanischen Kirche berathen werden sollte) und endlich eins für die Verwaltung des Innern. In die beiden letzten Conseils sollte eine größere Anzahl Rechtsgelehrter eintreten, um mit der Fackel des Gesetzes den Verwaltern des Staates vorzuleuchten. Der Regent unterließ dann nicht, mit einer verbindlichen Neigung des Hauptes dem Parlament zu verkünden, daß sie aus seiner Mitte gewählt werden sollten.

Durch erneuerten Beifallssturm äußerte das Parlament seine Erkenntlichkeit. Stets war es über die Willkür erbittert gewesen,

Digitized by Google

mit der Ludwig XIV die Kirche theils zur Dienerin seines Despotismus erniedrigt, theils in verblendeter Unwissenheit den finstern Ränken der Jesuiten preisgegeben, und stets hatte es mit Verdruß bemerkt, mit welcher Absichtlichkeit die Kinder von Parlamentsräthen von den hohen Pfründen entfernt gehalten worden waren.

Und indem es jetzt Gelegenheit erhielt, das Joch der Bulle Unigenitus abzuwerfen, konnte es sich auch zugleich an dem verhaßten Père Le Tellier rächen. Das Testament hatte denselben zum Beichtvater des jungen Königs ernannt, aber die Versammlung entschied, daß, wenn es Zeit dazu wäre, ein andrer Geistlicher an Jenes Stelle diesem Amte vorstehen sollte.

Endlich versprach der Regent auch noch, die Freiheit, die er am Morgen dem Parlamente ertheilt, vor der Eintragung der Edicte remonstriren zu dürfen, durch ein ausdrückliches Edict, das die Ordonnanzen von 1667 und 1673 widerriefe, bekräftigen zu wollen, und daß er seine Aufmerksamkeit ebenso sehr der furchtbaren Zerrüttung des Staatshaushaltes, wie der Spaltung, die jetzt die Kirche trenne, zuwenden wolle. Er würde sich bemühen, der Kirche ihren Frieden zurückzugeben und alle Störenfriede, die ihn ihr unter der vorigen Regierung geraubt, aus ihr zu entfernen.

Dann hob er, nachdem ihm noch vorher der erste Präsident einen kurzen und etwas verlegenen Glückwunsch abgestattet, die Sitzung auf.

So endigte dieser denkwürdige Tag, an dem das ganze Gebäude, das Frau von Maintenon, der Herzog du Maine, der Père Le Tellier und der Kanzler Voysin so mühsam und so geduldig mit den Werkzeugen der List und Heuchelei aufgebaut hatten, Stein für Stein abgetragen ward. Die einzigen Artikel des Testamentes, die bestehen blieben, waren die, welche dem Herzog du Maine die Oberaufsicht über die Erziehung, dem Marschall Villeroi den Titel eines Gouverneurs des jungen Königs und der Herzogin von Ventadour das Amt der Gouvernante desselben übertrugen.

Und das geschah alles nur einen Tag nach dem Tode des bisher allmächtigen Monarchen!

Digitized by Google

XII.

Mit lächelndem Munde, strahlendem Auge kehrte der Regent wie im Triumphe in seinen Palast zurück, umrauscht von dem jubelnden Freudengeschrei des Volkes, das in Augenblicken feierlicher Erregung so freigebig mit seiner Anhänglichkeit ist, aber desselben Volkes, das ihn drei Jahre zuvor gesteinigt und zerrissen haben würde, wenn nicht die wachsame Energie des Polizeilieutenants d'Argenson seine Wuth gezügelt hätte.

Noch an demselben Abend fuhr er nach Versailles. Es war schon spät geworden, aber er wollte trotzdem den jungen König noch, bevor man ihn zur Ruhe gebracht, begrüßen und von den Vorgängen des Tages in Kenntniß setzen. Nachdem er das gethan, und die frostigen Complimente des Gouverneurs und der Gouvernante entgegengenommen, begab er sich zu seiner Mutter, die er so sehr liebte, der er nie anders als mit der größten Ehrfurcht begegnete, deren oft etwas weitschweifige Reden er stets mit so geduldiger Aufmerksamkeit anhörte, der er alles versprach und — der er so selten Wort hielt.

Sie war entzückt, begrüßte ihn mit der lebhaftesten Freude und umarmte ihn wiederholt mit der warmen Innigkeit ihres mütterlichen Frohlockens. Dann bestürmte sie ihn (da ihre stets rege Neugierde sie schon lange gepeinigt hatte) mit Fragen, wie alles zugegangen, was er gesprochen, wie das Benehmen des Bastards gewesen, wie sich das Parlament, das Volk geäußert? Und als er ihr dann alles erzählt, nahm sie eine ernste Miene an und sprach: „Mein Sohn, ich wünsche nichts weiter als das Wohl des Staates und Deinen Ruhm; ich werde nie etwas von Dir verlangen, als die Erfüllung der einzigen Bitte, die ich jetzt um Deines Besten und um Deiner Ehre willen an Dich richte; deshalb fordere ich aber auch Dein Ehrenwort, daß Du sie mir zusagst. Meine Bitte ist, daß Du Dich des Spitzbuben Dubois nie bedienest; er ist der größte Schurke von der Welt, der gemeinste Mensch, der nur zu denken ist; er hat kein Gewissen, kein Ehrgefühl, denkt immer nur an sein Ich und würde Dich und den Staat dem geringsten Vortheil ohne Bedenken aufopfern. Gieb mir Dein Wort." Er gab es, er schwor ihr mit den heiligsten Betheuerungen zu, daß er den Abbé niemals in Staatsangelegenheiten verwenden wolle; allein die Folge unsrer Geschichte wird uns lehren, daß die ehrwürdige Herzogin besser urtheilte, als ihr Sohn Wort hielt.

Digitized by Google

Am nächsten Morgen begab sich Philipp von Orleans zur Frau von Maintenon, und trotzdem er Grund genug hatte, sie als seine erbittertste Feindin zu betrachten, trotzdem er am Tage zuvor nicht ohne Anstrengung die Fesseln hatte zerbrechen können, mit denen sie ihn bis zur Ohnmacht hatte binden wollen, behandelte er sie jetzt doch mit der zartesten Rücksicht. Er sagte ihr: da der verstorbene König ihr bei seinem Tode nichts Bestimmtes ausgesetzt hätte, so würde er ihr nach wie vor die 4000 Livres, die sie bisher monatlich bezogen, auszahlen lassen, und bat sie, ihm zu sagen, ob sie vielleicht noch mehr wünschte. Da sie jedoch unbeschränkte Gebieterin von St.-Cyr war, dessen Einkünfte sich auf mehr als 400,000 Livres beliefen, so bedurfte sie nicht mehr, und sie erwiederte, daß sie sich an dem, was sie bisher erhalten, genügen lassen würde.

Philipp von Orleans vermochte es sich aber nicht zu versagen, jetzt auch, wenngleich ohne das geringste Zeichen bitterer Empfindlichkeit, der früheren Ereignisse Erwähnung zu thun. Er sagte daher zur Frau von Maintenon: sie müßte doch jetzt erkennen, daß sie früher sehr Unrecht gethan, als sie so furchtbare Verleumdungen über ihn ausgestreut; sie möchte ihr Gewissen fragen, ob sie christlich gehandelt? „Es ist allerdings wahr", antwortete sie, „daß ich zur Verbreitung jener Gerüchte beigetragen habe, aber nur, weil ich sie in der That für begründet gehalten." „Nein," sagte der Herzog, „Sie konnten sie nicht für begründet halten; Sie haben sie auch nicht dafür gehalten: Sie waren vom Gegentheil überzeugt." „Ist denn die Dauphine nicht gestorben?" warf Frau von Maintenon ein, indem sie mit höhnischem Trotz ihre Lippen zusammenkniff. „Konnte sie denn nicht ohne mich sterben," entgegnete der Herzog, „war sie denn unsterblich?" „Ich war", sprach jetzt Jene, „in so großer Verzweiflung, daß ich mich an den hielt, von dem ich glaubte, er wäre die Ursache ihres Todes." „Aber Sie wußten doch, Madame, daß ich nicht die Ursache war; Sie kannten doch den Bericht, den man dem Könige darüber abgestattet hat." „Es ist wahr," sagte sie, „ich werde dergleichen nicht mehr behaupten."

XIII.

Am nächsten Tage begab sich auch Madame nach St.-Cyr. Frau von Maintenon, der ein solcher Besuch nicht angenehm war, und die befürchtete, die Herzogin möchte gekommen sein, sich der

Digitized by Google

Machtlosigkeit ihrer noch bis vor kurzem allmächtigen Gegnerin zu erfreuen, kam ihr mit der barschen Frage entgegen: „Was wollen Sie hier bei mir, Madame?“ „Ich komme,“ entgegnete die Herzogin, „meine Thränen mit denen der Frau zu vermischen, welche der hochselige König am meisten geliebt hat: das sind Sie, Madame.“ „O, was das betrifft,“ rief da Frau von Maintenon aus, „so ist es allerdings wahr; ja, er hat mich sehr geliebt. Aber,“ fügte sie dann mit schmeichelnder Veränderung des Tones hinzu, „er hat auch Sie sehr geliebt.“ Die Herzogin war eigentlich in der Absicht zu ihr gekommen, taktvoll jede Erinnerung an die Vergangenheit aus ihrem Gespräche auszuschließen; aber in diesem Augenblick war die Natur stärker als ihr Vorsatz, und sie entgegnete mit sehr verständlicher Beziehung: „Er hat mir die mich ehrende Versicherung gegeben, daß er mir stets in Freundschaft zugethan gewesen wäre, trotzdem man alle möglichen Versuche gemacht, ihn mit Haß gegen mich zu erfüllen.“ — So erzählt die Herzogin diesen Vorfall und fügt hinzu: „Ich habe hiermit nur zeigen wollen, daß ich Alles wohl weiß, aber doch, weil ich eine Christin bin, meinen Feinden vergeben kann.“

Frau von Maintenon „beugte jetzt das Haupt unter der Hand dessen, der sie geschlagen“, und mit schweigender Resignation ergab sie sich in den Umschwung der Verhältnisse. Welche Veränderungen hatte sie in diesen wenigen Tagen erfahren müssen, welche Erschütterung der bisher herrschenden Ideen! Sie hatte sich so eilig nach St.-Cyr begeben, weil sie im Gefühle ihrer allgemeinen Verhaßtheit sich vor einem möglichen Ausbruche der Volkswuth und vor der Rache des Herzogs von Orleans hatte sicher stellen wollen, aber sie hatte doch noch nicht dem Traumbilde eines Fortgenusses der Macht zu entsagen vermocht. Sobald ihr aber nach ängstlicher Spannung die Nachricht von der Niederlage ihres Lieblings geworden, blieb kaum noch eine Hoffnung übrig. „Ils ont la loi du plus fort,“ äußerte sie seufzend, „man muß sich fügen!“

Nur wenige Freunde waren ihr geblieben. Sie sollte jetzt erfahren, daß, trotzdem Alles ihr bisher mit den Versicherungen seiner Anhänglichkeit gehuldigt hatte, die meisten es nur aus Furcht, die wenigsten aus Liebe gethan hatten. Diese Erfahrung that weh; und wenn sie auch früher mit heuchlerischer Gleichgültigkeit geäußert: „J'ai été trop loin et trop près des grandeurs, pour savoir ce que c'est,“ so vermißte ihre Eitelkeit doch jetzt die schmeichelnde Verehrung eines vor ihr knieenden Hofes. „Die Liste der Leute, die ich achte, ist sehr klein geworden,“ sagte sie.

Digitized by Google

Die Königin von England, Villeroi, der Herzog und die Herzogin du Maine, die Herzogin von Ventadour und der Cardinal von Polignac, sowie einige andere ihrer alten Anhänger bildeten von jetzt an ihren alleinigen Umgang. Sie alle stimmten in dem Gefühle der äußersten Abneigung gegen die neue Regierung zusammen; man erging sich in Klagen über die Vergangenheit, man prophezeite die düsterste Zukunft. „Der glücklichste Zustand," schrieb Villeroi in dieser Zeit an die Frau von Maintenon, „den uns die kommenden Tage zu bieten vermögen, wird immer nur Sorge und beständige Angst sein. Welch eine Verwirrung in Paris und überall. Wie sehne ich mich, mit Ihnen über die Vergangenheit und Zukunft zu weinen und Ihnen zu erzählen, was Alles sich im Parlamente zugetragen hat. Das ist der Abgrund der Gemeinheit; alle, die dort zugegen gewesen sind, haben sich entehrt. Ich vermag nicht mit so vielen Leuten zu leben, die noch vor seinem Tode den König verrathen haben!" Wie kurz doch sein Gedächtniß war! Er sowohl wie die Frau, an die er schrieb, hatten es selbst gethan aus Mißtrauen in den Erfolg ihrer eigenen Pläne; aber freilich, die Begriffe modificiren sich je nach den Verhältnissen, und was der Marschall an Anderen Verrath schalt, lobte er an sich als verdienstliche Vorsicht, durch die es ihm gelungen, dem kostbaren Leben des jungen Monarchen den Schutz Derer zu erhalten, die von ihrer loyalen Gesinnung schon vollgültige Proben abgelegt.

Nach und nach fanden sich auch noch einige andere ihrer früheren Anhänger bei der Frau von Maintenon ein. Wer seine Hoffnungen von Seiten des Regenten nicht befriedigt sah, befliß sich, an den Intriguen, die sich heimlich in St.-Cyr anspannen, Theil zu nehmen. So bildete sich allmälig eine kleine Partei, in der der Sauerteig der Unzufriedenheit gährte und die sich einredete, in dem stattgefundenen Wechsel nur eine interimistische Veränderung zu erblicken. Man hoffte auf die Zukunft, legte sich einstweilen behutsame Zurückhaltung auf, schwieg und überließ der Zeit, die gewünschten Zwecke zu befördern. „Man muß, sagte man sich, den Usurpator sich verbrauchen lassen und rasch die Fehler benutzen, die er sich zu Schulden kommen lassen wird." Aber man wirkte auch in der Stille selbst, theilte Rollen aus, traf Vorkehrungen, leitete Complotte ein und suchte auf den dunkeln Umwegen einer schleichenden Verschwörung zu erreichen, was man dem Gegner nicht in offener That zu entreißen vermocht.

Digitized by Google

XIV.

Auf seinem Sterbelager hatte Ludwig XIV befohlen, daß man sogleich nach seinem Tode seinen jugendlichen Nachfolger um der heilsameren Luft willen nach Vincennes führen, daß das Versailler Schloß gereinigt und daß erst nach der Reinigung Ludwig XV in dasselbe zurückgeführt werden solle, um dort seinen beständigen Aufenthalt zu nehmen. Der Regent wünschte diese einstweilige Verlegung der Residenz ebenfalls, weil er dadurch Paris und dessen Vergnügungen näher wäre. Allein die Hofärzte, welche in Versailles bequemere Wohnungen hatten, als sie in Vincennes gefunden haben würden, behaupteten, die Versailler Luft wäre zuträglicher, und aus derselben Rücksicht trat die Hausdienerschaft ihrer Meinung bei. Wegen des zarten Verhältnisses, in dem er zum Könige stand, mußte der Regent vorsichtig verfahren. Bevor er den jungen Fürsten nach Vincennes führte, zog er deshalb die Pariser Aerzte zu Rathe, und da diese, vielleicht von ebenso interessirten Beweggründen geleitet wie die Hofärzte, sich für Vincennes erklärten, so ward der Knabe am 9. September dorthin geführt.

Drei Tage später, am 12. September, fand das Lit de justice statt, durch das der Parlamentsbeschluß, der das Testament Ludwig's XIV annullirt hatte, bestätigt wurde.

Als der jugendliche Monarch in feierlicher Auffahrt vor dem Palais de Justice angelangt war, trug ihn der Oberstallmeister von seinem Wagen bis an die Schwelle des Sitzungssaales des Parlamentes; dort nahm ihn der Oberkämmerer, der Herzog de Tresmes, auf seinen Arm und trug ihn auf den Thron. Am Fuße desselben saß sonderbarer Weise die Gouvernante des Königs, die Herzogin von Ventadour, — eine Frau, die, soweit ihr Wesen, das wunderbar förmlich und ernst, und ihr Naturell, das sehr herrischer Art war, in Betracht kamen, sich ganz besonders für ihr Amt eignete, — und machte durch ihre ungewöhnliche Anwesenheit den Contrast zwischen der Kindheit des Monarchen und dem wichtigen Acte, dem seine Gegenwart Gesetzeskraft verleihen sollte, nur noch auffälliger.

Ludwig XV war ein schönes Kind; zwar waren seine Wangen kränklich blaß, aber die edle Gesichtsbildung und die klugen Augen machten ihn zu einer lieblichen Erscheinung. Besonders schön war

Digitized by Google

sein kastanienbraunes Haar, das in langen Locken auf seine Schultern herabfiel. Er trug ein kleines Faltenjäckchen von violettem Sammet und ein Hütchen von gleichfarbigem Krepp. Ein Gängelband aus Goldstoff (unseliges Symbol seiner Zukunft!) lag kreuzweise über seiner Brust und fiel in langen Streifen über seine Schultern. Er bedurfte desselben nicht, denn er war schon fünf Jahre alt und konnte vollkommen gut gehen; man wollte aber — unnöthiger Weise — sein schwaches kindliches Alter damit andeuten.

Nachdem die Präsidenten und Räthe des Parlamentes die Kniee vor ihm gebeugt, richtete der erste Präsident eine feierliche Anrede an ihn.

„Alles, Sire," sagte er darin unter anderem, „drängt sich herbei, seine Blicke auf Sie, das sichtbare Abbild Gottes auf Erden, zu richten; Alles wünscht dem ersten und hehrsten Acte Ihrer Machtvollkommenheit beizuwohnen; Alles sehnt sich zu schauen, wie Sie die Huldigung Ihres Reiches und den feierlichen Eidschwur seiner unverbrüchlichen Treue entgegennehmen" u. s. w.

„Meine Herren," erwiederte darauf der kleine König, nachdem er sein Hütchen abgenommen und wieder aufgesetzt, „ich bin gekommen, Ihnen die Versicherung meiner Huld zu geben. Mein Kanzler wird Ihnen meinen Willen kundthun." — Das waren die ersten politischen Worte, die Ludwig XV sprach, seine Gouvernante belohnte ihn dafür mit Zuckerwerk; den letzten ward der Fluch seines gesammten Volkes zu Theil.

Er hörte ruhig, wenn auch nicht aufmerksam, allen den ihm unverständlichen Verhandlungen, allen den Eidschwüren und ceremoniösen Prunkreden, die ihnen folgten, zu. Man bemerkte, daß er stets den Kopf nach der linken Seite wandte, um den Cardinal de Noailles anzublicken, und fast nie, wie es ihm vorgeschrieben war, den Blick auf die Präsidenten und Räthe richtete. Der Marschall Villeroi gab ihm daher, jedoch in etwas lächerlich auffälliger Weise, wiederholte Zeichen, daß er nach der andern Seite oder geradeaus blicken möchte; allein der kleine Monarch achtete nicht auf die Winke des Gouverneurs, und weil sie ihm zuletzt lästig wurden, rief er ungeduldig aus: „Lassen Sie mich doch, lassen Sie mich doch!"

Der Wille aber, den sein Kanzler verkünden sollte, war, daß dem Beschlusse des Parlaments, der das Testament Ludwig's XIV für ungültig erklärte, Gesetzeskraft ertheilt werden sollte.

Digitized by Google

Nachdem also der Kanzler, der mit eigener Hand das Testament abgefaßt, diese Worte ausgesprochen hatte, da blieb dem Herzoge du Maine gar keine Hoffnung mehr übrig. Schwach wie immer und ärgerlich über seine Schwäche, begab er sich nach Sceaux, um dort in stiller Einsamkeit die Uebersetzung des Lucrez, an der er arbeitete, zu vollenden. „Mein Herr," redete ihn seine Gemahlin, als sie ihn erblickte, im Tone verächtlichster Geringschätzung an, „mein Herr, Dank Ihrer Feigheit ist der Herzog von Orleans jetzt Herr des Königreichs, und Sie, Sie werden trotz Ihres Lucrez nicht einmal Mitglied der Akademie werden!"

XV.

Mittlerweile waren am 9. Sept. die sterblichen Ueberreste Ludwigs XIV bestattet worden. — Als er noch ganz jung war, sagte eines Tages seine Mutter, Anna von Oesterreich, zu ihm: „Mein Sohn, Du mußt Deinem Großvater nachstreben und nicht Deinem Vater." Ludwig XIV fragte seine Mutter, weshalb sie diesen Unterschied mache? „Weil man beim Tode Heinrich's IV weinte und beim Tode Ludwig's XIII lachte."

Und doch lachte man leider auch bei seinem Tode. Von dem großen Könige war nichts mehr in der Erinnerung seines flatterhaften Volkes übrig geblieben. So lange er gelebt, hatte man Abgötterei mit ihm getrieben, nun, da er gestorben, warf man das erblichene Idol in den Staub.

Während ganz Europa in ernstem Schweigen und mit fühlendem Herzen die Nachricht seines Todes vernahm, während Kaiser Karl VI für ihn, wie für einen Vater, die tiefste Trauer anlegte, während man überall im Preise seiner großen und rühmlichen Eigenschaften wetteiferte und sich in allen Geistern der Gedanke regte, daß in diesem Fürsten ein ganzes Jahrhundert von der Welt geschieden sei, betrug sich sein Volk wie Sclaven, die ihre Saturnalien feiern.

Als sich die Nachricht von seinem Tode verbreitete, erzitterte Paris in wilder Freude; das Volk schlug in die Hände, tanzte, sang, frohlockte, zündete Freudenfeuer an, und der Polizeilieutenant d'Argenson, der vergebliche Anstrengungen gemacht, sich dem Strome

Digitized by Google

der stürmischen Kundgebungen, mit denen man das Andenken des verblichenen Monarchen beschimpfte, zu widersetzen, sah sich zu der Erklärung gezwungen, er würde für nichts einstehen können, käme der Leichenzug durch Paris.

Die Majestät des Todes, sonst die hehrste von allen und die, welche den tiefsten Eindruck auf das menschliche Gemüth macht, war also ebenso unzureichend wie die Majestät der königlichen Würde, den Leichnam Dessen, der sich für den größten Monarchen Europa's gehalten, vor entehrenden Beleidigungen zu schützen.

Der Tag der Bestattung ward deshalb auch geheim gehalten, und schweigsam verließ der Trauerzug Versailles, umging in scheuer Eile Paris, durchzog das Boulogner Wäldchen und nahte sich verstohlen der alten Basilika Dagobert's, um dort auf derselben Stelle, wo Ludwig's XIII Sarg 72 Jahre lang auf die Ablösung seines Nachfolgers geharrt, die Hülle Ludwig's XIV beizusetzen.

Nur wenige Trauerwagen begleiteten den Zug. Von allen Prinzen vom Geblüt war der Herzog von Bourbon der Einzige, der das königliche Haus unter den Leidtragenden vertrat; sonst sah man keinen der legitimirten Prinzen, keinen der Herzöge und Pairs, keinen der Höflinge, die sich von Generation zu Generation in den Vorsälen von Versailles abgelöst hatten, um den Morgengruß des vergötterten Monarchen zu erhaschen — von allen jenen Menschen empfand jetzt auch nicht einer den Drang, ihn seiner letzten Ruhestätte zuzuführen, und ihm dort den Todesgruß nachzurufen.

Aber dafür war das Volk zugegen. Seit so langer Zeit hatte es nur religiöse Processionen gesehen, es verlangte nach anderen Schauspielen und es hatte sich gleichsam verschworen, sich dieses nicht entgehen zu lassen.

Schon seit dem 6. September hatte es sich in ungeheuren Schaaren auf der Ebene, die Paris vom Grabe der französischen Könige trennt, versammelt; Tag für Tag strömten neue Massen hinzu und geduldig harrte man des Augenblickes, wo der königliche Leichenwagen an seinem unvermeidlichen Ziele, St.-Denis, anlangen würde.

Wie auf einem Jahrmarkt ging es auf der Ebene zu. Wirthsbuden, Spielzelte, Gaukler und Musikanten, Alles reizte das Volk zu einer unanständigen Fröhlichkeit. Man tanzte, sang, trank, schrie und überließ sich dem tollsten Leben, wo nur Gedanken an den Tod hätten herrschen sollen.

Digitized by Google

Endlich nahte der Zug.

Wäre er von würdiger Feierlichkeit umgeben gewesen, hätte man dem Könige den Pomp, den er so sehr liebte, auch auf seinem letzten Wege gegönnt, hätten sich die Großen und die Würdenträger des Reiches in seinem Gefolge gezeigt, hätte ihm ein wahrer und aufrichtiger Schmerz das Geleite gegeben, — der hehre Eindruck der Trauer hätte trotz ihrer Ausgelassenheit die neugierigen Schaaren gezügelt.

Aber die ärmliche Nacktheit und Verlassenheit des Leichenwagens, das Fehlen aller Derer, die bisher den König umschmeichelt und den Blicken des Volkes entzogen hatten, die kalte Gleichgültigkeit Derer, die, um nicht jeden Anstand zu verletzen, sich dem Zuge angeschlossen, und endlich die unanständige Eile, mit der dieser seinem Ziele zustrebte, — Alles das reizte den groben Sinn des Pöbels, und auf der ganzen Länge des Weges, auf dessen Seiten er sich aufgestellt hatte, verhöhnte er mit frechem Spott die unempfindliche Hülle Dessen, der sonst mit einem Blick, mit einem Wort den Millionen seines Volkes zitternde Ehrfurcht eingeflößt, nannte ihn den „schlechten König" und hielt sich Zwiebeln vor die Augen, „um dem Verblichenen doch nicht das schuldige Beileid zu versagen."

An den Thoren von St.-Denis verdoppelte sich der Tumult, vom Spott ging man zu Thätlichkeiten über. Man wollte den Leichenwagen umwerfen, man wollte den Sarg zertrümmern und den Leichnam herausreißen und mißhandeln; die Soldaten waren genöthigt einzuschreiten.

Ein Herr, der in einem der Trauerwagen saß, beugte sich etwas vor und rief, als er das wüste Treiben des Pöbels schaute, aus: „Ich glaubte nicht, daß der Carneval im September wäre."

Ein Anderer stieß zwei Pariser zurück, die betrunken waren und unfläthige Lieder sangen; sie taumelten in einen Graben voll Schlamm und Koth und jener entfernte sich mit den Worten: „Schurken, das mag euch lehren, ob man singen darf, wenn die Sonne untergeht."

Aber nicht bloß sie, die ganze Menge war trunken, die ganze Menge sang, sang Spottlieder, verhöhnte das Andenken des Königs mit allerlei Witzen und Zoten, ja scheute sich sogar nicht, ihn mit den gemeinsten Schimpfworten, mit den grassesten Verwünschungen zu verfluchen.

Als dann endlich das Grab sich vor ihrer Wuth und ihrem Spotte schloß und die aufgeregten Schaaren nach Paris zurückström-

Digitized by Google

ten, wiederholten sich die Scenen des ersten Septembers; man zündete Freudenfeuer an, jubelte in viehischer Trunkenheit, umtanzte die Standbilder Ludwig's XIV, verhöhnte sie mit wüsten Gesängen, verstümmelte sie, stürzte sie von ihren Postamenten herab und schrieb auf die bronzene Statue des Place de la Victoire, da sie den Beschädigungsversuchen Trotz bot:

Tyran de bronze, il fut toujours ainsi.

Digitized by Google

Verzeichniß

der benutzten Hülfsquellen.

Voltaire: Siècle de Louis XIV, 2 vol. (Oeuvres complètes, Paris 1785—98.)
Reboulet: Histoire du règne de Louis XIV, 9 vol. . Amsterdam 1786.
Bruzon de la Martinière: Histoire de la vie et du règne de Louis XIV, 5 vol. . . . . à la Haye 1740.
Simonde de Sismondi: Histoire des Français, Tome XXVII. Paris 1842.
Gabourd: Histoire de Louis XIV. . . . . Paris 1844.
Moret: Quinze ans du règne de Louis XIV . . . . . Paris 1851.
Oeuvres de Louis XIV, 6 vol. . . . . Paris 1806.
de la Porte: Mémoires. (Collection de mémoires relatifs à l'histoire de France . . . . . Paris 1829.)
Dangeau: Mémoires, 4 vol. . . . . Paris 1830.
Choisy: Mémoires pour servir à l'histoire de Louis XIV Utrecht 1727.
Saint-Pierre: Annales politiques . . . . . Londres 1757.
Clément: Le gouvernement de Louis XIV . . . . . Paris 1848.
Capefigue: Richelieu, Mazarin et le règne de Louis XIV, 2 vol. Paris 1835.
Lemontey: Essai sur l'établissement monarchique de Louis XIV Paris 1818.
Cheruel: De l'administration de Louis XIV . . . . . Paris 1850.
Martin: La monarchie au XVIIme siècle . . . . . Paris 1848.
La monarchie universelle de Louis XIV . . . . . Amsterdam 1689.
Les soupirs de la France esclave qui aspire après la liberté. Amsterdam 1690.
La Beaumelle: Mémoires pour servir à l'histoire de Madame de Maintenon et à celle du siècle passé, 6 vol. . . . . 1757.
Lettres de Madame de Maintenon, 9 vol. . . . . 1758.
Recueil des Lettres de la marquise de Sévigné, 6 vol. . . Paris 1738.
Noailles: Mémoires politiques et militaires pour servir à l'histoire de Louis XIV et de Louis XV, 6 vol. . . . . Paris 1777.
Saint Simon: Mémoires complets et authentiques sur le siècle de Louis XIV et la régence, 40 vol. . . . . Paris 1840.
Richelieu: Mémoires, 9 vol. . . . . Paris 1790.
Duclos: Mémoires secrets sur le règne de Louis XIV, la régence et le règne de Louis XV. (Oeuvres complètes, 4 vol. Paris 1806.)
Souvenirs de la Marquise de Créqui, 4 vol. . . . . Paris 1837.
Bekenntniſſe der Prinzeſſin Eliſabeth Charlotte von Orleans, aus ihren Originalbriefen. . . . . Danzig 1791.

Digitized by Google

Anekdoten vom französischen Hofe aus Briefen der Madame d'Orleans, Charlotte Elisabeth, Herzog Philipp's I von Orleans Wittwe. Straßburg 1789.

Briefe der Prinzessin Elisabeth Charlotte von Orleans an die Raugräfin Louise, 1676—1722. . . . . Stuttgart 1843.

Histoire du livre des réflexions morales sur le Nouveau Testament et de la constitution Unigénitus . . . . . Amsterdam 1723.

Rulhières: Éclaircissements historiques sur les causes de la révocation de l'édit de Nantes . . . . . Paris 1788.

Berwick: Mémoires, 2 vol. . . . . Paris 1780.

Négociations et mémoires militaires relatifs à la succession d'Espagne. (Collection de documents inédits etc. . . . . Paris 1835.)

Louville: Mémoires secrets sur l'établissement de la maison de Bourbon, 2 vol. . . . . Paris 1818.

Coxe: Memoirs of the Kings of Spain of the House of Bourbon, 3 vol. London 1813.

Mahon: History of the War of the Succession in Spain. London 1832.

Lemontey: Histoire de la régence et de la minorité de Louis XV, 2 vol. Paris 1832.

La vie de Philippe d'Orléans, petit-fils de France, par Mr. L. M. D. M. 2 vol. . . . . Londres 1736.

Massillon: Mémoires de la régence. (Oeuvres complètes . Paris 1828.)

Mémoires de la régence du duc d'Orléans durant la minorité de Louis XV, 3 vol. . . . . Amsterdam 1729.

Châteauneuf: Histoire de Philippe d'Orléans . . . . . Paris 1829.

Capefigue: Philippe d'Orléans, Régent de la France. . . Paris 1838.

Marmontel: Histoire de la régence du duc d'Orléans, 2 vol. (Oeuvres complètes . . . . . Paris 1849.)

L. Blanc: Histoire de la révolution française, Tome I. . . Paris 1847.

Voltaire: Précis du siècle de Louis XV.

Mélanges historiques, satiriques et anecdotiques de M. de B... Jourdain, 3 vol. . . . . Paris 1817.

Pièces intéressantes et peu connues pour servir à l'histoire et à la littérature par M. D. L. P. (de la Place), 8 vol. . Bruxelles 1785.

Oeuvres de Madame de Tencin . . . . . Paris 1826.

Fontenelle: Oeuvres, Tome V & VI. . . . . Paris 1742.

Montesquieu: Esprit des lois
„ Lettres persannes } Oeuvres complètes . . Paris 1829.

Vie privée du Cardinal Dubois . . . . . Londres 1791.

Mémoires secrets et correspondance inédite du Cardinal Dubois par Mr. de Sevelinges. . . . . Paris 1815.

Mémoires de Madame de Staal-Delaunay, 4 vol. . . . . Paris 1755.

Lacretelle: Histoire de France pendant le 18me siècle. (Tome I) Paris 1808.

Flassan: Histoire générale et raisonnée de la diplomatie française, 6 vol. Paris 1811.

Digitized by Google

Lamberty: Mémoires pour servir à l'histoire du XVIIIme siècle (Tome VII—IX) . . . . . à la Haye 1724.
Rousset: Histoire du cardinal Albéroni et de son ministère jusqu'à la fin de l'année 1719, 2 vol. . . . . à la Haye 1720.
d'Argenson: Essais dans le goût de ceux de Montaigne. Amsterdam 1785.
d'Argenson: Considérations sur le gouvernement ancien et présent de la France. . . . . Amsterdam 1764.
Espilly: Dictionnaire géographique, historique et politique des Gaules et de la France. . . . . Amsterdam 1764.
Longuerue: Déscription de la France, 6 vol. . . . . Paris 1719.
Piganiol de la Force: Déscription historique de la ville de Paris et de ses environs. . . . . Paris 1765.
Voltaire: Histoire du Parlement.
de la Jonctère: Système du nouveau gouvernement en France, 2 vol. Paris 1720.
Forbonnais: Recherches et considérations sur les finances, 2 vol. Paris 1725.
Dutot: Réflexions politiques sur les Finances, 2 vol. . à la Haye 1743.
Histoire du système des finances sous la minorité de Louis XV, 6 vol. à la Haye 1737.
Du Pont: Du commerce et de la compagnie des Indes . . Paris 1781.
Herrn Law's Contrôleur général der Finanzen in Frankreich Gedanken von Waaren- und Geldhandel. . . . . Leipzig 1720.
Thiers: Law et son système des finances. (Encyclopédie progressive, Paris 1826.)
Heimann: Law und sein System . . . . . München 1853.
M. A. Cochut: Law et son époque . . . . . Paris 1853.

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

YC 74063

Digitized by Google